



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Max Dauthendey

Ein Herz im Lärm der Welt

Briefe an Freunde



Lieber Richard

Teils zwei Tagen bin ich hier in der alten Ruinensstadt am Meer. Durch dicken Herbstnebel bin ich in einem halben Tag u. einer Nacht herübergefahren, durch acht Jahrhunderte, und bin in Gotland aufgewacht im zehnten Jahrhundert.

Rings um mich sehen in herber Gotik die schwarzen ausgebrannten Höhlen der Dome und Klöster; aus den rothen und gelben Herbstgärten ragen die dunkeln Steingerippe. Ich gehe durch die kleinen winzigen Gassen über das uralte beulige Pflaster. Selten ein Wagen, selten ein Mensch; die Häuser sehen geducktes und den Ruinen in zerfallenen Gärten, über den niedern rothen Dächern schweben die Schiffe draußen auf dem Meer.

Heute ist Westwind, die See stürzt und rochs. Mein Zimmer liegt in einem Garten hart an der Stadtmauer, dahinter sehe ich die offene Horizontlinie des Wassers. Man wird so groß, wenn man über das freie Meer sieht. Riesige Gessalten der Wolken ziehen über die Wasserbühne, die Winde u. die Abwandlung halten Monologe. Ich denke an dich, und spreche in Gedanken herzlich mit dir. — Dein Max.

Brief aus Wisby an Richard Dehmel mit
Zeichnung Dauthendey's (2. Oktober 1895)

Verlag Albert Langen / Georg Müller / München

Max Dauthendey

Ein Herz im Lärm der Welt

Erläuternde Angaben auf der Rückseite des Schutzumschlages

Raubmenschen

Roman. 11. — 20. Tausend

Neue wohlfeile Ausgabe. 1933. In Leinen 3.60 Mk.

Die acht Gesichter am Biwasee

Japanische Liebesgeschichten

40. Aufl. Geh. 3 Mk., in Leinen 5 Mk.

Lingam

Asiatische Novellen

13. Aufl. Geh. 3 Mk., in Leinen 5 Mk.

Geschichten aus den vier Winden

Novellen

8. Aufl. Geh. 4 Mk., in Leinen 6 Mk.

Gedankengut aus meinen Wanderjahren

6. Aufl. Geh. 4.50 Mk., in Leinen 6.50 Mk.

Erlebnisse auf Java

Aus Tagebüchern

6. Aufl. Geh. 1.80 Mk., in Leinen 3 Mk.

Das Märchenbriefbuch der heiligen Märkte im Javanerlande

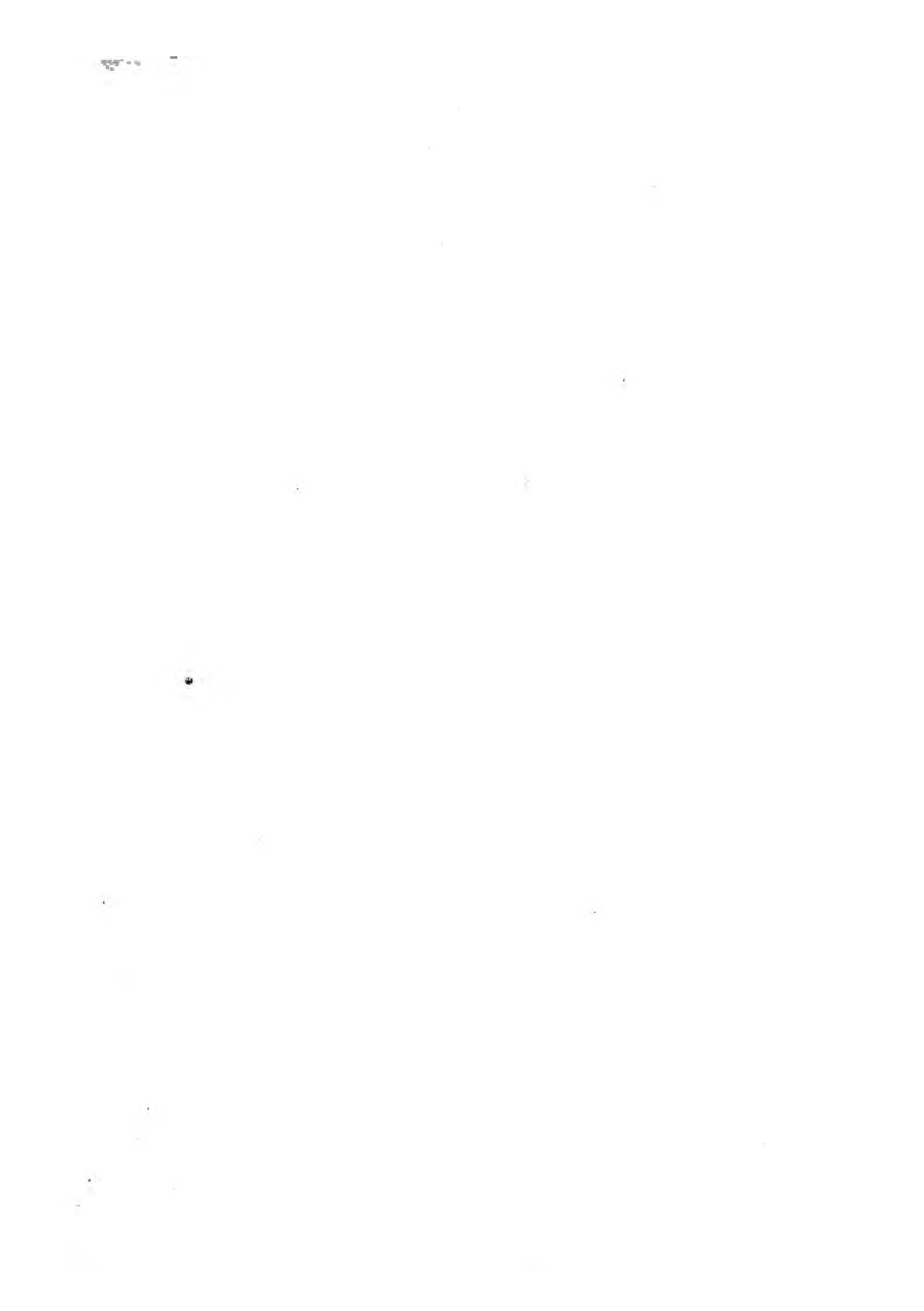
10. Aufl. Geh. 2.50 Mk., in Leinen 4 Mk.

Die geflügelte Erde

Ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere

5. Aufl. Geh. 5 Mk., in Leinen 7.50 Mk.

Verlag Albert Langen / Georg Müller / München



Max Dauthenden
Ein Herz im Lärm der Welt





Maꝝ Dauthenden
Ein Herz im Lärm der Welt
Briefe an Freunde

1 9 3 3

Albert Langen / Georg Müller, München

Der auf dem Schutzumschlag faksimilierte, mit einer eigenhändigen Zeichnung des Dichters geschmückte Brief vom 2. Oktober 1895, den Max Dauthenden aus Wisby an Richard Dehmel schrieb, befindet sich im Besitz der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek.



Copyright 1933 by Albert Langen — Georg Müller
Verlag, G. m. b. H., München. Printed in Germany

An würzburger Jugendfreunde

Leipzig, 6. Oktober 1886

Mein lieber W.,

Vivat hoch! Dreimal hoch! rufe ich Dir zum glücklichen Bestehen dieses verflirten Nacheramens zu. Ich wollte, ich könnte gleich bei Dir sein und Dir kräftig die Hände schütteln. Ich freute mich unendlich, als ich eben, morgens um acht Uhr, Deine liebe Karte erhielt. Habe mich sogleich hingesezt und zu kritzeln angefangen, doch habe ich es sehr eilig, da ich gegen halb neun Uhr ins Atelier muß. Jetzt habe ich mich so ziemlich eingelebt und mich an die Verhältnisse der Großstadt gewöhnt. Ich wollte, Du könntest einmal einen Blick von meinem Zimmer auf die Straße werfen, Du würdest vor Staunen die Augen wie Scheunentore aufreißen. Das ist ein Gewühl da unten! Von morgens fünf Uhr bis nachts zwei Uhr hat der Hauptlärm kein Ende. Der trillernde Pfiff der Pferdebahn, vermischt mit dem Geschrei der Fuhrleute, dem Klingeln des Koksmanns, «Mutter, der Mann mit dem Koks ist da», den zeternden Stimmen der Ausrufer, die gewöhnlich Obst, Milch, Selterwasser, Kaffee und Tee auf ihren Wagen feilbieten – dies alles und noch viel mehr zusammengenommen ist gar kein Lärm mehr zu nennen, es tönt wie das ewige Brausen einer Meeresbrandung. Die Häuser sind mit Schildern von der Kellerwohnung bis zum Kamin bepflastert, und über allem spinnt sich das Netz unzähliger Telephon- und Telegraphendrähte. Auf den Trottoirs schiebt sich eine ungeheure Menschenmenge an den prachtvollen Schaufenstern mächtiger Läden entlang, und man hört von allen Seiten die verschiedensten Sprachen und Dialekte. Am Brühl, wo ich wohne, ist jetzt zur Messe der mächtige Pelzhandel. Gruppen von Käufern und Verkäufern sperren die Passage, aber durch alles schlängelt sich mit Kagenähnlicher Geschmeidigkeit der polnische Jude, und seine pfropfenzieherähnlichen Löffchen flattern wie Fahnen im

Winde. Der mächtige Augustusplatz ist voller Buden, und alle sind je nach den Waren, die sie bergen, geordnet. Da sieht man die böhmischen Glaswaren in langen Reihen, dann ulmer Pfeifenköpfe, nürnberger Spielwaren, russisches Pelzwerk, französische Konfitüren, englische Stahlwaren, italienische Schmucksachen, alle Früchte aus den Tropen, indische Edelsteine und chinesische Nippsachen. Aller Herren Länder sind hier vertreten. Auf dem Königsplatz stehen die unvermeidlichen Schaubuden, Mellini an der Spitze. Die Messe zieht sich durch die ganze Stadt, denn fast in jedem Hause sind große Lager von Waren aller Art. Am Abend sind die Straßen, Plätze und Läden feenhaft beleuchtet, meist elektrisches Licht. Die Hauptschönheiten unserer deutschen Geschäftsstadt habe ich schon bewundert. Ich war im Neuen Theater, im Carola-Theater, im Kristallpalast, im Museum und im Panorama. Letzten Sonntag war das letzte große Steeplechase-Rennen; herrliche Pferde und hübsche Reiter konnte man da bewundern. Ich war dort, es war auf dem mächtigen Rennplatz vor der Stadt, von Riesentribünen umgeben. Nun habe ich Dir so ungefähr die Sphäre, in der ich mich jetzt bewege, ein bißchen beschrieben und hoffe, daß auch Du mir bald von Deinem neuen Beruf etwas mittheilst. Nochmals meine herzliche Gratulation! Leb wohl, sei herzlich begrüßt von

Deinem Max

Leipzig, 6. November 1886

Mein lieber W.,

wie sehr freute mich Dein lieber Brief, aus dem ich deutlich ersah, daß Dich Dein jetziger Beruf glücklich macht, noch mehr aber freute es mich, daß die schlimmen Ahnungen, die ich alte Unke hegte, sich in allgemeines Wohlgefallen auflösten. Kam es Dir am Anfang nicht etwas komisch vor, so Tag für Tag bis abends sechs Uhr im Geschäft zu sitzen? Mir wenigstens wollte es zuerst gar nicht recht behagen. Aber man gewöhnt sich daran. Mußt Du Sonntags und Feiertags auch ins Geschäft? Das war ja immer der wichtigste Punkt unserer gegenseitigen Erörterungen, und Du sträubtest Dich immer sehr dagegen.

Ich bin jetzt hier schrecklich beschäftigt. Wenn ich nachmittags um vier Uhr vom Atelier komme, geht zu Hause das Arbeiten weiter. Ich habe nämlich einige große Weihnachtsarbeiten vor. Für Papa mache ich ein Gegenstück zu dem Bilde «Der liebe Gott geht durch den Wald», und zwar habe ich ein sehr passendes Gedicht dazu, «Weihnachten im Walde» betitelt. Es erzählt, wie Christus in der Weihnachtsnacht durch den Wald geht, und wie ihm da das Märchen, die Heinzelmänner und alle Waldbewohner den Weihnachtsgruß bringen; und wo er schreitet, blühen im Schnee die Weihnachtsrosen. Im Hintergrunde steht ein erleuchtetes Kirchlein, wohin die Leute mit Lichtern in der Hand zur Mette gehen. Ich glaube, das Gedicht läßt sich recht hübsch illustrieren.

Dann arbeite ich an der Decke einer Mappe zum Aufbewahren der englischen Weihnachtsjournale für meine Schwester, und außerdem habe ich noch einige Kleinigkeiten zu Weihnachten zu malen, und ich muß fleißig sein, damit ich fertig werde. In fünf Wochen bin ich wieder zu Hause und freue mich schon sehr, wenn wir wieder zusammen im Redefluß über Kunst schwimmen werden.

Bald hätte ich das Wichtigste vergessen! Ich möchte Dich nämlich bitten, wenn es Dir möglich ist, mit «Tausend und eine Nacht» zu warten, bis ich komme, denn es liegt oben in der Kommode unseres beiderseitigen Ateliers, deren Schlüssel ich hier habe, weil in einem Fache mehrere (Du wirst schon wissen, welche ich meine) Bücher liegen; und wenn die jemand von meinen Angehörigen sehen würde, wäre es mir sehr fatal. Denn wenn Du zu mir gingest und das Buch holen wolltest, würde man die Kommode ohne meinen Schlüssel aufmachen, und dann läge die ganze Bescherung da, das wäre für mich sehr unangenehm.

Ich weiß nicht, ob ich Dir schon schrieb, daß ich mit Papa, der mich hier besuchte, einige Tage im Harz war. Es war eine wunderschöne Herbstreise.

Wenn Du etwas Zeit hast, schreibe mir doch auch mal wieder. Mit herzlichem Gruß an Dich und Deine lieben Eltern verbleibe ich

Dein altes Haus Mar

Am Geburtstagsmorgen

25. Juli 1888

Durchs Fenster lacht die Sonne,
Die Amsel lockt vom Baum.
Da spring' ich flink vom Lager,
Und fort sind Schlaf und Traum.

Es ist Geburtstagsmorgen,
Drum strahlt's und leuchtet's so.
Drum ist's mir auch im Herzen
So sorgenfrei und froh.

Wem soll mein Glück ich danken?
Horch! Morgenglocke klingt!
's ist Gottes Himmelsstimme,
Die mir zur Seele dringt.

Ich kniee leise nieder
Und bete, Herr, zu dir:
Daß du mich segnen möchtest
Und lieben für und für.

Genève, le 3. Avril 1889, mercredi

Mon cher W.,

soeben komme ich von Mr. Boissonnas zurück, woselbst mir eine ganze Korrespondenz eingehändigt wurde, darunter fand ich Deinen erwarteten «*première lettre d'amour*». Hab herzlichen Dank, Du guter Junge, daß Du so treu Wort gehalten hast, Du glaubst nicht, wie wohl einem in der kalten Fremde jedes aufrichtige freundliche Wort tut. Meine Karte wirst Du wohl am Dienstag, gestern, erhalten haben, und heute sollst Du der erste sein, der nach den lieben Meinigen eine längere Nachricht erhält.

Also, Montag Morgen machte ich mich auf die Suche, hatte mir im Bureau des Hotels die verschiedenen Adressen gesucht, und so trollte ich denn durch die Stadt. Du hast doch unser liebes Würzburg am Universitätsjubiläum auch in seiner Menschenfülle gesehen? Nun, solch ein Leben wie da-

mals bei uns herrscht hier alle Tage auf den Boulevards. Die Stadt ist ganz nach französischem Muster gebaut, und auch das Leben hier ist echt französisch. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie eigentümlich es für mich war, als ich plötzlich hinter Basel in der Nähe von Neuchâtel keinen deutschen Laut mehr vernahm. Es war am Sonntag Nachmittag gegen zwei Uhr, als ich in Lausanne umstieg. Da war herrliches Wetter. Meine eigentümlich trübe, benommene Stimmung wurde aber aufgeheitert, als ich in den andern Zug stieg, der voller schweizer Soldaten war, die zum Sonntagnachmittags-Urlaub nach Genf oder anderen nahen Orten fahren. Hier fährt jeder bessere Mensch (dies «Bessere» ist aber auf Stand und Bildung zu beziehen) zweiter Klasse, sogar das gewöhnliche Militär. Also, wie ich da drinnen im Zuge sitze, geht das Geschnatter um mich her an. Ob ich was verstand, fragst Du mich? Oh, lieber W., verstehst Du etwas, wenn sich die Hunde anbellern? Siehst Du, so saß ich mitten unter der Meute. Jede Station wurde mit einem Freudengetöse begrüßt. Die Damen auf den Perrons, Französinen natürlich, wurden aus den Waggons angesungen, z. B.: «Mon ange, mon cher ange, laisse toi donc embrasser!» «Mein Engel, teurer Engel, laß dich doch umarmen!» Das war das einzige, was ich auf der ganzen Fahrt von all den welschen Ausrufen verstand.

Weißt Du, im ersten Augenblick kam es mir komisch vor, wenn ich auf der Straße einem vierschrotigen Wesen, recht gewöhnlich aussehend, begegnete, und ich glaubte immer, nun müsse ich doch endlich ein deutsches Bauernwort im Mainviertel-Dialekt hören, und wenn dann diese Kreatur, ungefähr vom Umfang unserer Anna, Taillenweite drei Meter fünfzig Zentimeter, Bildungsgrad à la Madame Tröster, auf meine Frage, wo ich am nächsten zu meinem Hotel käme, mir im fließendsten, elegantesten Französisch die gewünschte Auskunft zu geben begann – da hätte ich sie vor Erstaunen beinahe angelacht. Es ist aber auch zu komisch! Jetzt habe ich mich schon mehr an den Dialekt gewöhnt und verstehe schon etwas besser. Man rühmt allgemein meinen weichen Akzent und die richtige Redewendung.

Bei Mademoiselle Duraffourd, wo ich Pension genommen habe, wird kein Wort deutsch gesprochen, und nun kannst

Du Dir wohl die komischen Verwirrungen vorstellen, die sich bei meiner unvollkommenen Ausdrucksweise in Szene setzen. Als ich mir z. B. heute dieses Briefpapier holte, da sprach ich in dem Magazin so viel, wie man wohl kaum bei einem Hausverkauf spricht, um ins Reine zu kommen. Ich hatte nämlich unglücklicher Weise mein Wörterbuch nicht bei mir und konnte dem Menschen durchaus nicht begreiflich machen, daß ich überseeisches Postpapier, ganz dünnes, wünschte. Es war zum Totlachen, welche Umwege ich machte, um zum Schluß zu kommen.

Bei Mademoiselle Duraffourd, wo ich jetzt wohne, bin ich sehr gut aufgehoben. Sie ist sehr, sehr freundlich und liebenswürdig, fast wie eine Mutter, zu mir. Außer mir kommen noch eine Französin, ein Bulgare und ein Schweizer zum Diner. Vorgestern Abend war ich bei einem Freund meines Vaters zum Souper geladen. Es sind reine Franzosen, natürlich war da die Unterhaltung mit vielen Schwierigkeiten für mich verbunden. Es war aber doch äußerst animiert, nach dem Essen musizierten die Damen, und ich saß mit Herrn Jacobi am Kamin und hörte zu, und da war es mir plötzlich, als wenn ich gar nicht von zu Hause fort wäre, so heimmelten mich die deutschen Stücke an, die man mir zu Ehren vortrug. Die Wohnung der Mademoiselle Duraffourd ist auf einem breiten Boulevard in der Nähe der «Place rond point». Wir haben nach der einen Seite die Aussicht auf den herrlichen Jura, und gegenüber den Blick auf den Gletscher «Mont Salève». Die Berge ringsum sind noch alle mit Schnee bedeckt, selbst in der Stadt hat es gestern und heute ganz fein geschneit. Am Sonntag war es sehr warm, gestern aber war es wie im Winter. Das macht die Luft auf den Bergen, sie ändert das Wetter im Umsehen. Manchmal steht der Mont-Blanc klar und scharf am Himmel, aber manchmal ist er wie weggewischt, man sieht rings nur Himmel, als wäre die Stadt in einer weiten Ebene.

Also, heute Morgen war ich bei Mr. Boissonas «pour me présenter». Er war äußerst freundlich, liebenswürdig, führte mich umher, zeigte mir die Einrichtung. Es ist ein riesiger Bau. Parterre sind der «Erste Empfangsalon» und die Bureaus. Im dritten Stock befindet sich das Atelier, ein kolossales Monstrum, noch einmal so lang wie das Cure und

mit einem Licht wie in einer Blendlaterne. Ehe man das Atelier betritt, kommt man wieder in ein äußerst elegantes, geschmackvolles Empfangszimmer. Schräg über dem Atelier befindet sich der Kopiersaal; so ist das Gebäude am Quai.

Die Firmen über den Häusern sind ganz wie beim «National» und «Hôtel Brauser». Vorn läuft die Rhône vorbei, und die Straße an der Ecke öffnet sich hier zum Quai gegen eine Brücke. Herr Boissonnas ist noch ein ganz junger Mann von kaum dreiundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, groß, kohlschwarz und mit einem winzigen Schnurrbärtchen. Sein Vater ist erst vor einigen Monaten gestorben, und er hat das Geschäft mit seinem Bruder. Diesen kenne ich noch nicht. Heute Nachmittag um zwei Uhr werde ich eintreten und dann später noch viel erzählen, wie sich hier alles gestaltet. Wenn Du Zeit hast, gehe ein bißchen zu den Meinigen und erzähle, was ich Dir schrieb. Sie wissen das noch nicht, da ich gestern noch nicht bei Boissonnas war, also auch in meinem gestrigen Brief nichts davon erwähnen konnte. Nun grüße noch herzlich die lieben Deinigen und die Meinigen und sei Du selbst herzlich begrüßt von

Deinem Max

Wörishofen, 11. Oktober 1890

Liebe Freunde,

also heute Nachmittag, nachdem ich eben Eure Karten abgefeuert hatte, kamen Eure sehnsüchtig erwarteten Briefe. Ihr glaubt gar nicht, wie wohl mir diese zwei Briefe taten. Mir ist, als atmeten sie so viel Wärme und Innigkeit, daß sie mich in meiner Einsamkeit ordentlich stärken.

N., Dein Augsburger Seufzer war allerliebste, er sprach unsere beiderseitigen Gedanken aus. Nicht wahr, der Gang durch die Stadt hat sich gelohnt? Mir war, als ginge eine stolze, kalte Ehrwürdigkeit von diesen grauen Patrizierhäusern aus. Dieses Großstadtgetriebe in den stummen, alten, prunkenden Straßen hat etwas von dem inhaltlosen, blöden Glänzen falscher Steine auf schwer massivgoldnem Grunde.

Also in Würzburg ist auch alles beim alten, die konservative Sonne geht immer noch ebenso auf und unter, ganz wie

hier. Papa ist also ganz vertieft in das Wasserproblem; das freut mich, da kann ich mich doch dann als «Erfahrener» ein bißchen interessant machen. Deine Idee der Barfußnovellen geht mir schon längst im Kopf herum, aber es schien mir ein bißchen zu modesüchtig, gleich über die armen Barfüßler herzufallen. Vielleicht flattert mir doch mal in müßiger Stunde so ein barfüßiger Amor mit rosigen Zehenspitzen durch den Sinn. Man ist ja hier in der einsamen Zeit vor keinem faulen Gedanken sicher. Man ergreift jeden Funken einer dummen Idee als geistigen Rettungsanker.

Was ich treibe? Oberguß – Rückenguß – Knieguß – Rückenguß. Oberguß – Rückenguß – Halbbad – Oberguß.

Der Pfarrer, unser guter Wörishofer Großpapa, war wieder recht lustig, als ich heute bei ihm war. «Lassen Sie sich nicht irre machen, wenn Sie auch allerlei bekommen. Das muß alles raus aus dem Körper!» Ein braver Kerl, der Alte! Es waren wieder sehr viel Ärzte da, aber ich habe keinen an mich ran kommen lassen. Das Gedränge war wieder sehr groß. Seit gestern werden auch im Pfarrhof Nummern ausgeteilt.

Von Lassos «Jerusalem» habe ich jetzt bereits drei Gesänge gelesen. Die Sprache ist manchmal etwas schwülstig, aber doch edel und oft von geradezu großartiger Schönheit. Am meisten bewundere ich die Farbenpracht der Schilderungen, so köstlich, zuweilen unbewußt ganz modern realistisch. Wie ich mich freue, daß mein literarischer Geschmack jetzt so ziemlich geläutert ist. Da wählt man nur das Schönste und hat sich nicht durch all den Bücherwust durchzuarbeiten. Früher wollte ich immer gerne alles lesen, jetzt bin ich vorsichtig, ein rechter Feinschmecker.

Bei Würzburg, 17. Mai 1891, Pfingstsonntag
Abend, halb zehn Uhr

Nun ist der erste Pfingsttag vorbei. Grau und düster, Regen und Hagelschauer, so recht für meine Stimmung geschaffen.

Von den Meinen hat mich auch immer noch niemand besucht. N. wird Dir erzählen, wie grausam mich Papa zu quälen beginnt. Oh, es war ein ödes Tränenfest heute.

N. war treu und gut zu mir und beratschlagte lange mit mir, wie wir es anstellen sollten, um Papa davon zu überzeugen, daß es das Beste für die allseitige Ruhe wäre, wenn ich meine Tage zwischen Geschäft und geistiger Arbeit teilte. Endlich riet er, ich solle einen Brief schreiben und ihm darin alles auseinandersetzen, denn mit Reden ist Papa so schwer zu überzeugen. Wir setzten dann den Brief heute morgen zusammen auf, ich habe Dir eine Abschrift beigelegt. Morgen will ihn N. mitnehmen und ihn dann entweder sofort oder in nächster Zeit, sobald sich passende Gelegenheit bietet, übergeben. Es ist der letzte Versuch, Frieden herzustellen. Scheitert dieser, dann weiß ich nimmer, wie ich diesen jemals zwischen Sollen und Können beenden werde.

Den Nachmittag verbrachten wir zusammen im Zimmer. Es war so kalt, daß eingeheizt wurde. N. hatte Berliner Tageblätter mitgebracht. Wie das rauschte in der Weltstadt! Der Lärm tat mir wohl und betäubte für einige Zeit die wühlenden Gedanken in meiner Brust.

An den Vater, Karl Dauthendey

Bei Würzburg, den 18. Mai 1891

Lieber Vater,

Du hast von B. schon gehört, daß es mir jetzt wieder besser geht, auch hat er Dir erzählt, daß ich wieder in die Stadt möchte. Meine Gründe dafür wirst Du wohl billigen. Die quälenden Gedanken, die mir nach meiner Krankheit blieben, möchte ich selbst gern überwinden. Das ist mir unmöglich, solange ich so viel mir selbst überlassen bin wie hier oder an irgendeinem andern Orte, wo ich allein bin, und Du wirst zugeben, daß das beste Mittel, mich zu beruhigen, die Arbeit ist.

Du meinstest es gut und dachtest daran, mich noch bis zum Herbst, wenn nötig, hier zu lassen. Ich weiß bestimmt, daß mir das viele Alleinsein von jetzt ab schaden wird, und daß ich die Kräfte durch rein geistiges Arbeiten, zu dem ich dann gezwungen wäre, wieder einbüßen würde. Du wirst wohl also mit mir fühlen, daß es das beste ist, wenn ich wieder in der Stadt arbeite.

Dein Wunsch ist, daß ich den ganzen Tag im Geschäft arbeite. Selbstverständlich werde ich Deinem Willen nachkommen. Du weißt aber, daß der Drang zu geistiger Thätigkeit in mir so groß ist, daß ich ihn nie unterdrücken kann. Ich müßte also die Nachtstunden dazu benützen. Seitdem ich von Wörishofen zurück bin, hattest Du mir zwar in geschäftlicher Beziehung Erleichterung geschaffen, aber ich mußte immer Deinen Unwillen erwecken, wenn ich mich tagsüber mit Lesen oder Schreiben beschäftigte. Diese Unruhe zwang mich, meistens die Nachtstunden zu benützen. Nachdem meine Freunde um elf Uhr weggegangen waren, arbeitete ich bis in die Morgenstunden. Dies würde sich alles ändern, meine Ruhe und meine Kräfte würden wiederkehren, meine Gesundheit würde stetig sein, wenn ich mit Deiner Genehmigung einen Teil der Tagesstunden zur geistigen Arbeit verwenden dürfte. Ich könnte und würde zu regelmäßigerer Zeit schlafen gehen und frisch arbeiten. Du wirst vielleicht damit übereinstimmen, daß ich die Aufnahmen mache und die übrige Zeit für mich behalte. Dadurch hättest Du mir und Dir für immer die ersehnte Ruhe gegeben.

Wenn Du mir dies gewähren wolltest, würde ich Dir herzlich dankbar sein. Daß ich mich jetzt nach meiner Krankheit für die erste Zeit noch in körperlicher und geistiger Arbeit schonen muß, ist ja auch Deine Ansicht.

Mit herzlichsten Grüßen an Dich und alle Lieben

Dein Max

An würzburger Jugendfreunde

Würzburg, Montag, 25. Mai 1891,
morgens neun Uhr

Eben habe ich mit N. einen kleinen Spaziergang gemacht und ihn dann zum Kolleg begleitet, und nun komme ich wieder zu Dir. Daß wir uns gestern im Kunstverein verfehlten, hat Dir N. schon mitgeteilt. Ich war leider mit meiner Schwester und Fräulein K. früher da. Es gab nichts Nennenswertes dort; ich habe solchen Durst nach gewaltigen, hinreißenden Geniestreichen. Nachdem ich von den Wunderdingen der Berliner Ausstellung gehört habe, kommt mir

alles hier so leicht und schwächlich vor. Wenn sie nur Farbe und Gedanken zusammenraffen wollten, Großes, Berauschendes zu schaffen! So zerkrümeln die meisten ihr Farbgefühl, ihre Schaffenslust in fader Naturkopie, seelenloser Wiedergabe der Umgebung. Und ihre Arbeiten wirken wie schlechte bunte Photographien.

Der gestrige Nachmittag verlief programmäßig. Das Wetter war sonnig und fröhlich. Wir gingen auch ein bißchen zum Wald, schüttelten Maikäfer in ihm und pflückten ihm die schönsten Blumen von der Brust. Meine Schwester Marie erwachte in der Stille des kleinen Geroldshausen. Sie war ausgelassen und übermütig. Mit Händen und Augen zeigte sie mir rings die Farben und Strahlen, und ihre Phantasie war unerschöpflich in Erfindungen. Jedem Baum, jeder Blume, jeder Wolke gab sie Seele. Wir waren am Abend allein vors Dorf gegangen, und da war ihre Naturempfindung so warm und fein, daß ich nur immer staunend zuhörte. Jetzt erst weiß ich, wer mich in frühester Jugend die Seele der Welt zuerst erkennen ließ und mich mit Märchenaugen sehen lehrte. Ich verdanke ihr ein gutes Teil meines früh entwickelten Farbensinnes. Sie fütterte mich mit Bildern und belebte mir den grauesten Winkel mit geheimen Phantasiegestalten. Meine Schwester Lisa gab mir später den Ernst, die bunte Fülle zu ordnen, und sorgte dafür, daß die Welt mir nicht in lauter haltlosen Nebeln zersprühte.

Würzburg, 5. Juni 1891

Am Nachmittag waren wir wie immer in der Harmonie. Denke Dir, ich habe einen neuen «Jacobsen» entdeckt. In der «Frankfurter Zeitung» war ein Aufsatz über Maeterlinck, einen belgischen Dichter. Höre nur, was man von ihm sagt: Die Wunder der singenden Seele deutet er uns, wie Böcklin die Wunder des Meeres. Ein Dichter für die Delikatsten, die zu träumen wissen und durch die Nerven empfinden. Den elektrischen Drähten gleichen seine Nerven, die auf den Windhauch, den Blätterfall schmerzende Antwort geben. Populär wird er nie. Sein Lieblingswort ist «étrange». Dem Besonderen neigen sich niemals die gekränkten Massen. Von seinen Gedichten sagt man: Gefühle werden gerochen, Düfte geschmeckt, Töne gesehen und jeder Sonnenstrahl gehört.

Ich werde mir die Sachen bestellen und ins Deutsche übersetzen. O, wie ich entzückt bin von den kurzen Novellen-skizzen, nur Stimmung und Gefühlsbilder; aber welche zarten Gefühlsbilder! Das Herz vibriert in den feinsten Fasern, wenn man seine Gedanken, so tiefe, wunderbare Gedanken, hört. Das Drama wurde in Paris aufgeführt. Es enthält keine Handlung, nur eine Reihe phantastischer Märchenbilder, Mondschein und Sonnenduft, dunkle Blutstropfen, lachendes und weinendes Tränenblut.

Auf der Bühne wird er nicht verstanden werden. Nur im Alleinssein mit einem solchen Geist, weg von der illusionstörenden Menge, weit weg, nur da versteht man seine Farben, seine scheuen Nachtigallenlieder. Nicht wahr, Du freust Dich mit mir, daß ich wieder Nahrung gefunden habe? Es war alles so schal und duftlos, alle diese naturalistischen Bilder, die meisten, weil sie mit photographischer Treue alles Sichtbare, Greifbare sichtbar, greifbar machen – das Höchste, was sie leisten können. Es sind dies alles nur rohe Totgeburten des Verstandes gewesen, bis auf den Schmutz unter den Fingernägeln genau menschengetreu. Sie verstanden nur, die leblose Materie nachzuformen, nicht aber die geheimen Kräfte, die bessere Hälfte des Menschenleibes, die Gefühle und Gedanken, die warmen unsichtbaren Lebenszeichen nachzubilden, die feinen Empfindungstöne nachklingen zu lassen, sie so anzuschlagen, daß es in uns in demselben Tone mitklingt.

Dann las ich noch eine sehr gute Novelle, und das will viel heißen, nach Maeterlinck noch etwas gleich sehr gut zu nennen: «Meervögel» von Ola Hansson. Er ist auf demselben Wege wie Jacobsen, aber noch auf dem Wege, nicht am Ziel. Sehr, sehr feinfühlig und von farbenfeiner Anschauung.

Am Abend waren wir erst ein bißchen im Glacis, da duftet und blüht noch alles. Besonders die Akazien schwimmen in Blütenfüße. Um neun Uhr kehrten wir heim und lasen bis zehn Schopenhauer. Wir sind bis S 44 gekommen. Ich bin sehr begeistert von seiner Auffassung und Darlegung des Kunstgefühls, besonders über die Erklärung der Ausdrücke: erhaben, schön und reizend. Das ist so trefflich gesagt und so leicht verständlich.

Würzburg, 9. Juni 1891

Gestern Abend machte ich seit langer Zeit wieder einen Spaziergang. Es ist alles so wohlthuend verändert, der Sommer begräbt mit seiner schwellenden Reife die Maienerinnerungen, rings üppiges wogendes Grün; die Sonne entsaugt schon den hohen Wiesen die Frische, und über den Halmen schwimmen die Blumen in trägen, schwülen Farben. Im Wetterleuchten ging ich heim. Scheue Lichter jagten über meinen Weg, und das Dunkel floh verstört vor mir her. Dann ein wutverhaltenes Gären in der Ferne; Flammen und Flammen, fieberzuckende Flammen verschlangen die Nacht, die geängstigte Stille zerbarst, der Donner fluchte, und Blitze zerkrallten den Himmel. Es war ein ganz wunderbarer Reiz, in diesem Wirbel von Grauen und Schrecken hinzugehen, zu bewundern und zu erschrecken.

Ich werde bei diesem Briefe immer gestört. Ich hatte schon mehrere Aufnahmen. Es ist mittlerweile elf Uhr geworden; N. kam vorbei, er läßt Dich herzlich grüßen.

Würzburg, 10. Juni 1891

Dann las ich in den literarischen Blättern noch einen Aufsatz über «Ibsen und Hauptmann» von Dr. Ettliger. Der arme Ibsen wird ganz zerrupft und kaum ein gutes Haar an ihm gelassen. Ettliger erkennt die ersten Werke als gute Bühnenstücke an, aber die «Frau vom Meere» und «Hedda Gabler» kann er gar nicht verdauen. Dagegen wird Hauptmann furchtbar gerühmt, so daß ich mir heute vorgenommen habe, mir die «Einsamen Menschen» zu kaufen, um doch auch urteilen zu können. Ettliger schließt seinen Aufsatz mit einer mehr als ungezogenen Phrase: «Ibsen, der in der deutschen Dichtung seine Schuldigkeit getan, kann gehen, er hat sich mit seinem letzten Werk selbst das Urteil gesprochen.» — Manche Literaten sind in ihrem Dünkel schlimmer als die Herrgötter.

Dann, in einer kritischen Betrachtung der Werke Otto Leirners, fand ich dies liebliche Gedicht von ihm:

O Liebe, heilige Liebe, wie kamst du in die Welt?
Aus dunklen Meeresgründen, vom hellen Himmelszelt?
Hat dich ein Stern verloren, der seine Straße zog
Und über unsre Fluren ins Unbegrenzte flog?

Bist du der Welten Same, der Welten Blüte nur,
Und zeigen Lenzesblumen uns deiner Schritte Spur?
Bist du nur letztes Erbe aus einem frühern All,
Uralter Melodien zerrißner Wiederhall?

Würzburg, Freitag, 12. Juni 1891,
morgens halb sieben Uhr

Ich spiele immer noch viel Klavier. Und übe eben den Brautmarsch aus dem «Lohengrin». In der Harmonie las ich etwas, was Dich wohl auch interessieren wird:

«Der gegenwärtige Stand der Kochschen Frage» von Dr. J. Levin in der «Gegenwart», Nummer 23. Er führt zuerst an, was wir längst wissen; mit welchem Eifer Kochs Lymphe zuerst begrüßt wurde, wie der Jubel aber allmählich wieder verschwunden sei. Dann erklärt er, daß die Tuberkulininjektionen nichts Gutes geleistet hätten, was nicht auch bei anderer Behandlung erreicht worden wäre. In bezug auf allgemeine Gefahren seien sie bedrohlicher als andere Methoden. Was aus diesen Resultaten für weitere Anwendung sich ergäbe, sei nicht schwer zu sagen, obwohl es an sich nicht unrichtig wäre, weitere Versuche anzustellen. Die Tuberkulose des Kehlkopfes habe es mit der des Darmes gemeinsam, daß sie unzweifelhafte Heilerfolge durch alleinige Tuberkulininjektionen gezeigt habe. Diese mit dem Tuberkulin erzielten Erfolge verdienten durchaus betont zu werden, doch dürfe man auf anderer Seite nicht vergessen, daß man auch in der Zeit vor Koch gegen Tuberkulose des Kehlkopfes in keiner Weise machtlos gewesen sei. Der ganze Aufsatz ist zwar sehr vernichtend, aber doch schonend und Kochs Größe so viel wie möglich anerkennend.

Du fragtest nach meinen Schwestern. Danke, es geht ihnen ganz gut. Lisa läuft immer noch barfuß. Sie sagt, es liefen immer zehn bis fünfzehn Leute jeden Morgen von sechs bis sieben Uhr. Auch meine Schwester Marie ist sehr vergnügt und freut sich auf die Ankunft ihres Mannes und des ältesten Knaben. Mein Schwager wird Anfang Juli kommen. Papa hat ein zweites philosophisches Buch unseres Urgroßvaters aus dem Nachlaß einer Tante erhalten, studiert es eifrig und freut sich seines künftigen Ausralleibes, wofür jener Urgroßvater ganz besonders schwärmte.

Morgen ist für mich der große Entscheidungstag. Umständlich ist nur, daß ich mich wieder einmal waschen muß. Wenn ich es nicht täte, würden sie mich vielleicht für untauglich erklären. Wenn Du diesen Brief liest, denke an mich, daß ich dann eben «unfehlbar» in der Schrankenhalle bin.

Würzburg, Sonnabend, 13. Juni 1891,
morgens halb zehn Uhr

Nun bin ich so klug wie vorher auch. Eben komme ich nämlich von der «Fleischschau»; aber was sie mit mir tun wollen, weiß ich nicht. Stell Dir vor: ein großer Saal, voll von Kleiderständern. Von der Wand bis zur Tür eine lange, lange Bank, drauf immer zwanzig, dreißig Menschenkinder. Die Tür klappt fortwährend auf, zu, auf, zu. Einer schlüpft hinein, ein anderer heraus. Drinnen ein Tisch voll Offiziere, man steht plötzlich vor einem Arzt. Name, Stand wird verlesen, und dann gleich kurz und bündig: «Tauglich» oder «Nicht tauglich». Glückliche, wer es hört! Ich konnte es nicht verstehen. Ich zitterte vor Kälte und Aufregung, alles Blut sauste mir in den Ohren. Ich sah fast nichts, hörte nur wie aus der Ferne Stimmen. Dann winkte man wieder, ich könne gehen. Ich war ganz starr und verdutzt, denn ich glaubte ja, man würde untersucht. «Nein, Sie können schon gehen!» Draußen war ich. Der Feldwebel sagte mir dann, heute Nachmittag könne ich es erfahren, er wunderte sich, daß ich es nicht gehört hätte. Also muß ich noch bis vier Uhr warten. Warum mir nur gerade so was passiert? Alle sind mit der Gewißheit fortgegangen, ob Landsturm, ob tauglich. Ich habe keine Ahnung. Auch der schöne J. war da. Denke Dir, dieses Prachteremplar von einem Menschen ist frei geworden! Überhaupt, so viel ich merkte, sind fast alle frei geworden. Es waren nur Einjährige da, die sich alle schon einmal gestellt hatten, meist Studenten.

Du kannst Dir wohl denken, daß ich immer noch ein bißchen unruhig bin, denn es ist doch eine gewaltige Entscheidung, die ich mit großer Spannung erwarte. Es ist mir deshalb auch momentan nicht möglich, so ausführlich zu schreiben, wie ich gerne wünschte; die Gedanken zerflattern

fortwährend. Verzeih, wenn dieses Mal mein Sonntagsgruß so kurz wird.

Dein Max

Viele herzliche Grüße Deiner lieben Schwester.

Würzburg, Freitag, 14. Juni 1891,
morgens acht Uhr

Du wirst Dich wohl mit mir gefreut haben, daß ich dem militärischen Schicksal entronnen bin. Es waren ja nicht die Strapazen allein, die ich fürchtete, sondern hauptsächlich dieses rohe Kasernentreiben, diese rücksichtslose Derbheit mit all ihrem tierischen Blödsinn.

Wir waren gestern Nachmittag auf der Festung, trafen aber Majors nicht zu Hause. Doch der kleine Ferdinand sollte im Garten sein, da hatte ich Gelegenheit, N. hinzuführen und ihm die prachtvolle Aussicht zu zeigen. Der Garten liegt so einsam wie ein Dornröschenhain voll üppiger Rosenwildnis und greisem Efeu. Schwermütige zerbrochene Statuen, zerbröckelnde Terrassentreppen, geborstene Gesimse und moosgrüne Brüstungen, alles mit dem Ausdruck grauer Apathie. Das junge, schäumende Grün hat überall die ernsten, strengen Linien des Steines verdrängt. Kauschendes Leben erdrückt die pedantische Starre, der Stein läßt alles über sich ergehen, ohnmächtig, greisenhaft.

Papa ist heute Morgen mit dem Schachklub nach Dettelbach gefahren. Das ist das originelle Dorf, wo alle Bauern Schach spielen. Wenn ich nicht im Geschäft sein müßte, wäre ich gern dabei gewesen. Ich möchte mal ihre Köpfe sehen, Dickköpfe jedenfalls.

Gestern bekam ich Maeterlincks «L'intruse», habe es schon gelesen. Es ist so wundervoll in Stimmung und Feinfühligkeit, daß ich es gleich am Nachmittag noch einmal las. In dem Buch ist dann noch ein anderes Stück: «Les aveugles», das kenne ich noch nicht. Ich werde beides übersetzen. Es ist sehr leicht, da es so schlicht und einfach ist. Es handelt sich darin auch hauptsächlich um Ahnungen, Hellsehen und Empfindungen, die man ja bei den Blinden so oft beobachtet.

Ich freue mich sehr, wenn ich Dir die Übersetzung senden

Kann, wir haben bis jetzt von Bühnenwerken nichts Ähnliches gelesen.

Ich habe in den letzten beiden Tagen wenig Interessantes in der Harmonie gefunden, einmal, weil das Wichtigste aus den Journalen erschöpft ist, dann weil ich wieder begonnen habe, zu Hause zu schreiben, täglich einige Stunden an meiner Novelle. Um zu wissen, ob die Art und Weise, mit der ich meine Erzählung einleite, nicht gar zu verschleiert ist, habe ich bereits den Anfang vorgelesen. Und ich freute mich sehr, daß es Beifall gefunden hat. Ich freue mich sehr, daß ich jetzt schon wieder alle Kraft zu körperlicher und geistiger Anstrengung habe und dabei völlig ohne Kopfschmerzen bin.

Würzburg, Dienstag, 16. Juni 1891,
morgens halb neun Uhr

Vormittags habe ich gewöhnlich Aufnahmen, dazwischen eile ich immer eine Viertelstunde ans Klavier, dann wieder ins Atelier, immer abwechselnd, je nachdem mehr oder weniger zu tun ist. Nachmittags punkt halb drei Uhr kommt N. Er erzählt dann erst vom Kolleg, von der Harmonie. Dann lesen wir den zweiten Teil des Maeterlinckschen Buches «Les aveugles». Eine eigenartige Geschichte: Zwölf Blinde leben in einem Hospiz auf einer Insel. Ein Priester pflegt sie. Die Szene zeigt uns nun den Moment, wo der greise Beschützer eben in ihrer Mitte verschied. Sie sitzen alle in einem dichten Walde, er hat sie noch einmal vor Winter- einbruch an die Meeresküste führen wollen. Auf dem Weg fühlt er, daß er stirbt. Er läßt sie sich alle setzen und sagt, er gehe, Wasser und Brot zu holen, sie sollten warten. Nun ist ganz wunderbar das Gefühl all dieser verschiedenen alten und jungen Blinden geschildert, wie sie, ihn fort glaubend, über ihn sprechen, ungeduldig werden, und wie es dann Nacht wird und sie glauben, er habe sie vergessen. Sie klagen, sie fühlen den Mondschein auf ihren Händen, sie jammern, die einen verzweifeln, die andern resignieren, bis sie plötzlich entdecken, daß er schon lange unter ihnen sitzt, aber – tot; das wilde Entsetzen, die Angst, wie sie nun heimkommen sollen. Niemand sieht unter ihnen als der Säugling einer irrsinnigen Blinden. Ihn betteln sie an und flehen, er möge

sagen, was er sieht. Das Kind wimmert, das Ganze schließt mit dem Ausbruch ihrer höchsten Verzweiflung. Ich glaube, es wird noch lange dauern, bis solche Stimmungsbilder sich ihren Platz auf unseren Bühnen erobern. Sie sind eben durchaus nicht für die Masse, es ist alles so fein und zart an ihnen, daß man es nicht mit den neugierigen, hungrigen Augen des jetzigen Theaterpublikums betrachten darf; man muß selbst angestrengt mitarbeiten. Was Jacobsen im Roman, ist Maeterlinck auf der Bühne. Es ist das durchgeistigste Zukunfts-drama, wohl nur den Feinfühligsten verständlich und angenehm. Es werden dabei solch namenlose Anforderungen an die Schauspieler gestellt: ein völliges Sichloslösen vom eigenen Ich, ein tiefes Sichversenken in die leifesten Seelenstimmungen. Ich kann mir deshalb nicht denken, daß es unseren jetzigen Schauspielern gelingen wird, ein Maeterlincksches Drama vollendet zu spielen. Sowie aber nur ein Hauch der Illusion durch Unvollkommenheit gestört wird, zerfließt das Ganze und wirkt hohl und lächerlich.

Würzburg, Mittwoch, 17. Juni 1891,
halb neun Uhr

Heute Morgen, als ich zum Kaffee herunterkam, saßest Du schon in meinem Zimmer. Das war eine große Freude. Für jede Antwort des Fragekastens habe ich Dir jetzt nur eine Photographie in Farben senden können, damit Du siehst, wie braungebrannt, wie rund und kräftig ich bin. Jeder sagt es mir. Alle sagen, daß ich wohler als je aussehe. Es wird Dich vielleicht beruhigen, wenn ich Dir sage, daß ich mir jetzt eiserne Hanteln kaufe und an unserer Schaukel an Pappas Schlafzimmertüre Zimmergymnastik treibe. Täglich gehe ich mindestens eine Stunde spazieren.

Mein sehnlichster Wunsch ist es ja, auch jetzt immer so zu bleiben, daß wir uns später in voller Gesundheit wiedersehen. Ich habe deshalb N. vorgeschlagen, daß wir von heute ab abwechselnd einmal am Nachmittag, einmal am Abend zusammenkommen. Dann kann ich an den freien Nachmittagen schreiben und schlafe lieber morgens länger. Dann denke Dir diese Ruhe, von Abends zehn Uhr bis Morgens sieben Uhr! Sind neun Stunden. Dabei muß ich ja dick wie ein Maultier werden.

Morgen werde ich Dir von den «Einsamen Menschen» erzählen. Wir lasen sie gestern Abend.

Der «Zug nach dem Westen» hat mir beim ersten Lesen vor vier Jahren auch sehr gut gefallen. Aber eigentümlich – als ich ihn im Vorjahr wieder las, schien er mir so duftlos, nur platte Beobachtung und keine zündende Ausdrucksweise. Dich spricht er wohl deshalb so sehr an, weil Du jetzt mitten im berliner Leben stehst und ihn mit Interesse für das berliner Leben liest. Vom künstlerischen und schriftstellerischen Standpunkte aus finde ich Paul Lindaus Schreibweise wirklich nicht besser als nur Mittelmaß. Ich glaube, Du wirst bei einer späteren Aussprache hierüber mit mir harmonieren.

Würzburg, 18. Juni 1891, morgens halb neun Uhr

Gestern war wieder einer von den interessanten Tagen. Besonders für N. von großer Bedeutung. Wie sehr ich mich für ihn freue, daß er nun in dem Vortrag Ficks einen Stützpunkt seiner Atomtheorie gefunden hat. Er war, wie verabredet, gestern Nachmittag in der Harmonie und ich zu Hause, um zu schreiben. Aber ich lag bis vier Uhr auf dem Sofa und schrieb erst im Geist. Um vier kam ein Antwortschreiben von Wetterstrand aus Stockholm. Ich ging damit zu N. und traf ihn sehr erregt in seinem Zimmer, eben im Begriff, ins Kolleg zu gehen. Er hatte sich den Vortrag Ficks, den er eben in der Harmonie gelesen, gleich bei Stahl gekauft. Ich begleitete ihn, wir freuten uns zusammen, bei Leube trennten wir uns, und ich ging auf den Steinberg. Oben las ich nun den Aufsatz und war nicht wenig erfreut, als ich in dem ersten Teil fast ganz das, nur in allgemeinerer Form, ausgesprochen fand, was N. uns immer klarzumachen suchte. Der letzte Teil enthält viele Hypothesen, die ich nicht ganz begriffen habe und die ich heute erst mit N. besprechen möchte. Deshalb senden wir Dir den Aufsatz erst morgen. Ich kann ja leider nicht wie Ihr über solche wissenschaftlichen Dinge urteilen, da mir die Gegenbeweise fehlen; und wenn eine Sache recht harmonisch dargestellt ist, leuchtet sie mir natürlich ein. Es mögen sich manche Einwendungen machen lassen, darum möchte ich so gern, daß Du den kurzen Vortrag recht bald liest und sagst, ob Du von Deinem



Standpunkt aus etwas daran findest, was zu bemängeln wäre. Das war das eine Interessante, das andere der Brief. Ich habe ihn Dir beigelegt. Es befriedigt mich, daß ich der irrigen Ansicht enthoben bin, daß Fernwirkung unter völlig fremden, einander unbekanntem Personen eintreten kann.

Gestern Abend sahen wir bis zehn Uhr zum Fenster hinaus. Es war ein warmer, sommerdämmeriger Abend. Wir sprachen so viel über N.s Gedanken und hatten auch einen langen Disput über die «Einsamen Menschen». Es ist ein Meisterwerk. Bedeutend wie Ibsens Geisteskinder. Ich möchte fast sagen, noch eine Stufe vollkommener. Bei Ibsen liegt die Idee meistens verschleiert, was ja seinen Sachen einen eigenen Reiz verleiht; aber blasse Gefühle in fester Form wiederzugeben, wie es Hauptmann getan, und dabei doch ihre Zartheit nicht zu ersticken, dünkt mich eine noch größere Leistung. Es ist nicht bloß das Abbild, die Ahnung seiner Idee, wie sie Ibsen uns gewöhnlich gleichsam als ein Schemen nur aus der Ferne zeigt, es ist die Verwirklichung, die Verkörperung des Marmortraumes selber; so und nicht anders, da gibt es kein Ummodelln, kein Deuteln, kein Mißverstehen, nichts, was wie ein Gleichnis erst einer Auslegung bedarf, man fragt nicht das bekannte Ibsensche Fragezeichen: Was hat er damit sagen wollen? Durchaus klar und verständlich und tiefempfunden gehen die einsamen Menschen an einem vorüber. Ich war tief, tief ergriffen.

Würzburg, 19. Juni 1891, morgens sieben Uhr

Ein Verkehr mit Fremden hat doch wohl nur für den Zweck und Nutzen, der noch etwas von ihnen zu erlernen oder zu erhalten hofft. Wenn ich mir vorstelle, wieviele Menschen ich schon in meinem Leben kennenlernte in all den vielen fremden Städten, und wie ich unter all den hundert Menschen nach jahrelangem Suchen kaum einige Schätzenswerte gefunden habe, so denke ich es mir als das Beste, mit diesen paar Menschen völlig allein und abgesondert zu leben, ohne fürchten zu müssen, dadurch einseitig zu werden. Ja, hätte ich noch sehr wenig mit Menschen verkehrt, so wäre das Absondern wohl schädlich, besonders wenn man sich ganz allein von der Welt trennen wollte. Aber so mit Euch, die Ihr die

Welt ebenso kennengelernt habt – da können wir nie dadurch verlieren, sondern nur gewinnen. Ich dachte mir immer, wir sollten engverbunden die Welt umher aus der Vogelperspektive betrachten. Gefällt es uns einmal, nun ja, dann auch als Kuriosität unter Menschen gehen und uns zum Zeitvertreib daran erinnern, wie wir früher selbst solche Menschen waren. Jeder andere, der dies lesen würde, müßte diese Worte für Größenwahnsinn halten, aber sie sind auch nicht für die andern, Du wirst mich wohl verstehen und wissen, was ich ausdrücken wollte.

Und welchen Zeitvertreib verlangen wir denn eigentlich; haben wir nicht alle Muses zu Genossen? Eine löst die andere ab, und wir haben uns von den neun Schönheiten wohl die schönsten zu steten Begleiterinnen erwählt.

Langeweile kann uns das Leben also nur dann bieten, wenn wir unsere Gefährtinnen mit Menschen vertauschen müssen, die uns viel ferner stehen. – Und nun noch eines, warum ich diesen schalen Menschenverkehr so hasse: er raubt uns die köstliche Kraft, umschmeichelt uns momentan mit weichem Behagen, aber das Behagen ist so wertlos, es kräftigt uns nicht einmal. Ausruhen, ungestört, kann man auch wohl geistig am besten gerade unter den intimsten Freunden, die uns genau verstehen und unter denen von Rücksichtslosigkeit nimmer die Rede sein kann. Und wirst Du jemals gehört haben, daß Menschen etwas Großes leisten konnten im fortwährenden Menschenverkehr? Unsere bedeutendsten Geister haben sich immer so bald wie möglich in sich selbst zurückgezogen und nur mit ein, zwei Gleichgesinnten ihre Gefühle und Gedanken ausgetauscht. Denn sie haben alle eingesehen, daß mit kleinen Nuancen die Menschen einer wie der andere sind und einer wie der andere sprechen, eine eigene, losgerungene, freie Ansicht ist so selten wie ein Meteor. Sieh z. B. J., sehr begabt, sehr liebenswürdig, angenehm; aber was er sagt, sagt er mit der Zunge einer ganzen Welt. Sieh L., man glaubt, sie hätten alle nach einer Schablone reden gelernt, das Echo von hundert und hundert anderen Menschen. Man schweigt, wenn man fühlt, daß einem Augen und Mund anders gewachsen sind, und man würde sich wohl über seine Vereinsamung beklagen, wenn man nicht endlich das gefunden hätte, was man so lange gesucht; und wir

haben uns nun. Sollen wir uns nicht so fest wie möglich umklammern und alle Kraft, die wir bis jetzt an die nutzlose Umgebung verschwendeten, lieber unter uns verteilen, daß wir in uns erstarren, ein großer, bedeutender Stamm werden und wirklich etwas Mächtiges leisten?

Würzburg, 20. Juni 1891, Sonnabend Morgen
elf Uhr

Heute komme ich ein bißchen spät zu einem Sonntagsgruß. Es gab von früh an Aufnahmen und Vergrößerungen. Aber eben fasse ich ein halbes Stündchen am Schopf. Das Wetter ist zwar nicht sehr festlich gestimmt, der Himmel scheint über die Kornzölle zu trauern, aber wir haben ja den Sonnenschein im Herzen. Unsere Glacis sind jetzt wundervoll. Wie es so lauschig in den Wegen dämmert, und das Grün lacht in allen Tonarten! Dort unter den Zweigen sprüht es goldhell von den Rasenflächen herein, und dort oben in den Laubbergen wühlt es bald aufflackernd, bald dunkel ernst, wie Schwefelfunken und Smaragden. Und dann dieses Sickern und Tropfen von Blatt zu Blatt, Silber, flüssiges Silber, und unten rinnt und verästelt es sich in hurtigen Adern über die Wege. Dann bleibt es plötzlich stehen, und der Himmel schlägt groß die Augen auf, und die Bäume, weiß und grün, schwimmen in seinem träumerischen Blick. Und der Duft! Von den Akazien quillt er aus schimmernden Trauben, betäubend wie gärende Weinsüße. Und aus den schneeigen Alabasterkelchen des Jasmin schießt es in wilden Giftpfeilen, und die Luft schleppt sich, gemartert von grausam süßen Küssen, lustsatt von Blüte zu Blüte. Aber dort, abseits, unberührt vom schwülen Begehren und Schwelgen, lieblich keusche Wiesenblumen. Mit großen, großen Kinder-Augen bestaunen sie die Welt. Zarter, scheuer Duft ihre kindliche Sprache. Und nun zittern die Halme erschrocken. Ein Vöglein fliegt auf, noch eines, husch, husch, unter den Fliederstrauch. Im Busch träumte der Regen, jetzt wacht er auf und rauscht schleunig zur Erde.

Gestern gegen Abend um fünf Uhr trafen wir uns in der Harmonie. Aber darüber gibt es nichts Besonderes zu berichten.

Ich habe mir die «Meervögel» von Ola Hansson, die uns so gefielen, gekauft.

Mit der Übersetzung von «L'intruse» bin ich zur Hälfte fertig, ich glaube sie in der nächsten Woche beenden zu können.

Ich fühle mich, wenn ich jetzt an meiner Novelle arbeite, so überaus glücklich und zufrieden. Ich bin nach der Arbeit so köstlich heiter, als hätte ich ein geistiges Bad genommen. Diesmal möchte ich etwas Warmes, Appiges und Farbenrauschendes hervorbringen, so ganz, wie es in mir glüht und wogt; und daß mir der Anfang schon so sättigend gelungen, gibt mir begeisterten Mut und Kraft zum Weiterarbeiten.

Würzburg, 22. Juni 1891, morgens halb acht Uhr

Ich möchte Dich bitten, laß Dir doch von K. die «Einsamen Menschen» geben. In zwei Stunden sind sie ausgelesen. Es ist ein zu wichtiges Werk, und gerade doppelt wichtig für Dich, da es Dir eine Bestätigung dessen gibt, was Du so gut über die Idee der Kunstwerke gesagt hast. Daß dieses die Hauptsache ist: das Erkennen der Idee nach einer angenehmen, reizvollen, leichten Mühe, hat mir sehr eingeleuchtet. Nur kann ich Deine Ansicht, daß dies bei Nachahmung der Wirklichkeit oder bei Stimmungsbildern wegfallen soll, nicht ganz teilen. Ich meine, dort müsse dasselbe Gesetz in Kraft treten. Oder sollte ich Dich vielleicht in der Erklärung des Ausdrucks «Nachahmung der Wirklichkeit» mißverstehen? Ich stelle mir z. B. vor, ein Künstler läßt, um seinem Werke rechte Natürlichkeit des Lebens zu geben, auch die Nebensächlichkeit leise in seinem Werke nachwirken. Da fliegt z. B. in einer Szene der «Einsamen Menschen» eine Wespe um den Kaffeetisch. Die Damen schreien, Mutter Bockerat schlägt mit der Serviette. Fräulein Mahr läßt sie mit kühler Ruhe an sich herankommen und weicht nur etwas zurück, aber Johannes: «Nicht, nicht, nicht töten das arme Tier!»

Die einen werden in dieser nebensächlichen, ganz flüchtigen Szene vielleicht nichts sehen als ein Stückchen reine Wirklichkeit, um das Bild lebensvoll zu machen. Aber wer genau mit dem Dichter fühlt, versteht, daß auch dieser harmlose

Vorgang, wenn auch nur ein Sandkorn, aber doch ein Teil zum Aufbau seiner Idee ist. Wie leise charakterisiert uns der verschiedene Ausdruck des Schreckens die verschiedenen Personen; und besonders das Mitleid bei Johannes ist ein scharfer Zug, um sein Seelenbild in uns genauer zu zeichnen. Ich meine, wenn ein Künstler Wirklichkeit wiedergibt, darf sie nie so überflüssig sein, daß sie sich uns ganz ohne den Hauch einer Idee zeigt; und auch hierbei muß die Idee nur erst durch angenehme Mühe zu erkennen sein.

Auch die Stimmung, die bezweckt werden soll, darf wohl, um sehr reizvoll zu wirken, erst nach einem Mitarbeiten des Beschauers erfaßt werden. Also muß auch sie wieder hinter leiser Verschleierung schlummern. Und Du hast ganz recht, wenn Du meinst, daß die Schwierigkeit des künstlerischen Schaffens in dem feinen Erkennen liegt, wie dicht die Verhüllung der Idee sein darf, um noch eben befriedigend und nicht überanstrengend zu wirken. Nun wirst Du uns wohl auch bald schreiben, wie Dir Schopenhauer in den späteren Kapiteln gefällt. Dort wird die Sprache besonders wundervoll. Natürlich meine ich dies in Hinsicht auf die Ansprüche, die man an einen Philosophen macht.

Von dem holländischen Schriftsteller Douwes Dekker las ich noch eine Lebensbeschreibung. Multatuli, ich habe viel gelitten, ist sein Pseudonym. Er ist 1820 geboren. War Kaufmann und Beamter in Batavia. Er lehnt sich als Idealist gegen die rohe Unterdrückung der Javaner auf, wird entlassen und kommt im Elend in die Heimat zurück. Schreibt dann «*Max Havelaar*», sein bedeutendstes Werk. Dem König wollte er dieses Buch widmen und hoffte dabei, wenn der König ein Herz hätte und wenn er zu hören bekäme, wie Tausende seiner Untertanen in seinem Namen geknebelt und gepeinigt wurden, da würde er ihn, Multatuli, zu sich rufen, ihm mit Tränen dafür danken, daß er ihm die Augen über das himmelschreiende Unrecht geöffnet, und ihn zum Minister, zum Vizekönig von Indien machen. Später predigte er eine neue Religion der Humanität; die Menschen reisten ihm nach, seine Vorträge wurden stark besucht.

Mittwoch, 24. Juni 1891, morgens halb acht Uhr
Glockengeläute und Sonnenschein! Was will der Mensch mehr: Löne und Farben, eine Welt voll Zufriedenheit! Damit könnte man sich vollauf begnügen. Aber nein, das Menschenherz ist nun einmal die verkörperte pochende Ungenügsamkeit. Farben, Löne einzusaugen – viel zu wenig. Ein Anschauen, ein Hören – viel zu karg. Er will den Genuß verdoppelt wissen, will fühlen, wie der Widerschein, das Echo auch ein anderes Herz erregen und mit ihm nochmals im Genießen schwelgen. Und seine Unbescheidenheit, seine Lebensgier, die mit eigener Kraft nicht bestehen mag, die mit sich noch eine andere zu verschmelzen und an sich zu fesseln strebt, nennt der Mensch Liebe. Alles, was vom harmonischen Mittelweg der Kräfte abspringt, bestraft sich selbst. Kaum hat sich der Mensch den Lustgott Liebe geschaffen, da wendet der Gott sein Janushaupt und zeigt den trotzigem Tyrannen. Die Lippen, die in Küssen wogten, saugen Herzblut, die Hände, die Rosen streuten, wühlen die Adern des Geknechteten auf, pressen den letzten Tropfen aus, und der Gott Liebe schmückt sich mit dem Purpur der Lebenskraft seiner Sklaven. Der Mensch schuf nur die Lust, aber ihren Schatten, den Schmerz, will er nicht sehen. Und doch fühlt er ihn im Herzen. Die Verzweiflung schleudert wütend Pfeil um Pfeil. In die Tiefe des Schmerzes dringt keiner. Sie zerfleischen das eigene Herz, bis alles stiller wird, schwächer, matter. Und dann läßt sich der Mensch an einfachen Farben und Lönen genügen. Aber das Wetter, der Himmel, die Sonne sind jetzt viel zu schön, um noch länger mit der Wehmut Zwiegespräch zu führen. Hödur schleudert den Mistelspeer, Baldur sinkt in die Blumen, Nanna schluchzt, und die Asen zittern. Aber, da ist ja die Wehmut schon wieder! Trotz Sonne ist es schwer, mit den Gedanken heute auf Sonnenwegen zu gehen. Wir wollen die blaue Sommernacht aufsuchen, vielleicht ist sie milde und gibt uns von ihrem Frieden. Der Mond steht klar am Himmel, mehr als halb voll. Es ist Abend, neun Uhr, noch leise hell. Die Festung, das Wasser, die Brücke, die Stadt – alles so eigentümlich starr und hart und tot.

Würzburg, Sonntag, 28. Juni 1891,
nachmittags zwei Uhr

Also, der Abend war wie nach wildem Loben und Raufen schlaff, und so weich und friedlich gestimmt. — Es war neun Uhr, als wir auf der Luitpoldbrücke standen. Zerwühlte dunkle Wolken setzten überm Steinberg, und grell, wie feuerspeiend, das Abendlicht überm Maintal bei Zell. Am Horizont, von der Zellerwaldspitze bis über die nächsten Höhen, lagerten wüste Wolkenknäuel, bläulich, aber fast ins Grüne schimmernd. Und dann am Zenith ein sanftblasser rosiger Streif, und dort, dicht an der finsternen Wetterwand, eine fleischfarbene und orangegelbe Lache. Alle Farben schienen von rücksichtsloser Willkür umhergeschleudert zu sein; ratlos, mit verstörtem Ausdruck, seufzten sie nach glättender Harmonie. Mißtrauisch lagen sie nebeneinander. In schroffen, eigensinnigem Beharren. Keiner wollte weichen. Keiner sich versöhnend dem andern hingeben. Jeder raffte das Seine dicht an sich. Das große Licht fletschte die Zähne, das dämonische Graublau lauerte geduckt, und die kindlichen weichen Töne kauerten scheu und eingeschüchtert, zwischen Hell und Dunkel geklemmt.

Vom Bahnhof her stierten die nackten elektrischen Flammen. Über Stadt und Festung und dem bleiernen Wasser eine Ruhe, horchend, atemgespannt. Dann gingen wir zurück. Erzählten und erinnerten uns fortwährend, was der eine damals hier und der andere hier und dort gesprochen. Dann wurde es im Glacis ganz dunkel. Wir pflückten Jasmin und hielten die im Laternenlicht blitzenden Regentropfen auf dem Laub für Leuchtkäfer. Aber dann, in einem einsamen Wege, täuschten wir uns nimmer, da blinkte es im Grase auf wie Phosphorsplitter und zog sinnend wie träumerische Sterne über die Halme. Im Plasschen Garten gab das Dffizierkorps der Harmonie ein Gartenfest. Am Eingang im Halbbogen die matten Kuppelflammen und auf der Terrasse und im Saale lachende Menschen, und das Licht floß von Spiegeln und Lüstern und Säulen durch die geöffneten Fenster und Türen hinaus, und die Sommernacht sog es ein. Dann immer weiter. Hier und da bei den Billen, bei Göbelslehn und beim Café Karl eine geöffnete

Balkontüre, eine Hängelampe, Klavierspiel. Immer weiter. Bis zur Frau Süßer. Das Haus dunkel. Der Garten dunkel, nur oben schließt Frau Süßer eben im Schlafzimmer ihre Läden. Es ist zehn Uhr. Nun kehren wir um. In Beers Garten das kühle elektrische Licht, das die grünen Bäume nicht schlafen läßt. Dann durch die Stadt. Am Paradeplatz plötzlich Frau Jöhles Lanz-Kommandoworte: «Noch e mol! – Nee, so war's nix! – Noch e mol!» Wir bleiben überrascht stehen: das war der schönste Gruß, den uns die liebe alte Erinnerung bieten konnte. Wir probierten ein paar Francaiseschritte, horchten eine Weile dem lieben Klimperkasten zu und gingen etwas stiller weiter. Als in dem Gewinkel der alten Gassen, bei Café Büttner und Lochgasse, unsere Schritte zwischen den Häusern hallten, wachten wir wieder auf. Dann zur Kaiserstraße neun.

Würzburg, Montag (Peter und Paul), 29. Juni 1891,
morgens halb elf Uhr

Guten Morgen! Wieder einmal ein Feiertag! Nun, wir feiern heute nicht mit. Wir haben uns vorgenommen, heute Nachmittag fleißig zu sein; wir wollen zur Harmonie und dann erst gegen Abend, wenn die Sonne ausgeglüht hat, einen Spaziergang machen. In der Abendstille hören wir vielleicht «Cavalleria rusticana» aus Berlin, wir haben ja feine Nerven.

Unsere Herzen machten gestern einen sehr hübschen Spaziergang, nur unsere Beine beklagten sich ein bißchen über die Ungastlichkeit des Waldes. Nach den Gewittern waren die Wege etwas tiefsinnig. Aber der Glanz des Laubes, die grünen und rotgoldenen Lichter, die rauschende Stille, der frischkräftige Duft – das alles war herrlich! Und nun wirst Du lachen! Wir sind nämlich auch Vereinsmeier geworden! Jawohl! Ehrbare Mitglieder des Metallarbeiterverbandes! Das kam so. In einem Gasthause in Waldbüttelbrunn war das Stiftungsfest dieses Vereins. Wir traten harmlos ein, wollten schleunigst umkehren. Man lud uns ein, näher zu treten. «Es kostet ja nur zwanzig Pfennig, meine Herre! Geh'n Se nur rei! Ganz ungeniert rei'gange. So, so (ein dienstfertiges Individuum heftet uns ein rotes Seidenbänd-

chen an den Rockfragen), nun sinn Se Mitglied! Jez' könne Se bleibe, so lang Se wolle! Viel Vergnügen, viel Vergnügen, meine Herrn!» Drinnen waren wir. Ein ländlicher Wirtschaftsgarten. Lampions zwischen den Bäumen, wundervolle Blechmusik und eine etwas sehr angeheiterte Gesellschaft. Männer, Frauen, Burschen und Mädchen der untersten Volksklasse.

Wir lachten und suchten uns einen hübsch versteckten Platz, recht dicht bei besetzten Tischen, um gut beobachten zu können. Für einen Realisten à la Croissant-Rust oder Conrad – eine Fundgrube köstlicher Romanmotive. Es ist unmöglich, alles das zu schildern, was uns mit eigenartig gemischtem Reiz- und Scheugefühl erfüllte. Dieses Treiben so in nächster Nähe, und wir mitten darunter, stimmte unsere Waldfröhlichkeit etwas herab, und der leise Ekel, der uns beschlich, lagerte wie eine graue Schicht über unserer Neugier. Die Augen wühlten in dem Schmutz, um ein Goldkörnchen zu finden und es an unserm Interesse blank zu putzen. Der Gesichtsausdruck der meisten stumpf, wie von Sinnlichkeit betäubt, und ihr Mienenspiel schwerfällig, wie Wellen, die von tragem Schlamm niedergedrückt werden. Im gläsernen Blick alles Leben zu trunkener Müdigkeit erschlaft. Auf die Dauer tat dem Auge die Disharmonie in all den unregelmäßig ruhelosen Linien dieser zerwühlten Menschengesichter weh. Und als wir in der Dorfstraße einigen würzburger Herren begegneten, labte sich der Blick nach der gequälten Ruhelosigkeit einigermaßen an diesen beherrschten, ebenmäßigen Gesichtern. Auf dem Heimwege sangen wir allerlei Lieder, und das Waldecho sang mit, und die Töne und die Reinheit der Natur gaben uns bald wieder die glücklich harmlose Ruhe. Zuletzt überraschte uns die Sonne mit einem wundervollen Farbenspiel. Stell Dir vor: glasklares Abendblau, im Westen eine Schicht grauvioletten Wolkenrauchs, an jede Wolkenflocke klammert sich eine feurige Gestalt, wild, unbändig, in gräulicher Verrenkung, flammenspeiende Teufel, Kupferrot! Es war, als wolle das entfesselte Höllegezücht den Himmel zerfetzen.

Um neun Uhr kamen wir heim. So, nun hast Du nichts verloren, nun warst Du wieder mit dabei. Wie bequem wir uns immer über die Strecke Würzburg-Berlin wegsetzen

können! Unsere täglichen Berichte kommen mir wie Gedankenphonographen vor, die wir Dir senden, und die Dir genau unsere Eindrücke wiedergeben.

Dein Max

Herzliche Grüße Deiner lieben Schwester.

Würzburg, 30. Juni 1891

Gestern Nachmittag war W. da. Wir begleiteten ihn zur Kaserne. Und machten dann einen wunderschönen Spaziergang zum Kloster Himmelspforten. Ach, wie herrlich, wie märchenkindlich war das Gefühl, durch die hohen, hohen Ahrenfelder zu gehen; eine wunderbare Einsamkeit zwischen den wogenden Halmen! Dann dieses scharfe Wehen und Klirren, wenn die Luft durch die Grannen streicht, als ob alles umher zitterte und glitzerte. Und in der Ferne tauchen nur die Kronen der Bäume und die Giebel einsamer Häuser über der wallenden Ahrenflut auf, wie schlummernde Inseln, eingeschläfert durch das Singen und Wiegen der Wellen. Am Abend spielten M. und W. Billard, und ich arbeitete.

Würzburg, 1. Juli 1891

Gestern Nachmittag um sechs Uhr waren wir wieder in der Harmonie. Aber ist es die Hitze oder die zu frühe Sauregurkenzeit, ich habe gar nichts Nennenswertes gefunden. Vielleicht tu ich heute einen besseren Fischfang. Ich bedauere es immer, wenn ich nur plaudern muß und Dir nicht auch ein bißchen geistiges Konfekt mitbringen kann.

Gestern Abend machten wir endlich nach schwerem Entschließen unseren versprochenen Besuch bei J. Er forderte uns auf, nachdem wir ein Stündchen bei ihm geplaudert hatten, zum Plätzchen Garten zu kommen. Dort kam einer seiner Bekannten nach dem andern an den Tisch, bis wir zehn Personen waren. Die Gesellschaft war nicht anders, als man sie von jungen Leuten erwarten darf. Ich bin nun schon so lange nicht mehr in einem größeren Kreis Gleichalteriger gewesen und hatte ihre Art und Weise, sich zu unterhalten, ganz vergessen. Ich meine nicht die unschönen Witze, nein, dieses fortwährende Stacheln und Übertrumpfen, dieses

gegenseitige Sich-Unterdrücken und Sich-Emporheben auf Kosten des andern, diese gereizte Art, wenn sich der eine im Recht glaubt! Ich sah mal bei einem Volksfest ein Spiel, wo drei Jungens in einen Kasten krochen, der oben nur eine Öffnung zum Heraussteigen hatte. Es kam nun darauf an, wer zuerst herauskam. Sie zerrten einander immer wieder hinunter; und hatte der eine ein Bein draußen, dann klammerten sich die beiden andern vereint an das andere Bein, bis er wieder ermattet zurück sank. Sie rissen sich die Kleider vom Leibe, zerschlugen sich die Gesichter. Der Preis dieses Vergnügens war eine – Bratwurst. So, schien es mir, kämpften gestern auch alle die heftigen, heißblütigen jungen Leute um das kleine Wörtchen Ansehen, und das ist noch nicht mal so sättigend wie eine Bratwurst.

N. meinte, der gestrige Abend sei verloren gewesen. So ganz fand ich das nicht, wir haben für seinen Zeitverlust jedenfalls einen größeren Gewinn in der Festigung unserer Ansichten bekommen.

Würzburg, Freitag, 3. Juli 1891,
morgens neun Uhr

Leider habe ich N. eben nicht, wie er es in seinem Briefe an Dich hoffte, getroffen. Meine Schwester, die jeden Morgen zum Barfußlaufen geht und sich dann ausruht, kommt meist nach halb neun Uhr in das Geschäft, so lange sitze ich als Respektsperson auf ihrem Platz und wache über dem Atelier, daß es nicht fortläuft. Dann gehe ich in mein Zimmer und werde nur zu den Aufnahmen gerufen. So kommt es manchmal, daß ein Brief an Dich, der um acht Uhr angefangen ist, sich durch fortwährende Unterbrechungen durchwinden muß und endlich glücklich um ein Uhr fertig wird. Es ist so köstlich jetzt in meinem Zimmer, die Jalousie ist herabgelassen, und ein weiches Schummerlicht träumt rings um mich und läßt mich kräftiger denken. Mein Schwager schickte uns aus Geroldshausen einen ganzen Korb voll Rosen, auch mein Zimmer durfte sich schmücken; vor mir auf dem Schreibtisch, auf dem Klavier, auf dem Rauchtisch – überall duften und schwellen die Sonnenkinder. Wenn ich

Dir nur etwas von ihrer Farbenglut und ihrem süßen Atem senden könnte!

Gestern Abend seufzten N. und ich wieder von sechs bis sieben Uhr im Backofen der Harmonie. Im Kunstwart war ein Aufsatz: «Der Bauer in der Literatur» von Laura Marholm; sie spricht da vom nordischen Bauern; früher sei es der Ehrgeiz der strebsamen Bauern gewesen, Bürger zu werden. Jetzt aber höre der Bauer des Nordens auf, ins Bürgertum überzugehen. Sie fühlten sich als den besseren Stoff, dessen Zeit kommen werde. Überall sehe man den unsichtbaren Strich gezogen, und hier und da liege er schon sichtbar. Dazu habe die große Bürgertums-Literatur der letzten zehn Jahre beigetragen. Der nordische Bauer, der eine gründliche Bildung empfangen, fuße mittätig im politischen und öffentlichen Leben und lese diese Bücher mit dem Rehrreim «wir». Und eines schönen Tages fühle er das Unverwandte, das Fremde, und sage: «Nicht mehr wir – ihr.» Die studentische Jugend lehre ohne Ehrfurcht vor dem zopfigen Wesen der Städte von der Universität heim. Der Bauer in Schweden und Norwegen, sogar in Holland, fange überall an, sich dem Städter gegenüber als Aristokrat zu fühlen. Ein neuer Stand steige empor und bereite sich zur Herrschaft. Garborgs Roman «Bauernstudenten» zeige das vortrefflich. Viele Schriftsteller und Maler des Nordens seien Bauernsöhne und charakterisierten sich besonders durch Frische des Blicks und Vorurteilslosigkeit.

Ich freue mich, wenn wir später einmal alle zusammen eine Nordlandfahrt machen, die Wahrheit dieser Beobachtungen kennen zu lernen.

Gestern abend um neun Uhr trafen wir zufällig J. im Glacis. Wir saßen bis halb elf Uhr zusammen auf einer Bank. Nachher war es so traurig in mir wie nach einem Begräbnis. Es ist immer eine gewisse Enttäuschung, wenn man einen Menschen erwartet, und er kommt nicht. Aber noch viel trostloser ist es wohl, wenn er kommt und man seine Hand faßt, und die Hand ist kalt, und wenn man die Lippen berührt, und die Lippen sind kalt, wenn sein Herz stillsteht und er tot ist. Gestern hatte ich mir vorgenommen, seinen Geist auf den letzten Lebensfunken zu prüfen. Ich lenkte das Gespräch auf Musik, auf Literatur, auf Wissen-

schaft, auf Mitgefühl, auf Begeisterung, aber überall dasselbe apathische Köcheln der Denksfaulheit. Seine ganze Begabung zersplittert sich in phrasenhafter Oberflächlichkeit, er klatscht einfach die Eindrücke des Lebens träge, undurchdacht in seinem Gehirn ab und spricht keinen individuellen Dialekt, nur das abgedroschene Bolapül der Weltphrasen, wie es der Vater vom Großvater gelernt hat. Über die Frauenfrage, über Religion, über Hypnotismus, überall dasselbe allgemeine Lied, wie es ein Sperling dem andern nachpfeift. Was hatte ich mir hinter diesem Kopf für eine originelle Welt erträumt, und leer und fad haben wir sie gefunden. Du wirst mich verstehen, daß solche Enttäuschung verstimmend wirkt. Schön wäre es gewesen, wenn wir noch einen Mitmenschen gefunden hätten, aber wir können uns trösten: wir sind ja schon drei, und drei machen auch eine Welt.

Würzburg, Sonntag, 5. Juli 1891,
mittags zwölf Uhr

Gestern kam ich mir sechs Jahre jünger vor. Weißt Du, warum? Ich möchte nämlich Papa etwas zu seinem Jubiläum arbeiten, das er am nächsten Freitag feiert. Und ich finde nichts anderes Passendes als eine Zeichnung. Solche Jubelhymnen und Gelegenheitsgedichte mit dem hochtrabenden Pathos, von dem die Hälfte erlogen ist, wollen mir durchaus nicht aus der Feder. Also ein Bild. Ich dachte mir gestern eines aus. Bei diesem Grübeln erinnerte ich mich so sehr der köstlichen Zeit, wo ich über die Illustrationen kleiner Lieder oder Stimmungen als Junge von sechszehn, siebzehn, achtzehn Jahren oft ganze Nächte nachdachte. Im neunzehnten Jahre fing ich ja erst mit dem Schriftstellern an. Weißt Du, was ich mir diesmal ausdachte? Eine Abendstimmung. Ein rüstiger Greis arbeitet an einem Felsenblock, der Engel des Friedens fällt ihm in den hammerschwingenden Arm und deutet mit einem Palmzweig und einem Lorbeerreis auf die Feierabendglocken. Ich muß mich gleich morgen daran machen, sonst wird es kaum fertig. Heute kommt der Besuch, wir freuen uns alle sehr. Gestern Nachmittag machten N. und ich einen Spaziergang nach Dür-

bach, aber ohne ins Dorf zu gehen. Am Abend las ich ihm etwas von meiner Novelle vor, der Titel ist «Josa Gerth». Dann plauderten wir noch bis zehn Uhr.

Würzburg, Montag, 6. Juli 1891,
morgens halb neun Uhr

Es ist doch was Köstliches, wenn man ein bißchen Verstand hat. Was N.s Ganglienzellen bis jetzt schon ausgesponnen haben, hat uns doch schon recht gute Dienste geleistet. Wenn ich mir vorstelle, wie unsicher ich noch vor einem Jahre in der Beurteilung von Menschen war, wie oft ich mich täuschte, wie ich mich so sehr von der klassischen Regelmäßigkeit eines Gesichtes hinreißen ließ, nur der Stirn Beachtung schenkend, den übrigen Kopf aber vollständig bei Seite lassend! Und wie ich mich von der redseligen Gescheitheit verblüffen ließ! Jetzt weiß ich so genau, wer nur nachdenkt und wer erdenkt. Meinen Schwager z. B. hielt ich früher für ein non plus ultra von Weisheit. Gestern war ich doch einigermaßen bestürzt, als sich der goldene Nimbus in Talmi auflöste. Nicht, daß er mir nicht mehr gelehrt erschiene, o ja, nur zu sehr. Alles ist angelernt bei ihm, aber da findet sich auch nicht ein Körnchen, das sein eigen wäre, oder besser, das er neu gestaltet, aufgenommen und in sich verarbeitet hätte. Kein Gedanke ist anders als die Gedanken des Gros der oberen Zehntausend der Geistesaristokratie. Mir kam ein Gedanke, als ich daran dachte, was Conrad von meines Schwagers «Cornelia» sagte. Ich glaube, der ganze Erfolg der idealistischen Dichterschule des vorigen und vom Anfang dieses Jahrhunderts beruht darauf, daß die Dichter dieser Zeit alle mehr musikalische Begabung als Anschauung hatten und sich deshalb in dieser glattmachenden Phrasenhaftigkeit ergingen. Da weitaus der größere Teil der Menschen mehr musikalisch als anschaulich begabt ist, haben sie sich dieser großen Beliebtheit und Verständlichkeit bei der Masse erfreut. Jacobsen muß mir immer wieder als das Ideal eines Dichters herhalten. Er hat gerade soviel musikalische Begabung, daß er seine Werke in eine wohlklingende, angenehme Sprache kleiden kann, aber der Inhalt ist von Anschauung gesättigt. Seine Dichtungen haben nicht nur be-

rauschende Tonfarbe wie die alten idealistischen Dichtungen, nein, die Hauptsache ist ihr berauscher Duft, den der Dichter selbst in der Anschauung der Welt eingesogen haben muß, um ihn so wieder auszuatmen. Nur auf der Bühne gefallen mir noch die musikalischen Dichter, und da müssen sie, um wahr zu bleiben, nicht bloß hören, sondern auch sehen gelernt haben.

So, mein Plauderstündchen ist wieder einmal aus. Karly sitzt auf dem roten Sopha und besieht sich die Kunstjournale. Onkel Max muß ihm sehr oft antworten, aber Onkel Max tut das sehr gern.

Würzburg, Dienstag, 7. Juli 1891,
morgens halb acht Uhr

Wie mit den Jahren doch die Empfindungen beeinflusst werden und wechseln! Früher war mein größter Genuß, wenn Besuch da war, die prickelnde Unruhe. Diese Planlosigkeit, die er in den ganzen Haushalt brachte, sog ich mit Behagen ein. Es war, als zeigten die altgewohnten Gesichter auch etwas Fremdes, Neues, das von den Fremden auf sie übergegangen sei. Und die Tagesstunden und die alte Umgebung, die Stadt und die Straßen, alles schien eine Art Verjüngung durchgemacht zu haben und wurde selbst wieder mit verjüngten Augen und Ohren betrachtet. Schon im Augenblick, da man auf einen Gegenstand deutet und ihn erklärt, nimmt er ein ganz anderes Gesicht an, es ist mir auch oft so mit Menschen ergangen. Wenn ich eine mir sehr nahe stehende Person, z. B. Euch, irgend einem Fremden vorstellte, war mir, als würdet Ihr durch die Berührung mit diesem Fremden im Augenblick um eine Nuance fremder, als gäbe ich jenem ein Stück von Euch, das vorher mein war. Dasselbe empfinde ich auch, wenn ich mit einem von Euch in fremde Gesellschaft gehe; dort löst sich gleichsam von jedem von uns etwas für die Gesellschaft ab, und die Fesseln, die uns vorher eng zusammenhielten, sind um einige Knoten gelockert. Gestern ging es mir fast ebenso, nur daß ich kein Mittel fand, mich mit Gewalt in den vollen sonnigen Gefühlskreis zurückzuarbeiten. Die Stimme meines Schwagers, die Stimme meines Neffen, ihre ganze Art und Weise,

Gespräche zu führen, meines Schwagers Gang, Haltung, besonders aber dieser dumpf süße Geruch seiner langen Pfeife – das warf meine Gedanken mit solcher Wucht um zwei Jahre zurück, daß ich kaum glaubte, es hätte sich irgend etwas Wichtiges in dieser Zwischenzeit ereignet, seit ich vor meiner petersburger Reise zum letzten Mal in Wittstock war.

An einen Unbekannten

Kilianstag, 8. Juli 1891, Mittwoch Morgen acht Uhr

Lieber Herr P.,

Sie haben sich so freundlich meiner erinnert, dafür möchte ich Ihnen bestens danken. Zugleich schließt sich an diesen Dank eine Frage. Unser Freund A. gab Ihnen in den letzten Ferien einige meiner Gedichte zu lesen. Ihre unbefangene Beurteilung war mir sehr interessant. Ich finde: nicht im Tadel, nicht im Lob liegt der Ansporn zum Schaffen, nein, überhaupt in der Beobachtung der Wirkung, die man mit seinen Gedanken bei der Mitwelt hervorbringt. Jeder kann eine und dieselbe Idee nur mit dem Bilde vergleichen, das er sich von ihr in seinem Geiste gemacht hat, und sie nur darnach beurteilen. So wird sie je nach der persönlichen Eigenart verschieden aufgefaßt werden. Sie werden verstehen, wie reizvoll einem deshalb jedes Urteil wird, da es eine mehr oder weniger absonderliche Gedankenkette in sich trägt. Besonders, wenn es so vollständig vertieft und eingehend wird, wie es damals der Fall war, als Sie sich die Mühe gaben, meine Gedanken genauer zu zerlegen. Da ich nun glaube, daß auch Sie früher oder später schriftstellerisch tätig sein werden, und da wir also, wenn auch nicht eine Straße, so doch zu demselben Ziel gehen, möchte ich Ihnen den Vorschlag einer gegenseitigen Gedankenprüfung machen. Nicht einen Briefwechsel wünsche ich, der momentane Eindrücke schildert, auch keine Konvenienzschreiben, die man im Frack und mit weißen Handschuhen schreibt. Es soll einfach ein kritisierender Gedankenaustausch sein, wobei jeder die Geistesarbeit des andern zergliedert, mit strenger Zunge prüft und

dann erklärt, ob es ihm geschmeckt hat, ob nicht, was zu süß erscheint, was zu sauer. Bei diesem Verfahren muß natürlich das Wort «Mensch» und mit ihm jede Persönlichkeit des Landes verwiesen werden. Dieser Austausch müßte von der Zeit völlig unabhängig sein. Hie und da, ein paar Mal im Jahr, wenn man eben ein Gedankengebäude, ganz gleich, ob groß oder klein, vollendet hat. Ob Ihre Zeit Ihnen dies erlaubt, ob Sie überhaupt mit dem, was ich hier anführte, einverstanden sind, das wollte ich Sie heute fragen. Bitte, antworten Sie unumwunden. So sehr ich ein «Ja» wünsche, so gut würde ich ein «Nein» verstehen. Ich möchte nicht, daß Sie es aus Gefälligkeit tun, sondern aus eigener Lust. Also bitte, aufrichtige Antwort!

An würzburger Jugendfreunde

Würzburg, 9. Juli 1891

Gestern Nachmittag machten N. und ich einen Spaziergang ums Glacis. Dann gingen wir zur Harmonie. Ich las einen sehr vernünftigen Artikel «Die Erziehung des deutschen Studenten» von Niemann. Nachdem er erklärt hat, woher das deutsche Studentenwesen, oder besser Unwesen, stamme: aus den altfranzösischen Zeiten, schreibt er so ganz allmählich gegen die jetzige Art der Studenten-Erziehung. Unter anderem: um etwas Tüchtiges zu leisten, brauche es keine Universität im deutschen Sinne. Die mittelalterliche Romantik der Verbindungen will in den Großstädten wie Berlin nimmer recht gedeihen und hört ganz auf an weltstädtischen Hochschulen wie Paris und London. Dem Wesen nach werden die Hochschulen mit der Zeit mehr europäisch als deutsch werden. Die an den europäischen Gentleman gestellten Anforderungen werden alsdann für seine Bildung so viel bedeuten, daß die der heutigen Mode angehörende Schneidigkeit darüber vergessen wird. Die von der Erziehung des Jünglings angestrebte Tugend, die ideale deutsche Universitätsausbildung, wird dann ein solches Antlitz zeigen, daß sie auch in anderen Ländern als Tugend erkannt wird. Dann wird sie aber voraussichtlich keine Schmissen mehr auf den Wangen tragen!

Würzburg, Sonntag, 12. Juli 1891,
morgens 9 Uhr

Vor allem muß ich Dir gleich sagen, daß der Himmel grau, das Wetter ernst ist, wir aber gestern Abend sehr, sehr vergnügt waren. Wie das kam? N. kam nach acht, W. kam auch, und um das Militär nicht durch gar zu gelehrtes Geplauder einzuschläfern, spielte N. Klavier. Die ältesten Stücke. «Das Nachtlager», «Der Kalif von Bagdad», «Zampa», «Egmont» usw. W. in einer Sophaecke, ich in der andern. Die Laden herabgelassen. Die Lampe, der Hermes, N. am Klavier, der süße Zigarettenduft, vor allem aber die Musik – was die alles zusammen redeten, diese Erinnerungen, die sie schufen! Ganz wie jene Winterabende. Nur manchmal wurde man an den Sommer erinnert. Ein Platzregen schüttete draußen nieder, an die Ladenrizen preßte der Sommerabend seine blassen, neugierigen Augen, und in den Tabakduft mischte sich der Duft welker Rosen aus den Blumenvasen.

Und nun wollte ich Dir noch einige Gespräche zur Charakteristik meines Schwagers erzählen. Er fand neulich unter meinen Büchern Schopenhauer. Beim Mittagessen wurde die Frage behandelt, was das Beste wäre, das «Werden», das «Sein» oder das «Gewesensein». Ich entschied mich für Letzteres. Nun mußte ich aber viel aushalten. Ich wäre ja der reine Schopenhauer, der sich mit der Vergangenheit abfinde. Ob ich auch auf Selbstvernichtung dringe? Wie solle denn die Welt bei solchen Ansichten bestehen? Schopenhauers Philosophie stamme nur aus seiner Unzufriedenheit über ein verfehltes Leben. Er, mein Schwager, lobe sich das Genießen der Gegenwart und das Nehmen der Dinge, wie sie sind. Ich habe hübsch stillgeschwiegen und mir mein Teil gedacht. Ich bot ihm neulich an, ob er sich nicht, ehe er nach Frankfurt reise, ein bißchen in dem Buch über Elektrizität, über die neuesten Erfindungen orientieren wolle.

«In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,» war seine Antwort. Er legte dies so aus, daß man sich nicht für zu viel interessieren solle. Nur der Spezialist könne Großes leisten. Der letzte Satz leuchtet mir ein. Aber dann muß doch

auch jeder Spezialist, um etwas zu leisten, jedenfalls immer im allgemeinen mit den Errungenschaften seiner Zeit Führung behalten. Und was das Wort von der Beschränkung betrifft, so habe ich mir es stets so ausgelegt, daß ein Meister, ein Künstler z. B., sich selbst bei der Wiedergabe einer Idee den Zaum anlegen und sich in der Beschränkung auf reine, anspruchslose Linien, ohne prahlende Überhäufung, in der sparsam feinfühligem Auswahl aus der Fülle seiner Gedanken als Meister zeigen soll. Das wollte er mir nicht glauben und hielt seine Ansicht für die richtige Auslegung.

Unser lieber Kleiner hat sich über diese Deutung so amüsiert, daß ich bei jeder Gelegenheit zu hören bekomme: «Mar, in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.» – Tolstoi sei ein Schwäger und Böcklin ein Klecker. Unsere realistische Richtung sei nur eine verrückte Modesache, und es sei nicht der Mühe wert, ihnen irgend welche Beachtung zu schenken. Schiller und Goethe stünden immer noch obenan. Wer an ihnen überhaupt etwas aussetzen wolle – für den brauche man kein Wort der Erwiderung. Er lächelt und schüttelt mit nachsichtigem Mitleid den Kopf, wie man über die Reden von Kindern lächelt, ohne es der Mühe wert zu finden, sie zu kritisieren. Die Modernen seien eben Kinder, und Kinder müsse man austoben lassen. Von dem tiefen Ernst, von der furchtbaren Umwälzung, von der tiefen Wahrheit des Ausspruches von Nietzsche, der das Motto unserer Zeit ist: «Es wird umgewertet» – keine Ahnung.

Du wirst aus diesem ersehen, wie wenig mir mit meinem Schwager zu besprechen übrig bleibt, wie verschieden unsere Wege sind. Ich stehe überhaupt in meiner Familie furchtbar einsam da, und ich sehe nie eine Möglichkeit, daß darin je eine Änderung eintreten könnte. Meine Schwester Elise, die ich wenigstens auf dem Wege zu mir glaubte, stützt sich auf die Ansichten meines Schwagers.

Würzburg, Montag, 13. Juli 1891,
morgens dreiviertel 7 Uhr

Weißt Du, ich schlafe jetzt mit meinem Neffen ganz oben in dem Mansardenzimmer. Heute früh lag der Sonnenschein so regsam und munter über den Dächern, den Bergen. Seit

langem zum erstenmal war der Himmel wieder großäugig blau, und die Glockenlaute und Hahnenschreie und das Sperlings- und Schwalbengezwitscher schmückten den Morgen so ländlich, so märcheneinsam, und ich war wie ein Kind so leichtgläubig. Ich sprang schon um sechs Uhr heraus und sang und piff bis jetzt, wo ich herunterkam. Aber unten zerfloh der ganze poetische Flitter. Da waren die Straße, die Fleischerjungen, die Bäckergefelln und die Milchwagen. Ein bärbeißiger Montag, sonntagsmüde und voll Arbeitsgram, kauert zwischen den Häusern und zerkaut mit derben Zähnen meine köstlich erträumte Stille. Taja, man wird älter, aber so wenig klüger. Wenn man sich nur endlich das «Wünschen und Erwarten» abgewöhnen wollte, wie glücklich wären die Menschen!

Der Sonntag brachte uns gestern allerlei. Vormittags war ich mit N. und Karly im historischen Verein in der Residenz, dann in der Ausstellung von Schülerzeichnungen in der Marschule. Da gefielen mir einige Kohlezeichnungen und Aquarelle ganz gut, und N. gefiel der Kopf, der Dickkopf, des Zeichenlehrers. Dann im Kunstverein nichts von Bedeutung, wie immer, ja, eines vielleicht, ein Waldinneres, war sehr wahr und treu. — Am Nachmittag war Velozipedrennen, der Platz am Pleicher Ring neben dem Zoologischen Garten war dazu hergerichtet, wir sahen nur die Korfsofahrt durch die Kaiserstraße. Die Meinigen gingen dann zum Hofbräuhausgarten, wir begleiteten sie, und da wir uns nicht beim Bier langweilen wollten, gingen wir weiter auf den Berg hinauf, bei der Wittelsbacherhöhe vorbei. Dort oben setzten wir uns ins Heu, genossen die herrliche Aussicht und eine angenehme Ansicht. N. erzählte von seinen Notizen und Gedanken, wir kamen mehrmals in Berlin an, suchten Dich und freuten uns, Dich so fröhlich in Alliterationen singen zu hören. Dein lieber Sonntagsgruß war durchaus nicht saumselig, sondern pünktlich Mittags um zwölf angekommen. Wir freuten uns sehr und danken herzlich. Die Broschüre habe ich gelesen und finde sie etwas sehr überschwänglich und den Stil so unangenehm enthusiastisch, wie nur die Schreibweise Ungebildeter. Er läßt gar keine andere Meinung neben sich gelten, und seine Phrasenhaftigkeit und das ewige Anführen von Zitaten zeugt von seiner Gedankenarmut. Jedenfalls glaube

ich, daß diese Schrift bei vielen gerade das Gegenteil von dem erreichen wird, was sie eigentlich bezweckt.

Würzburg, Mittwoch, 15. Juli 1891,
morgens halb 8 Uhr

Höre, was mir gestern Merkwürdiges passierte. Um elf Uhr kam eine Dame zur Aufnahme. Nachdem ich sie photographiert hatte, setzt sie ihren Hut auf. Wie ich sie im Hut sehe, kommt sie mir bekannt vor. Sie geht fort. Ich gehe in die Dunkelkammer, warte darauf, daß die Platte ausfixiert, setze mich dabei und denke allerlei. Plötzlich fällt mir ein: Du hast doch heute Morgen im Halbschlaf zwischen sechs und sieben vom Photographieren geträumt! Ja, ich sah zwei Damen auf der Theaterstraße beim Panorama. Ich ging an ihnen vorbei, ich wußte, sie kamen vom Bahnhof. Da hörte ich die eine sagen: «Ich will mich heut photographieren lassen.» – «Da gehst du in die Kaiserstraße», sagte die andere, «da werden ganz hübsche Sachen gemacht.» Ich freute mich und mußte im Schlaf lachen und sehe mich nach den Damen um. Ich sehe die eine ganz deutlich, aber ich weiß nur noch, daß sie einen weißen Hut mit weißen Straußenfedern aufhatte. Mit einem Mal weiß ich nun, warum mir jene Dame vorhin so bekannt vorkam. Ich gehe rasch in den Laden und frage meine Schwester: «Die Dame, die eben da war, war von auswärts?» Lisa erstaunt: «Ja; woher weißt du denn das?» – «Sie ist heute Morgen um sieben Uhr mit dem Zug angekommen.» – «Ja; aber woher... Hat sie es dir gesagt?» – «Nein, aber ich weiß es.» Ich sehe in das Einschreibebuch: Fräulein – – aus Uffenheim. Es stimmte, Uffenheim liegt in der Münchner Richtung, und der Zug kommt morgens gegen sieben Uhr. – War das nicht ein wunderliches Zusammentreffen? Hinzufügen muß ich noch, daß ich von diesem Traum am Morgen, als ich mir meine Träume notierte, nichts mehr wußte. Erst nachdem ich den weißen Hut gesehen hatte, stieg er mir wieder mit scharfer Deutlichkeit in der Erinnerung auf. Die Dame selbst kenne ich nicht, habe sie auch noch nie gesehen.

In der Harmonie las ich gestern auch «Das kritische Wohlbehagen» von Bahr. Du hast es schon gelesen. Mir haben

die Gedankenfolge und die Sprache recht gut gefallen. Besonders der Unterschied zwischen der Kritik von früher und der von Brandes, Laine, St. Beuve usw. fand ich interessant. Auch den Schluß, wo er vorschlägt, da alle Reize gewechselt hätten, nun doch mal den Geschmack zu wechseln. Halb Idealist, halb Realist sein – daß dieser Weg der beste ist, haben wir ja auch schon eingesehen, und Jacobsen hat diese poetischrealistische Mittelstraße eingeschlagen, meine Sehnsucht ist sie auch.

In der Frankfurter Zeitung las ich eine Notiz, daß Krafft-Ebing seine Vorlesungen in Wien mit der Vorführung zweier nervenleidenden Damen schloß, die er vor dem Auditorium hypnotisierte, um an ihnen die Suggestion zu Heilzwecken zu zeigen. Diese neue Wahrheit verbreitet sich immer mehr und mehr, und wir müssen uns freuen, daß unser Jahrhundert am Ende noch ein Gegenmittel gegen sein größtes Ubel «Nervosität» gefunden hat. – Unter Papas Büchern fand ich «Einblicke in den Spiritismus» vom Erzherzog Johann. Ich habe es gestern gelesen und glaube auch, daß es sich der Mühe lohnt, es Dir zu senden. N. liest es eben. Du wirst es in den nächsten Tagen erhalten. Jetzt muß ich wieder nach Hause gehen.

Würzburg, Sonnabend, 18. Juli 1891,
morgens halb 10 Uhr

Unser Jubiläumsbesuch kommt eben an – ich muß Dir doch etwas erzählen, damit Du morgen auch im Geist dabei sein kannst. Das Geschäftspersonal hat Papa ein Blumenkissen machen lassen, mit einem kleinen photographischen Apparat in der Mitte, auf dessen matter Scheibe die drei Frauen zu sehen sind, deren Einfluß auf seinen Beruf von Wichtigkeit war. Warum meine Geschwister einen Champagnerkühler aus dem berliner Kaiserbazar zum Geschenk kommen ließen, ist mir heute noch nicht ganz klar. Ob es bedeutet, daß Papa jetzt kühl gestellt wird? Pfui, Max! Einen Abdruck des Bildes, das ich zeichnete, lege ich hier bei. Karly wird am Morgen ein Gedicht hersagen. Die Hauptfeier fällt ja leider auch hier wieder in die Zeit des Mittagessens.

Würzburg, Sonntag, 19. Juli 1891,
morgens halb 10 Uhr

Die Gratulationsfeier ist vorüber. Der Morgen war heute recht feierlich, alles voll Blumen und Duft und frohen lachenden Augen und Sonnenschein. Und mitten in die glänzende Stimmung singt unsere kleine Familienspieluhr, die bei jedem Fest die Fröhlichkeit noch fröhlicher macht und traulich mit Erinnerungen schmückt.

Drüben sitzen jetzt meine Schwäger und Schwestern und Kusinen in süßem Nichtstun, um sich auf noch süßeres Tun, auf Mittagessen, Festreden und Gläserklingen, vorzubereiten. Eine befriedigte Stille schwebt im ganzen Hause, das satte Behagen der Einigkeit.

Würzburg, Mittwoch, 22. Juli 1891,
morgens halb 9 Uhr

Es war uns eine rechte Freude, daß Du mal wieder gemütlich zu uns kamst. Papa hat es nicht ausgesprochen, daß er eine Gratulation erwartete, doch hätte sie ihn wohl sehr gefreut. Daß Du garnicht daran dachtest, ist ja so leicht begreiflich, da Du im steten Wechsel des Neuen und Betäuschenden, das täglich auf Dich eindringt, leicht eine solche Nebensächlichkeit übersehen konntest.

O ja, ich habe viele schöne Stunden beim Verkörpern der Idee jenes Bildes verlebt, aber eine gewaltige Lücke blieb doch. So völlig hat es mich nicht befriedigt. Ich fühlte, daß ich nicht ganz wahr in der Ausführung sein konnte. Millet sagt: Man soll nur wiedergeben, was man sehen kann oder gesehen hat. Ich habe mir aber das Ganze in der Phantasie zurechtstutzen müssen, und das war wirklich sehr peinigend, denn fortwährend fragte mich die Wahrheit: «Glaubst du, daß diese oder jene Stellung und Beleuchtung in Wirklichkeit so aussehen würde?» Ich konnte mir nur zweifelnd antworten. Wie beim Schriftstellern nur das überraschend und überzeugend wirkt, was man wahrhaftig erlebt hat, so auch hier. Es laufen so kleine charakterisierende Wahrheitsmerkmale, Lichter und Schatten nebenher, die sich in der Erinnerung längst verwischt haben, die aber gerade die Kenn-

zeichnende Eigentümlichkeit des Natürlichen sind. Sie fehlten mir. Ich wußte, daß sie da sein müssen, aber ich fand sie nicht, und deshalb ließ mich das Phantasierwerk nur zu halber Befriedigung kommen.

Würzburg, Montag, 27. Juli 1891,
morgens 8 Uhr

Gestern, Sonntag, waren wir alle in Beitzhöchheim. Wie es kam, weiß ich kaum noch, aber plötzlich hielt mich mein Schwager zwischen philosophischen Klauen und glaubte mich durch ein scharfes Sezieren unserer Grundideen, wie Schuld, Mitleid, Gerechtigkeit, Wille zum Leben, Ideale usw., von der Haltlosigkeit und der Abnormität solcher Begriffe überzeugen zu müssen. Es muß ein Bild zum Malen gewesen sein: mein Schwager Albert rechts von mir, mein Schwager Gustav links, dann Lisa, Marie und meine Kusinen. Papa und Karly kamen erst mit dem Fünfuhr-Zuge. Von halb vier bis halb sechs Uhr hatten sie mich in der Presse. Das Gespräch begann mit dem abgebrauchten Thema: daß die Kunst uns erheben müsse, daß die Kunst keine sei, die uns die Menschen zeigt, wie sie um uns herumlaufen! Ich solle und müsse das doch zugeben, meinte mein Schwager Albert. Ich hatte natürlich bei meiner Weigerung den ganzen Tisch gegen mich, mit Ausnahme meiner Schwester Marie, die fast immer schwieg und nur meinte, man solle jedem seine Ansicht lassen. Jeder habe eben so viel Gründe für sich wie der andere. Mein Schwager versuchte mich in die Enge zu treiben, aber ich habe am Ende des Gesprächs das angenehme Bewußtsein gehabt, ihm nirgends in einem Punkt unklar oder unverständlich geblieben zu sein. Wenn er auch ganz entgegengesetzter Meinung ist, fühlt er doch, daß meine Ideen nicht bloße Hirngespinnste, sondern Gedanken mit Hand und Fuß sind, die mit Kraft verwirklicht werden können. Um halb sieben Uhr machte ich mich allein auf den Rückweg und ging zu Fuß nach Hause. Die Sonne stand verschleiert und abendmüde über dem Maintal. Ernste blaue Schatten umschmiegten die Berge, und oben der Wald so dunkel, so sinnend. Das Schweigen träumte von wechselnden Farben, von quälendem Licht und von zerflatterten Bil-

bern, mit denen der Sommertag es jubeln und weinen gemacht.

Als ich nach Hause kam, waren die andern schon da. Nach dem Essen mußte ich meinem Schwager zu Gefallen nochmals in den Hofbräuhausgarten gehen und dann um zehn Uhr noch in den «Fränkischen Hof». Meine Kusine meinte: «Du bist wohl das Opferlamm, das sie heute mit herum-schleppen.»

Mein Schwager hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, mich bekehren zu müssen, und fing auch am Abend wieder an, und als er garnichts mehr einzuwenden fand, klammerte er sich an Phrasen, wie «Natur der Dinge», «natürlicher Gang», «Weltordnung» usw. Derartige Reden sind Euch ja hinlänglich bekannt. «Aber über die Ideale der Kunst wollen wir denn doch noch mal ein Wörtchen zusammen reden», meinte er am Schluß, als er des Wortdreschens müde war. – Morgen früh wollen wir einen Spaziergang zur Zellerwaldspitze machen. Kommt doch mit und geht an meiner Seite und horcht schön zu, aber lacht nicht zu laut!

Würzburg, 28. Juli 1891

Von der «Gesellschaft» war gestern ein neues Heft erschienen. Das Bild der Sonja Rowalewski und ihre Biographie haben mich sehr gefesselt. Du kennst sie ja, sie starb in diesem Frühling in Stockholm. Es wird Dich wohl interessieren, etwas Genaueres von ihr zu hören.

Sie war die Tochter des Grafen Wassili Corvin Krowowski, geboren 1853. Mit sieben Jahren dichtete sie und wollte Schriftstellerin werden. Zufällig kam in dieser Zeit ein Better von ihr mit seinem Hauslehrer zu Besuch. Um diesen kleinen Faulpelz anzuspornen, kam der Hauslehrer auf den Gedanken, Sonja an den Mathematikstunden teilnehmen zu lassen. In kurzer Zeit hatte sie alles begriffen. Der Lehrer reiste ab. Nun gab sich Sonja allein geometrische Aufgaben und löste alle ohne Lehrbuch. Dann kam ein Jugendfreund ihres Vaters, der wunderte sich über des Kindes Eifer und schenkte ihr ein Physikbuch, das er geschrieben hatte. Die Eltern waren nämlich dagegen, Sonja etwas anderes lernen zu lassen, als was alle Mädchen lernen. In Pe-

tersburg traf der Jugendfreund später nach einem Jahr zufällig Sonja, die dort mit ihrem Vater auf der Durchreise weilte. Er fragte sie, ob sie schon in dem Buch gelesen hätte. «Alles.» – «Unmöglich!» meinte er, denn es waren eine ganze Menge trigonometrischer Formeln darin. Er prüfte sie und fand zu seinem Erstaunen, daß Sonja alles begriffen hatte. Nun riet er dem Vater, das Mädchen auszubilden. Die Eltern wollten nicht. Da machte Sonja kurzen Prozeß und heiratete mit sechzehn Jahren den Paläontologieprofessor Kowaleski. Nun war sie frei. Sie studierte 1869 in Heidelberg. Dann hielt ihr Weierstraß in Berlin besondere Vorlesungen, da Berlin keine Frauen zum Studium zuließ. Am Ende ihres Aufenthaltes in Deutschland sandte Weierstraß drei Arbeiten von ihr nach Göttingen. Zwei Fragen, die die höhere Analyse behandeln, eine dritte über die Form des Ringes des Planeten Saturn. Darauf verlieh ihr Göttingen ohne jede mündliche Prüfung den Dokortitel. Sie war einundzwanzig Jahre alt. In den nächsten Jahren veröffentlichte sie die aufsehenerregende mathematische Lösung des optischen Problems «Fortpflanzung des Lichtes in einem kristallinischen Medium». 1884 wurde sie Privatdozentin in Stockholm. Dann Mitglied der schwedischen Akademie. Ihr größter Triumph war die Arbeit: «Theorie der Bewegung eines festen Körpers.» Sie sandte sie an die französische Akademie. Diese fand ihre Arbeit so hervorragend, daß man ihr den Baudinschen Preis zusprach, ihn aber nicht genügend fand und ihn von dreitausend Francs auf fünftausend Francs erhöhte! Nebenbei war sie Schönschriftstellerin und schrieb «Die Schwestern Rajewski», «Bae Victis», «Zum Tode und nach dem Tode», ein Drama, das nächstens in Stockholm und Kopenhagen aufgeführt wird, und den Roman «Woronzoff», wovon in der «Gesellschaft» ein Fragment abgedruckt war. Besonders interessant für mich war es, ihren Stil kennen zu lernen. Er ist knapp, nur sachlich, von herber Strenge und Sicherheit. Sie schildert ungefähr wie Bourget, ebenso farblos und völlig jeder Wärme und jedes Duftes bar. Aber ihre Gestalten sind geschnitten, ganz kurz und bündig. Von Gefühlsstimmung, Naturbeschreibung nicht die Spur. Das ist so bezeichnend für diesen strengen, wissenschaftlichen Geist. Sie sagte, wenn sie der Mathematik müde

sei, greife sie zum Schriftstellern, und umgekehrt. Sie könne weder ohne das eine noch das andere leben, und sie wisse nicht, was ihr mehr Vergnügen mache. Ihr Bild ist überraschend. Eine schmale, hochaufsteigende Stirn, steil und mit jener feinen, kaum merklichen Wölbung, so wie bei A. oder meiner Schwester ungefähr. Das Haar an den Seiten zurückgenommen, nur in der Mitte fällt ein Büschel, aber ungelockt, wie widerspenstig in die Stirn, die Augen sind scharf aufleuchtend, etwas Aufgeschrecktes im Blick, als ob sie mit Staunen und Begeisterung ein Meteor fallen sähe. Die Lippen stören ein wenig. Sie sind zu voll und zu wenig geschweift, wie es dem russischen Typus eigen ist. — Interessant ist, daß sie auch der sozialistischen Bewegung folgte. 1889 wohnte sie dem internationalen Sozialistenkongreß in Paris bei. Es ist, als ob ihr Geist Sonnenkraft entfalte, alles bestrahlt er. Und nun schon tot! Da muß man trauern, auch wenn sie einem persönlich fern stand. Es ist etwas göttlich Herrliches um einen solchen Geistesmenschen.

Würzburg, 18. August 1891,
nachmittags 3 Uhr

Und dann noch eine Neuigkeit, die Euch wohl auch freuen wird: Papa, meine Schwester und ich reisen Freitag morgen nach Brückenau. Unsere Adresse ist: Bad Brückenau, Kurhotel. Es kam ganz plötzlich, wie dies meist bei Papas Reiseplänen der Fall ist. Ich freue mich sehr auf das schöne Rhöngebirge und werde Euch wohl recht viel zu erzählen haben. Wir werden vierzehn Tage bleiben, also bis Anfang September, und dann kommt Ihr — also eine Freude nach der andern. Etwas stört mich diese Reise doch. Ich bin so schön jetzt mitten in meinem Arbeiten, und ein Losreißen hält immer etwas schwer. Nur wenn ich mir denke, daß auch dort wieder Studien und Arbeit in Hülle und Fülle zu treffen sein werden, so tröstet das einigermaßen.

Mein Schwager Gustav ist auch in Brückenau, dann sind noch viele Bekannte da, also werden Papa und meine Schwester rasch Gesellschaft finden.

Würzburg, 23. August 1891

Wenn man einem Menschen, z. B. einem Wilden, einen glatten, ebenmäßigen und einen lachenden, mit allen Falten und Fältchen ganz genau nachgebildeten Kopf in Marmor oder auf der Leinwand zeigen würde, er würde nach dem lachenden greifen und ihn schöner finden. Warum? Nur des Lebens halber, das ihm so herzhaftes Kraft einflößt.

Bis heute war für uns die griechische Kunst die lebenswahrste, wir hatten nicht Getreueres, feiner Beobachtetes, das wir hätten den klassischen Werken zur Seite stellen können. Wir gaben uns nun die Mühe, ganz genau so zu schaffen wie die Griechen, vergaßen aber dabei, daß die Alten auch nur das wiedergaben, was ihnen das Wahrste war, daß Ruhe und Ernst und was wir Harmonie nennen ihre Natur war, daß sie sich so sanft, wie ihr weniger angestregtes Leben von damals ablief, auch bewegten und zum Ausdruck brachten. Diese Ruhe war ihnen natürlich. Uns aber heutzutage ist diese Ruhe unnatürlich. Wir fühlen, daß nur das das Bestehende ist, nur das bestehen kann, was von Lebhaftigkeit und Kraft und Erregung ströht, daß die Stille, das ideale Schweigen in dem heutigen Kampf ums Leben niedergetreten wird. Es mußten also mit den gesteigerten Ansprüchen des Lebens auch die Mittel, die uns anreizen sollen, was doch der Zweck aller Künste ist, kräftiger und noch lebenswahrer gewählt werden. Nun kam die Realistik. Die Jugend, die in dem Kampf, in dem hartnäckigeren Ringen von heute aufwächst, versteht deshalb diese Richtung am ersten, da sie ihren Anforderungen entspricht, ihrem Drang zum Leben neue Anregung gibt. Sie empfindet Belebung an ihr. Aber da sind nun die andern, die noch die Ruhe der Mitte dieses Jahrhunderts genossen und auch die Schönheitsregeln dieser Zeit als Grundsätze in sich aufgenommen haben. Sie sträuben sich nun gegen das Robuste in der neuen Kunst, gegen das Übertriebene, wie sie es nennen, weil es ihnen noch nicht zum Bedürfnis geworden ist. Charakteristisch ist dabei jedenfalls, daß der Naturalismus in Frankreich und England, wo Arbeit und Industrie viel rasender vorwärts hasten als in unserem behäbigeren Deutschland, das Licht der Welt erblickte. Aber der große Widerstand,

den die neue Richtung bei uns findet, ist wohl am meisten der Macht der Gewohnheit zuzuschreiben. Im Herzen jubeln wohl viele oder verstehen ihn, den Naturalismus, viele; aber so lange die Alten leben, die noch mit einem Fuß im Idealismus stehen, solange muß der Naturalismus noch auf seine Anerkennung, auf allgemeine Anerkennung warten.

Es gibt demnach zwei Schönheitsbegriffe, einen natürlichen und einen anerzogenen. Der erste liegt darin, sich von einem Kunstwerk belebt oder lebensgestört zu fühlen, und da läßt sich für Schön keine Norm aufstellen, da spricht die Individualität. Der robuste Bauer liebt das Grelle, weil nur das ihn reizt, der Städter das Gedankentiefere usw. Und der anerzogene Begriff, das ist das unempfundene Schönheitsgesetz, das man nachbetet, weil es Menschen oder Wesen ausgesprochen haben, deren Ansichten man über die feinigern stellt, und die durch die Macht, die sie vielleicht im Leben über uns haben, auch wieder lebensanregend wirken, wenn wir ihre Anschauungen zu den unseren machen. Wenn wir dann auch nicht direkte Belebung durch jene Kunstwerke erhalten, erhalten wir sie doch indirekt durch jene Persönlichkeiten, von denen wir uns beeinflusst fühlen. Dieser letzte Satz ist etwas umständlich, aber Ihr versteht, wenn Ihr ihn überlegt, vielleicht doch, was ich sagen will. — Es tut mir immer so weh, daß ich mit der Sprache immer dann zu stottern und zu stolpern beginne, wenn ich am leidenschaftlichsten empfinde. Dann wogt alles in mir, und Worte sind in dem Chaos gar nicht zu finden. Ich möchte dann am liebsten einen Pinsel voll Farben nehmen und all das, was ich fühle, in Blut und Flammen malen. —

Wie niedlich war die Bemerkung Deines kleinen Neffen! Ich sitze jetzt auch nachmittags von fünf bis sechs Uhr auf den Kinderspielflächen und beobachte die kleinen Geister. Man macht köstliche Studien. Besonders interessant ist es, wie ungezwungen rückhaltlos alle Leidenschaften an den Tag stürzen.

Würzburg, Dienstag, 2. September 1891,
abends 9 Uhr

An unsern lieben Librettisten!

Ja, wenn wir nur weiterwüßten.

Antrittslied:

Soso, ja, ja, aha, aha, da kommt der Parascevola,
die linke Hand, von Liebe verbrannt,
Die Rechte ruht am Herzen und decket Liebesschmerzen.
Er kommt auf raschem Beine, doch naht er nicht alleine.
Ihm folgt auf Gänsefüßchen sein Weibchen zahm und sittig.

Wechselgesang:

1. Du- Du- Du 2. Jaa-ja, jaa-ja, jaa-a.
1. So- So- So- 2. Lala- lala- lala-
1. In deine Arme - 2. Daß Gott erbarme
1. Ferrets mich mit Bangen - Selig Verlangen - Liebesgefangan -
In's Netz gegangen -
2. Ich - ich - ich - blühe nur für dich, dich zu umschlingen,
dich umzubringen, dich zu bezwingen - zu erringen - be-
singen - verschlingen... Du meines Magen einzig Be-
hagen! -
1. u. 2-3. - Wir wir wir - zerplagen schier - gequollen
vor Lust - Das Herz in der Brust. - Leber, Galle - Zittere,
walle - Auf und nieder - Winselnde Lieder - Sprengen das
Mieder - Heben sich wieder - Auf Liliengefieder.

Reigen:

Klipp=klapp - Auf und ab - Schwipp=schwapp - Tripp und
trapp - immer im Kreise - Leise - Weise - Reisse - Reisse -
auf der Pleiße.

Finale:

Ich bin Dein - Du bist mein. - Dich umschweb' ich - Dir
auf ewig. - So soll es sein - Ich bin allein.

Vorhang fällt. Auf Verlangen Da Capo.

Damit Du Dich nicht so lange abmühst, aus besonderem
Mitleid mit Deiner, unserer, kostbaren Zeit, haben wir uns
in bekannter bescheidener Weise herabgelassen, den Pegasus
für Dich zu besteigen. Senden Dir hier das Ergebnis unseres
Hürdenrennens. Libretto ist zwar sonst nicht unser Fall.
Dies Mal hoffen wir mit Gediegenem zu gefallen. Auf Ho-

norar verzichten wir in bekannt bescheidener Weise, aber uns gedrückt zu sehen, darauf verzichten wir nicht. Möge dies einen Beweis geben unserer Anhänglichkeit und bekannten bescheidenen Weise. Es grüßen die Pegasisten ihren Librettisten.

Würzburg, Sonnabend, 5. September 1891,
nachmittags halb 2 Uhr

In dem gestrigen Briefe versprach ich Euch meine hübsche Tour von Brückenau nach Jossa zu erzählen, also nun hört: Um zwölf Uhr brach ich auf. Ganz allein. Jener Student hatte sich überreden lassen, noch zu bleiben. Ich trauerte nicht darum. Ich durchschritt nochmal die Promenade, nahm Abschied vom Brunnentempel, der alten Kastanienallee, den schmalen Rasenstreifen, die so geduldig die vier Promenadenwege begleiten. Dann hinaus auf die eilende Landstraße. Oh, es war köstlich! Eine weltumarmende Freude schwellte mein Herz, ich ging nicht, ich flog nicht, es war, als stürme mir das Glück mit offenen Armen entgegen. Im letzten Hause sang ein Mädchen in einer brennenden Weinlaube, ein anderes trat heraus, auch singend, dieselbe Melodie. Sie hielt die Hand vor die Augen, starrte die blendende Straße entlang und kehrte sich singend wieder in den Garten. Ihre Lieder flogen noch lange mit mir und schmückten die reichen Farben ringsum noch reicher. Geschmolzenes Sonnengold floß über den Roggen und tropfte und schäumte von den Haferperlen. Links stufen Waldberge auf, rechts Felder und Wiesengrund; im Grün blinkt eine Wasserader, die Sinn, drüben wogen wieder dunkle Höhen. Wolken schwimmen wie Duftinseln durch die Sonne und fächeln Licht und Schatten. Dann kommt das erste Dorf, Wernatz. Gänse, Enten schnattern, Kühe brüllen, all dies lallende Dorfgeschwätz wächst ringsum so wunderbar in der Stille auf, aber es ist keine Zeit; immer vorwärts, weiter. In den Häusern summt Mittagseten, in den Gärten schlafen die Sonnenblumen über dem «Rosenkranz» ein. Und nun wieder draußen auf der weißen Straße! Kein Laut, kein Mensch, alles in Mittagsruhe. Aber einsam ist es nicht. So verkümmert und spießbürgerlich auch die alten Chausseebäume aussehen, es sind

doch treffliche Gesellschafter. Wie die alten Herren, leben sie friedlichen Betrachtungen. Und sie schwagen auch so wie die gemüthlichen Alten. Sie zeigen gern ihre Erlebnisse. Sie heben sie in ihren Zweigen hoch und lassen sie von jedem beschauen; das ist ihr stilles Behagen. Der eine zeigt im Laubrahmen das ferne kleine Dorf, das er sein Leben lang angeschaut, der andere zeigt nur eine lauschige Waldecke, wieder ein anderer nur ein Stück Wiesenland mit dunkelfeuchten Binsen. Aber eines ist so wichtig wie das andere, keiner läßt von seinem Bild. Sie halten es fest, bis sie einst fallen, und dann schenken sie ihre Erinnerung dem jungen Baum, der an ihre Stelle tritt. — Nun eine Wegbiegung, und mit einem Schlag steigt eine andere Landschaft auf. Das Thal drängt die Berge weit zurück, eine weite Fernsicht, blasser Höhen schließen den Horizont. Rötlich violette Dämmer Schatten wühlen in den Wäldern, Sonnenduft schleiert, in der Ferne schwimmen nur wasserzarte Farben. In dieser plötzlichen Weite drängt die Sehnsucht im Herzen höher. Ich muß singen, alle Lieder, die ich kenne; und als ich keine mehr hatte, mischte ich mir aus Farben und Sehnsucht neue. Dabei belauschte ich mich selbst, piff mich aus und klatschte Beifall. Aber es war auch gar köstlich, zu horchen, wie die Töne mit den Eindrücken wechselten. Ein Baum, der Hauptast vom Sturm gebrochen, das nackte rote Holz, die blanke Wunde stiert mich an, der Schrecken, die Todesangst klammern noch wild im zerwühlten Geäst. Mein Gesang wird dumpf, dunkel, wie kaltes Ahnen, dann klagend, noch eine Weile schwermütig, aber Grün lacht wieder am Wege, Harzduft weht von den Bergen, die Stimme kräftigt sich und springt plötzlich in kräftiges Jauchzen über. Noch ein paarmal fällt sie zurück, aber dann bleibt sie wieder oben auf Sonnenhöhe. Die Erlösung, die dankbare Freude an ihrer klingenden Kraft jauchzt auf, und nun klingelt der Übermut mit neckischer Schellenkappe. Leute kommen vorbei, Steinklopfer lauern am Wege, alle grüßen, aber die Stimme, vom Schall gefügelt, antwortet jedem in anderer Tonart. Bald wie ein Bär, bald wie eine zirpende Grille, bald höfisch gebückt mit übertriebenem Kratzfuß, dann schnarrend im Leibgrenaderton. Einzelne Gehöfte am Wege. Hähne krähen mit tragem, sattem Geschrei, Mistduft rümpft die Nase und eilt, an Re-

fedra und Levkoyen vorbeizukommen. Ein Junge mit Holzschuhen und einem Rechen geht aufs Feld. Vier Schritte folgen sich nun auf der einsamen Straße. Zwei stampfen voran, zwei poltern hinterher. Der Gesang verstummt, die Schritte haben allein das Wort, Schritte und Gedanken. Dann schweigt das Klipp-Klapp der Holzschuhe. Ich sehe mich um, der Junge ist in ein Heufeld getreten, sieht sich auch um. Ich wollte ihm zunicken, aber ich tat es nicht. Wollen ist auch eine schöne Sache. – Je länger der Weg, desto satter wird das Auge von Licht und Farbe, es hat sich vollgesogen, und der Blick wird schwerer und flattert nicht mehr mit den Strahlen. Aber innen, da kriechen die Flammen zusammen und wälzen die Gedanken auf und nieder, und mit der Trägheit kommt der Ernst, und je stiller und verständiger das Feuer, desto grauer und kühler die Aschenkruste des philosophierenden Verstandes. – Da plötzlich dicht vor mir der rote Diadukt von Tossa, der kühn von einem Berg zum andern greift. Ein Zug, Dampf wirbelt drüber, ich atme nach der langen Waldeinsamkeit begierig die süße, schwüle Kohlenluft, die einen ganzen Rausch von Erinnerungen von der hastenden Welt über mich schüttet, zu der ich jetzt wieder zurückkehre.

Die Bahnen sind das pochende eiserne Blut, das der Welt erst das rechte warme Leben gibt, in geschäftigen Adern rinnt es über den weiten Erdenkörper. Hätte nicht da des Bahnwärters Henne plötzlich so mörderisch zu gackern begonnen, hätte ich sicher noch recht was Schönes hinzu gedacht, aber so wurde mir diese Henne zur tückischen Parze, die meinem hochtragischen Gedankenfaden schnellen Garaus machte. Eine Stunde später fuhr ich ab, das heißt nach Würzburg, nach dem trauten, lieben Heim.

Würzburg, Sonntag, 28. September 1891,
abends halb 8 Uhr

Eben sind N. und W. fortgegangen. Es war recht gemütlich, wir musizierten, plauderten, rauchten und sangen bis jetzt. Der Nachmittag war so recht dazu geschaffen, behaglich im Zimmer zu sitzen. Grau, Regen, naß draußen, drinnen desto traulicher, freundschaftsonniger. – Eine recht hübsche

Freude hatte ich heute Morgen. Aus Wien hatte man mir von der Rundschau die Hefte gesandt, in die meine Novellen aufgenommen sind. Man sandte mir von jeder Nummer drei Stück. Es freut mich, daß ich nun doch auch mal etwas «Gedrucktes» von mir senden kann, das liest sich doch ein bißchen besser als diese holpernde Schrift. – Meine Schwester und Papa waren auch recht erfreut. Papa schmunzelte, wünschte mir Glück. Meiner Schwester las ich heute zum ersten Male «Josa» vor, einen Teil, es hat ihr bis jetzt sehr gefallen, und sie findet, daß sich alles, Stil und Beobachtung, vervollkommnet hätten. Sie gestand auch, daß sie nun so weit sei, Gefühlsleben, psychische Ausführungen, der spannenden Handlung vorzuziehen. Du siehst, wie reich an Befriedigung mich dieser Tag machte. Nun werde ich mit erfrischterem Eifer weiterarbeiten, um endlich einmal etwas Vollkommenes, einen reicheren, tieferen Gedanken auszuführen. Ich glaube, daß ich dies in der Ausführung des bewegten Frauenlebens meiner «Josa» zu Stande bringe. Besonders deshalb ist es mir darum zu tun, so bald wie möglich das Buch in die Welt zu geben, damit Papa sich über mich beruhigt. Er schwankt noch immer, da er ja kein Urteil fällen kann. Du weißt ja, daß er leider unserer Literatur nie nähergetreten ist, nur ein Erfolg kann ihn endgültig davon überzeugen, daß er mir nicht mehr vom Schriftstellerberuf abreden darf. Er hat sich gegen früher ja sehr geändert. Ich darf den ganzen Tag, solange keine Aufnahmen sind, für mich arbeiten. Das ist ja eine große Nachsicht, die mich eifrig anspornt, recht tüchtig zu schaffen, um bald die Erwartungen befriedigen zu können.

Würzburg, 1. Oktober 1891, mittags 1 Uhr

Auch heute kann ich leider wieder nur im Fluge kommen. Eine Dame im Geschäft ist entlassen worden. Ich retuschiere nun vormittags. Nachmittags, wenn keine Aufnahmen sind, kann ich dann für mich arbeiten. Da ich nun in meinem Schreiben auf halbe Ration gestellt worden bin, muß ich nachmittags tüchtig für mich arbeiten, um die verlorenen Morgenstunden einzuholen. Ich hoffe, heute Abend mit der Abschrift der letzten Arbeit fertig zu sein und werde sie Dir

dann senden. «Frühlingslied», «Johanni», «Herbstbacchanal» sende ich heute nach Berlin, für die Gedichtsammlung, die das «Magazin für Literatur» herausgeben will.

Würzburg, 2. Oktober 1891,
nachmittags halb 5 Uhr

Ich war bis jetzt im Dom und habe dort eine Uhr für die Kaiserin Friedrich aufgenommen. Sie ist aber auch wirklich interessant. Die Uhr nämlich. Zwei Zahlenkreise. Der eine giebt unsere Zeit an, der andere die Stunden in der Reihenfolge, wie man im Orient zu Christi Zeiten rechnete. Ich werde Dir später mal einen Abdruck schicken. —

Heute sende ich Dir auch die versprochenen Novellen. Die eine habe ich umgetauft, «Vom Kampfplatz», der Titel gefiel uns besser. Von dieser wünschte ich ganz besonders, daß Du sie etwas näher ansiehst. Ich stecke nämlich in einer Meinungsklemme. Ich selbst kann ja nicht mehr maßgebend darüber urteilen, da ich zu sehr von der Idee, dem Grundgedanken, befangen bin. Aber N.s und meiner Schwester Urteil weichen ganz schroff auseinander. Es wäre mir lieb, wenn Du mir schreiben wolltest, welchen Eindruck sie Dir machte, und ob Du den Gedankengang verstanden hast. Die zweite Novelle «Todwund» ist die Momentaufnahme einer Erzählung &c. Ich habe sie für die Wiener «Moderne Rundschau» bestimmt, und «Vom Kampfplatz» für die «Gesellschaft». Du bist wohl so gut, sie mir im nächsten Brief bald wieder zu senden, damit ich sie gleich abschicken kann.

Würzburg, 17. Oktober 1891,
nachmittags einviertel 4 Uhr

Wir haben hier gestern ein schlimmes Gewitter gehabt. Die drohenden Wolken sind noch nicht ganz abgezogen, es waren recht schwere Stunden. Kurz nachdem ich Deinen Brief zu überwinden begonnen hatte, donnerte eine grimme Aufregung auf mich ein. Es war Mittag. Papa kam, und das Unwetter brach los. Es haben ihm einige Bilder nicht gefallen. Er schleuderte mir recht häßliche Vorwürfe

entgegen, und das Ende war: «Wenn das nicht besser wird, geht das nicht länger so fort, dann machst Du, daß Du aus dem Hause kommst.» Bei Tisch setzte sich das Loben fort. Ich war ganz still, versuchte mich zur strengsten Ruhe zu zwingen. Als er mir aber immer heftigere Ungerechtigkeiten sagte, begann ich mich zu verteidigen. «Ich habe nie am Geschäft Interesse gehabt, Papa, da kannst Du auch nichts Vollkommenes von mir verlangen. Ich bin zu diesem Beruf gezwungen worden. Hättest Du mich Künstler werden lassen, würde ich heute auf eigenen Füßen stehen. Ich hätte mir schon mein Brot durch Skizzenzeichnen und Illustrationen für Journale erwerben können. Aber nun bin ich nur was Halbes. Deshalb schreibe ich, um dort wenigstens Befriedigung zu finden.»

Kurz und gut, ich sagte alles, so wie die Dinge stehen, und wie ich doch am meisten bis jetzt unter diesem Mißverhältnis gelitten habe. Als ich nach dem Essen im Nebenzimmer bin, höre ich Papa weiterzanken. «Was will er denn schreiben, hat ja noch nichts gelitten! Soll erst mal in die Welt hinausgehen und sich durchringen! Wenn er Charakter hätte, würde er gesagt haben: «Vater, ich will mich allein durchschlagen! Aber dazu ist er viel zu feige, er zittert ja schon bei dem Gedanken, daß er aus dem Hause soll.» Da ging ich hinüber, sagte, daß ich alles gehört hätte, daß ich nicht vor dem Fortgehen zittere, daß ich gehen werde.

Später ging ich zu M. Er tröstete mich, ich weinte mich aus. Heute sagte ich zu Papa, daß ich mir eine Stelle suchen wolle. Nach langer Gegenrede meinte er, ich könne es doch noch mal versuchen, nach seinem Wunsch zu arbeiten, man müsse doch so etwas nicht über das Knie brechen. Ich solle nochmal versuchen, ob er damit zufrieden sein könne.

Damit ist die Sache vorläufig abgeschlossen. Was noch werden wird, weiß der Himmel. Ich bin auf alles gefaßt. Ich habe bis jetzt auf so vieles verzichten müssen, dies werde ich wohl auch noch schlucken können.

Sei herzlich begrüßt von

Deinem Max

Würzburg, 18. Oktober 1891

Ich hoffe, bis Weihnachten mit «Josa» fertig zu sein. Dann werde ich die «Nichtmenschen» beginnen. Nicht wahr, Du hebst doch unsere Briefe hübsch auf. Sie sollen mir sehr bei der Arbeit helfen. Über «Josa» werde ich Dir nächstens genauer schreiben. Der Grundgedanke, daß sie durchs Leben wandelt und die Gestalten anderer an ihr beeinflussend vorüberzieht, ist geblieben. Nur hat er sich in so weit geändert, als die letzten beiden Personen, ein Geistlicher, den sie heiratet, und ein Philosoph, den sie versteht, die Hauptgewalten sind, die ihre Gedankenrichtung bald nach der einen, bald nach der anderen Seite biegen, bis sie zuletzt zusammenbricht. Doch ist ihre Liebe zur Natur, zu allem, was Farbe, Blut und Leben zeigt, die versöhnende Kraft, die in der Mitte steht zwischen der blinden Herzenssehnsucht der Religion und der rücksichtslosen, grausam peinigenden Unbefriedigung der Philosophie, die ihr aber wieder aufhilft und sie dem Leben erhält.

Würzburg, 31. Oktober 1891

Also, gestern Abend hörten wir *Cavalleria rusticana*. Es war herrlich. Ich finde, man hat noch lange nicht genug gelobt. Schon diese Ouverture, mit dem Gesang des Turridu hinter dem Vorhang! Wie eigenartig überraschend! Aber vor allem die Geigen! Alle haben sie eine und dieselbe hohe sehnsüchtige Stimme, die Töne, in denen ich die Geigen immer am liebsten höre. Es ist so scharf und in so feinen, feinen Höhen zitternd, wie dünne flirrende Libellen auf blauen Dolchstrahlen. Und dann dazwischen dieses liebetrunkene Gurren und Locken der Mandolinen! Vor der Kirche Santuzza mit wildem Bestürmen, und in ihm die rotäugige, wühlende Leidenschaft zur andern. Dann dieses Intermezzo! Zuletzt das Cancanlied beim Wein! Und nun das Furchtbare: die schwüle Freude birst, schwarze, hohle Schlacken. Alfio – Turridu – rings die mit grinsendem Grauen Zurückweichenden! Starr wie zwei Felsen versteinert sie die Wut. Leise schleichen graue Töne geduckt durch das Schweigen. Aber dann, im Kern der wogenden, staubdunstigen Unruhe, ein kurzer dumpfer Herzschlag. Meisterhaft malt hier eine

finstere Pauke, die immer ruckweise, aber fort und fort anschlägt, das grimmgepreßte Herzklopfen.

Es war ein prachtvolles Gemälde. Wir werden es noch öfters diesen Winter bewundern.

Morgen ist Pappas Geburtstag. Am Vormittag wird N. wohl bei mir sein, und Du kommst wohl auch? Am Nachmittag, wenn es zu dämmern beginnt, wandern wir zum Friedhof, es ist Allerheiligen; Du weißt, da leuchten und flimmern auf allen Gräbern die Erinnerungsflämmchen. Ich sehe es so gern, es ist wie ein schwermütiges Totenmärchen.

Würzburg, 9. November 1891,
Montag Abend halb 6 Uhr

Nun, gestern war bei uns Sonntag, den ganzen Tag! Am Nachmittag führte mich der Kleine in die Appeninen, dann nach Rußland, das heißt, wir gingen zum roten Kreuz. Goldige Abendstimmung, welkes Laub, kahle Felder, und da malten wir uns aus, daß wir weit weg auf Reisen gegangen wären. Es erquickte auch wirklich für fünf Minuten, aber dann fiel ich wieder in meine quälende Verstimmung. Dies ereignislose Leben, dies tägliche Wiederkäuen der vierundzwanzig Stunden, alles einen Tag wie den andern, als ob ich ein Automat wäre, morgens das Geschäft, mittags ein paar Aufnahmen, nachmittags schreiben, abends halb sieben Uhr spazieren gehen, um acht Uhr wieder zusammenkommen. Dieses ewige Ableiern derselben Stimmungen, derselben Gefühle ist geradezu zum Blödsinnigwerden. Das Theater bietet fast nichts, Konzerte – immer wieder dasselbe mit kaum merklichen Abänderungen. Die Menschen immer dieselben, mit gar keiner Änderung. «Josa Gerth» ist nun bald beendet, ich habe zwar neue Gedanken, aber nicht die Spur von Begeisterung oder Leidenschaft, etwas durchzuführen. Das Grauenhafteste sind täglich dieselben Bilder, die ich nun schon so genau in allen Farben und Schattierungen kenne, jeden Baum im Glacis und jede Straßenecke. Ich sehne mich so sehr, aufgerüttelt zu werden, etwas zu erleben, etwas zu leiden oder von etwas entzückt zu werden.

Reisen wäre mir das liebste. Aber das geht jetzt nicht, überhaupt, solange ich von Papa abhängig bin, wohl sehr schwer.

Während der Nacht habe ich nun überlegt: soll ich heiraten oder nicht? Wenn ich heiraten würde, täte ich es vor allem, um unabhängig zu werden. Das ist mein sehnlichster Wunsch. Um ihn zu erfüllen, müßte ich Geld heiraten, viel Geld! Mit meinen Anlagen eine Frau glücklich zu machen, getraue ich mich schon. Also eine Geldheirat. Warum sollte ich mich nicht dabei wohl fühlen! Eine Geldheirat würde mich dem Zwang dieses mir so unsympathischen Photographengeschäftes entziehen, würde mir die Freiheit geben, zu wohnen, wo ich wollte, zu reisen und noch mehr. Meine Familie wäre höchst glücklich, Papa deutete schon öfters darauf hin. Was meinst Du dazu? Ich werde jetzt mein Buch beenden. Dann habe ich wohl das Recht, wenn diese Arbeit erscheint, mich Schriftsteller zu nennen.

N. hat Dir wohl damals erzählt, in welcher Weise Elise und ich zusammen verkehren. So ist es noch immer, nur nicht mehr so herb, sondern gewohnheitsgemäß gleichgültig. Es gab eine Zeit, wo mich diese Kühle und die Verschiedenheit der Anschauungen zwischen uns sehr quälten, jetzt ist aber auch das überwunden, und ich bettele nicht mehr um Unmögliches.

Würzburg, 15. November 1891,
Sonntag Morgen halb 11 Uhr

Was den Verkehr mit Menschen betrifft, so ist es mir ganz angenehm, wenn ich nicht selbst in die Unterhaltung eingreifen muß, sondern beobachten kann, so wie es zum Beispiel früher bei Dir im Laden der Fall war, während die jungen Leute mit Dir oder Deiner Schwester plauderten. Selbst plaudern mit Fremden ist mir immer eine Anstrengung, aber keine Erquickung gewesen. Deshalb konnten wir uns auch bis jetzt immer noch nicht entschließen, L. einzuladen, da das banale Reden oder das Austausch verschiedener Ansichten uns meist gründlich langweilt. Bei musikalischen Menschen mag das wohl anders sein, sie werden schon vom Ton und den Worten zu neuen Worten und Erwiderungen angenehm angeregt.

Und nun zum anderen, zum «Verlieben»: Würzburg ist eine viel zu kleine Stadt, als daß ich ungerügt und ohne mir

und meinen Angehörigen Unannehmlichkeiten zu bereiten es wagen dürfte, irgend einer Dame mit Behagen den Hof zu machen.

Eine Geldheirat ist mir hier nicht leicht geboten. Es bleibt mir nichts als die Annonce. Wir haben es reiflich überlegt. Also soll sie heute vom Stapel laufen.

«Junger Schriftsteller sucht ein sehr reiches, begabtes Mädchen zu gemeinsamem künstlerischen Lebensgenuß zu heiraten.»

Es ist doch etwas ganz Verflirtes um die liebe Gewohnheit, bis man das alles bei Seite wirft, was sich Sitte, Anstand, guter Ton nennt. Wie lange quäle ich mich nun, und wie bang ist es mir immer noch jetzt, wo ich mich endgültig entschlossen habe! Da spricht immer noch das liebe eingetrichterte «Es schickt sich nicht» so rebellisch auf mich ein. Eben glaubte ich, es abgeschüttelt zu haben, da kommt es wieder...

Würzburg, 26. November 1891,
Donnerstag Abend 10 Uhr

Es war nötig, daß ich Papa heute alles sagte. Er war gerade daran, bedeutendere Summen für neue Instrumente auszugeben. So zeigte ich denn Deinen Brief, den Du an Lisa geschrieben. Zuerst war er sehr erbittert auf mich. Allmählich sah er es ein. Später besprach er nochmals die Sache mit Elise und war dann schon viel ruhiger. Beim Mittagessen war er schon so beruhigt, daß er in aller Güte zu mir sprach. Er verstehe mich vollkommen. Wenn ich durchaus von meinem Beruf unbefriedigt sei, ließe er mich in Ruhe gehen. Er wünsche, daß ich glücklich werde, er gebe mir seinen Segen und hoffe für meine Zukunft das Beste. Das Geschäft wolle er einstweilen durch Lisa noch weiterführen lassen, später vielleicht verpachten. Sein Haus stehe mir alle Zeit offen, wenn ich krank werden sollte, aber weiter könne er auch für die kommende Zeit mir nicht nützen. Daß ich Geld auf meine Erbschaft nehmen wolle, hatte ich ihm auch gesagt. Es hat ihn natürlich etwas erregt, daß Ihr mir so treu zur Seite steht.

Ich selbst kann immer noch nicht recht zur Ruhe kommen. Manchmal fühle ich mich namenlos glücklich bei der Aus-

sicht auf die langersehnte Freiheit, aber dann wieder zweifle ich, und ich wünschte für uns alle, daß mit allem ein Ende wäre.

Würzburg, 2. Dezember 1891,

Mein lieber S.,

Du weißt, wie es bei mir zu Hause ist. Papa ist alt, er wechselt täglich seine Ansichten, und die Umgebung muß unter dieser Unruhe leiden. Vorgestern war ich noch so froh und lebensfrisch, ich fühlte, wie sich alles in mir glättete, und das tat so wohl. Ich versuchte, wieder zu schreiben, und es gelang mir, und ich war glücklich. Aber gestern schlich es sich schon wieder ein. Ich ließ deshalb auch N. allein an Dich schreiben, denn ich glaubte, ich würde mich durch eine Aussprache noch tiefer aufwühlen, und dachte, heute wäre alles vorüber, und dann würde ich frischer schreiben können. Aber es wird mir immer schwerer und bitterer gemacht. Ich sehne mich sehr nach einer Nachricht, damit ich definitiv weiß, wann ich abreisen soll. Hier im Hause bin ich so zitternd, und das Grübeln und Brüten in dieser Unentschiedenheit schmerzt unablässig. N. ist treu und lieb zu mir, aber er kann auch nicht weiterhelfen, Papa läßt sich von niemand bereden.

Vor der letzten Woche vor Weihnachten kann ich nicht fort, bis dahin will ich noch im Geschäft helfen, aber dann, wenn ich es bis dahin ausgehalten habe, sehne ich mich nach Ruhe.

Donnerstag, 3. Dezember 1891, Abends 8 Uhr

Du hast es schon vorausgesehen, wie sich hier alles in Anbetracht des Alters von Papa gestalten muß. Der Rückschlag ist gekommen und gegangen, und ich werde ihn wahrscheinlich noch öfters in diesen letzten Wochen zu erwarten haben...

... Interessant wäre es mir, das Publikum zu beobachten, zu sehen, welchen Eindruck die verschiedenen Neuprodukte auf die Menschen machen. Ich glaube kaum, daß meine Sachen, Gedichte und Novellen, sich zum Vortragen eignen. Die innerliche Anschauung, die sie fast alle ausschließlich erfordern, kann sich in der störenden Weite eines Saales mit vielen Menschen und auch bei der hinderlichen Mimik des

Vortragenden nicht so brennend sammeln, wie es nötig ist, damit jede Farbe, jede feinste Nuance bis zum innersten Kern aufglüht. Ich habe mir das längst gesagt, daß ich auf Massenbeifall verzichten muß. Ich kann mich nur immer in einen Menschen eingraben, bei mehreren wird durch störende Ablenkung der Reiz zerstückelt, der oft nur wie ein Glimmer ganz leise aus den Worten und Gedanken strömt.

Ich werde doch in dieser Woche «Josa» noch nicht loswerden. Sie plaudert zwar wieder ganz zutraulich, aber nun, da sie merkt, daß es zum Ende geht, wird sie so zögernd und möchte gern alles, was sie sagt, erst dreimal in ihrem Herzen umwenden und genau betasten, denn in dem Schluß will sie sich noch in ihrem ganzen glutdurchsogenen Sonnenreichtum zeigen.

Wir haben nichts in dieser Woche erlebt. Ich bin jetzt gewöhnlich bis gegen Nachmittag im Geschäft. Vor dem Abendrot kommt N. zum Spaziergang. Gestern kamen wir auch nicht zu diesem Spaziergang und sahen uns erst um zehn Uhr. Ich holte ihn ab, wir gingen im herrlichen Mondschein am Main entlang, der Steinberg mit leichtem Schneeschimmer täuschte uns den französischen Jura vor, der Main wurde zur Rhône, wir waren in Genf. So reißt es sich schnell. Und, was die Hauptsache ist: billig!

Würzburg, 9. Dezember 1891,
Mittwoch Nachmittag halb 5 Uhr

Ich möchte in dieser Woche meine «Josa» noch majorenn erklären, und es war mir recht weh ums Herz, daß ich ihr in den letzten Wochen untreu war, ich fürchtete schon, sie habe es so übel genommen, daß sie mir nie mehr zutraulich würde. Aber jetzt habe ich zwei Abende von acht bis halb elf Uhr bei ihr gefessen, ganz stumm, auf dem Sopha, nichts mit ihr auf dem Papier gesprochen, nur immer in Gedanken, sie saß ebenso stumm neben mir, so starrten wir schweigend in die Lampe. Allmählich, ganz allmählich schmiegte sie sich wieder enger an mich, immer zutraulicher, und heute Abend hoffe ich sie zum Plaudern zu bringen. Du glaubst garnicht, welche Zartheit und Aufmerksamkeit solche Wesen verlangen! Ich werde es mir merken und später bei denselben Beziehungen

zu andern ähnlichen Geschöpfen hingebender sein und jede Vernachlässigung vermeiden.

Von R. habe ich eine recht schmerzliche Nachricht erhalten. Ich weiß nicht, ob ich Dir mitteilte, daß er im Laufe des Sommers ein kleines Mädelchen bekommen hat. Er war so glücklich. Und nun ist es gestorben. Ich habe mich gerade in der letzten Zeit viel mit ihm im Geiste beschäftigt, da er ja der Mann meiner «Josa» ist. Ich kann nun auch tiefer in seinem Leid mitfühlen, es ist mir, als wäre es hier bei uns geschehen.

Jetzt beginnt schon allmählich das Lockern der Beziehungen, die mich so viele Jahre an das liebe, gute Würzburg fesselten; ich empfinde es mit geteilten Gefühlen. Es ist doch schade, daß ich die Atome, die gerne bleiben möchten, nicht hierlassen und mit den andern, die sich abgestoßen fühlen, fortstürmen kann. Ich wünschte der Kuriosität halber ein solches Experiment machen zu können, um zu erfahren, wie viele sich hier gefesselt fühlten.

Abends vor dem Einschlafen ist jetzt mein größtes Vergnügen, zu wandern.

Dein Max

Herzliche Grüße Deiner lieben Schwester.

Würzburg, Mittwoch, 16. Dezember 1891,
Abends 5 Uhr

Du mußt von vornherein gleich entschuldigen, daß ich so kurz komme. Ich möchte Dir nur das Notwendigste auf Deinen Brief vom Dienstag antworten, denn so «Josa» will, werden wir heute miteinander fertig. Ich will heute jedenfalls mein Möglichstes tun, um fertig zu werden. Die gestrige Nacht habe ich es fast fertig gearbeitet, heute noch einmal, dann: Bivat! Wenn es Dir recht ist, würde ich am ersten Feiertag morgens zehn Uhr hier abreisen und am Abend um elf Uhr dreiundvierzig in Berlin sein. Ich komme ja nicht zum erstenmal in Berlin an, ich kenne den Anhalter Bahnhof. Eine Droschke wird mich zum «grünen Baum» fahren. Dann bin ich geborgen. Und wir sehen uns am nächsten Morgen. Und dann noch eins. Zum Christabend kommen wir nur im Briefgruß. Du gönnst mir die Freude, selbst

dabei zu sein, wenn der Würzburger Weihnachtsmann kommt, und geduldest Dich wohl noch einen Tag länger.

Denk Dir, meinem Papa hat man die «Gesellschaft» ins Schachzimmer der Harmonie gebracht und ihn gefragt, ob dieser neue Naturalist sein Sohn sei! Am Abend beim Essen gab es dann natürlich einige Stacheln zu schlucken, aber ich habe sie so ruhig wie möglich hinuntergewürgt. Und nun für heute einen recht warmen Gruß.

Dein Max

Würzburg, Sonnabend, 19. Dezember 91,
Nachmittags 4 Uhr

Ich warte eben auf N. Indessen will ich noch rasch Dir einen Sonntagsgruß bringen.

«... da kam ein reiches, ernstes Glück über sie. Sie trank und trank, bis die Dämmerung aufrauchte, dann erhob sie sich und schritt hinunter. Hinter ihr schlug die Nacht zusammen.»

Donnerstag Morgen Punkt sechs Uhr habe ich abgeschlossen. Zuletzt fieberte ich nur noch und wußte kaum, was ich dachte. Aber ich freue mich doch, daß ich, nachdem ich später einige Stunden geschlafen hatte und es wieder ansah, nichts streichen mußte. Es war köstlich, so zwölf Stunden hintereinander zu schreiben. Das rauschte alles in mir von den Empfindungen jener Menschen, die ich leiden und lieben ließ. Ich werde mich jetzt nie mehr darauf einlassen, eine Arbeit im Flickwerk von täglich ein bis zwei Stunden zu schreiben. Lieber einige Wochen hintereinander angestrengt, als diese Verzettlung, wobei man sich mehr quält und lange nicht in der schäumenden Überglut mitfühlt.

Du kannst Dir nicht denken, wie glücklich mich das stimmte, als ich das Ende meiner Schwester vorlas und sie in zitternde Aufregung geriet und zu weinen begann, als der Schmerz am leidenschaftlichsten schrillte. Es war dies zum erstenmal, daß ich sah und genoß, wie man mit seinen Gedanken auf die Mitwelt zu wirken imstande ist. Ich hatte mich lange danach gesehnt, in diesem Grade hatte ich es nie zuvor erreicht.

Ich selbst bin jetzt am Schluß befriedigter als beim An-



fang. Ich werde vom ersten Teil viel fallen lassen. Aber eigentümlich ist: das, was ich zuerst schreiben wollte, hat sich so verändert, daß ich den Grundgedanken kaum noch erkenne. Es ist etwas ganz anderes daraus geworden. Es hat sich viel Philosophisches eingeschmuggelt, was mich eigentlich ärgert. Wenn auch Farbe und Stimmung die Oberhand behalten, so ist doch mehr Altweiberweisheit darin, als mir lieb. Eines habe ich aber bei dieser Arbeit gelernt: ich muß noch fleißig sehen lernen, um alle Farben bis in die letzten zitternden Echos festhalten zu können.

An den Vater, Karl Dauthendeny

Berlin, 29. Dezember 1891

Lieber Vater, ich hoffe, Du hast das Weihnachtsfest in warmer Freude mit den Lieben verlebt. Die herzliche Aufnahme, die ich hier gefunden, hat mich den Abschied leichter überwinden lassen. Die Aussprache mit der Umgebung hat mir auch jetzt Ruhe gegeben, so daß ich nur über mich, meine Ansichten und mein Streben klarer geworden bin. Mein Selbstvertrauen und die Aussichten, durch meinen Beruf mir künftig eine feste und geachtete Stellung zu erringen, haben durch die hiesigen Urteile über meine Schreibweise erfreuliche Stütze gefunden. Ebenso hat sich Gelegenheit geboten, sowohl in Breslau als in Berlin literarische Beziehungen mit Kritikern und Tagesblättern anzuknüpfen, so daß ich nach dieser Richtung hin das zunächst Notwendige erreicht habe. Freilich hat dadurch die augenblicklich wichtige Frage, nämlich die materielle Lage, noch keine Erledigung gefunden. Doch freue ich mich, daß ich jetzt gerade darüber ruhiger und unbefangener urteilen kann. Jedenfalls weiß ich, daß mein Verbleiben in diesem Berufe unbeeinflusst von den Schwierigkeiten sein wird. Zunächst sehe ich ein, daß durchaus nicht die Notwendigkeit vorliegt, eine größere Summe in Händen zu haben. Es genügt vollkommen, wenn ich nur für die nächste Zeit, also nur für ein Jahr, die Mittel finde, mich zu erhalten. Ehe ich mich aber entschliefte, die Hilfe von Fremden anzunehmen, die Dir wie mir gleich unsympathisch ist, möchte ich mich nochmals an Dich wenden,

der Du mir doch am nächsten stehst, um die Vermittlung Fernstehender zu vermeiden. Könntest Du mich für ein Jahr unterstützen? Ich werde mich in Berlin auf das genaueste einschränken. Fünfundsiebzig Mark monatlich werden mir für ein Jahr genügen. Ich weiß, daß es Dir ein Opfer sein wird. Ich glaube aber, Du weißt als erfahrener Mann am besten, daß ich auf diese Weise schneller zum Ziel komme. Fremde Hilfe würde ich nur für den äußersten Notfall in Anspruch nehmen, wenn alle Mittel, mir Geld zu verdienen, fehlschlagen sollten. Du wirst einsehen, daß es mich in meiner Ausbildung und in der Ausführung größerer Arbeiten hindern würde, wenn ich gerade in der ersten Zeit für Geld schreiben müßte. Ich spreche nur von einem Jahr Unterstützung, weil ich sicher bin, bis dahin in Berlin in Schriftstellerkreisen und Zeitschriften Ruf und Stellung erlangt zu haben, die meinen Lebensunterhalt sichern. In einigen Wochen wird mein Buch druckreif sein, und ich hoffe, daß mich das schon einigermaßen bekannt machen wird. Hier hat es großen, von mir kaum gehofften Anklang gefunden.

In Berlin werde ich die Bibliotheken besuchen und mich vorerst mit dem Studium des Hauptstadtlebens beschäftigen, wie ich denn überhaupt glaube, daß mir die Großstadt eine Fülle von Stoff und Anregung bieten wird. So blicke ich vertrauensvoll in die Zukunft.

Wenn Du mir die helfende Hand reichen willst, mein Lebensglück zu erringen, wird Dir herzlich dankbar sein
Dein Sohn Max

An würzburger Jugendfreunde

Wittstock, 10. Februar 1892, Donnerstag Abend,
oder besser Freitag Morgen ein Viertel auf 1 Uhr

Heute Morgen kam Dein Kartengruß. Also Du warst zu Tisch bei F.s, das freut mich. — Weißt Du, warum es heute so spät wurde? Mein beau-frère knabberte bis jetzt am Knochen Egoismus und ließ mich nicht eher los als jetzt. Natürlich ist mein beau-frère noch ebenso hungrig und der Knochen nicht zerknackt. Auch eine von den Danaidenarbeiten, die mir mein Aufenthalt hier aufdrängt: immer ant-

worten zu müssen, wenn einem großgelebte Gehirne Fragen stellen. Alles fällt durch uns durch, das Fragen beginnt von neuem. Die Zeit und der schöne Speichel werden ganz unnütz vergeudet.

Heute Nachmittag waren wir mit einem Höheren Lächterschuldirektor und Gemahlin draußen im Schützenhause, zehn Minuten von Wittstock. Rings umher war nichts als Gegend, nur keine Umgegend. Die Leute, die sich hier die Erde rund vorstellen können, müssen eine immense Phantasie haben. Ich sehe sie nur flach, ach, so flach, Erde und die Erdklöße mit dem Schimpfnamen Mensch, alle, alle.

Aber heute amüsierte mich die Aufrichtigkeit meiner lieben Schwester: «Nein, Maxi, wenn gestern nicht die Emma dabei gewesen wäre, als Du das vorlasest: ‚Haut-goût‘, ich hätte dich küssen, um den Hals hätte ich dir fallen mögen, knutschen hätte ich dich können, so gut hast du das geschildert. Weißt du, ich erkannte mich nämlich Zug für Zug; gerade so war ich in der ersten Zeit meiner Ehe. Geradezu nackt kam ich mir vor: so mein Allerinnerstes entblößt zu sehen!» – Wir haben unter Lachen noch viel davon geplaudert. Einmal erzählte sie: als es oft so gräßlich geisttötend hier in den letzten Monaten war, hatte sie sich vorgestellt, daß sie durchbrennen und zu uns laufen, uns Essen kochen und hübsch in der Ecke zuhören wollte, was wir sprächen. Sie hatte es sich in Träumen auf dem Schaukelstuhl bis ins Kleinste ausgeklügelt. Dann lachte sie sich aus und lief zu ihren Kindern. Heute Abend las ich Maeterlinck vor. Meine Schwester schauerte, mein beau-frère trauerte über den Verfall der Kunst.

Wittstock, 9. März 1892, Abends 11 Uhr

So, nun bin ich endlich allein. Ich habe ein großes Zimmer, das Schreibzimmer meines Schwagers, mein Bett im Hintergrunde auf dem Schlaffopha. Draußen vor den zwei Fenstern liegt grüner Mondschein auf dem Schnee des Kirchplatzes. Drüben ist nämlich die Kirche. Ein altes Zackengiebelhaus mit hohem bauchigen Turm. Rot natürlich, wie die Brieger «Marokkanische Festung». Linden lungern um das Monstrum, das schon vier Jahrhunderte auf dem Gie-

bel hat. Ab und zu tönt ein schwarzer Ton durch das Haus, das hat so etwas Spiritistisches, als ob eine blau phosphoreszierende Geisterhand den Klöppel eines Gongs anschläge.

Ich schreibe am großen runden Tisch, den meine Schwester fürsorglich vor das Sopha geschoben hat, damit ich nicht herunterfalle. Am Fenster rechts der Schreibtisch, darüber ein Bücherregal an der Wand, links auch ein Bücherregal und ein Strohsessel, so einer wie der, wo Paulchen immer die Kopfschmerzen ausschläft. An den Wänden Büsten, Minerva, Athene, Bilder der Schwiegereltern, Stahlstiche, zwischen den Fenstern ein hohes Lesepult, vor dem Schreibtisch ein Rehfell. So, nun hast Du Dich gut umgesehen.

Der Nachmittag war schon recht gemütlich. Wir kreisten um den Wall, ganz wie in Brieg. Und meine Ohren, die wunderten sich mit den Augen um die Wette, daß garnichts sie quälte. Es war ihnen fast unbehaglich. Die kleine Stadt wie ein Kirchhof gegen Berlin, die Häuser Grabsteine. Die Sonne tropfte, schwer von Gold und Blut gemästet, am Horizont nieder. Unten grüne, gelangweilte Nebel, wie zähe Schimmelschichten, das war unser Spaziergangsbild.

Am Abend war mein Schwager eingeladen. Ich allein mit Mieke und meiner Cousine. Ich mußte «Borakorde» vorlesen. Ersteres wirkte, wie es auf meine Schwester wirken mußte. Sie fühlte sich schauernd berauscht! «Haut-goût» war ihr fast zum Lachen. Diese Frau, die so zäh die Spannung erhalten will und so raffiniert genießt! Meine Kusine, in klösterlicher Stummheit, ist von jener Art, die nie Interesse zeigt, immer gelangweilt ist und an geistiger Verstopfung zu leiden scheint, innerlich aber mit allen Nägeln an sich krallt, was sich ihr naht, doch zu unaufrichtig ist, es zu zeigen.

Es war mir lieb, mit meiner Schwester allein zu sein. Sie ist so lieb und innig zu mir. Und die Klugheit, mit der sie ihre Kinder behandelt, gefällt mir besonders. – Nun will ich mich ins Federreich, aber nicht ins literarische, sondern ins morpheusische Federkielland werfen.

Berlin, Linienstr. 148, Sonnabend, 26. November 1892, morgens 10 Uhr

Herzliebster M. und S., also mein erster Briefgruß kommt heute, und es sollen wieder, wie wir in Freiburg verabredeten, trauliche Rundreisebriefe werden. Dann kommen immer gleich zwei zu Besuch, und es wird ein gemütlich molli- ges Beisammensein werden, wie im «Künstlerheim» in Würzburg.

Gestern lief ich immer noch Trepp auf Trepp ab, ohne unter dreißig Mark etwas zu finden, na, hoffentlich heute. Jedenfalls kann ich bis zum Ersten noch hier wohnen bleiben.

Mit L. treffe ich zum Mittagessen in einer vegetarischen Speiseanstalt in der Karlstraße zusammen.

Gestern Abend wollte ich die Duse im Lessingtheater hören. Wartete von halb sechs bis sieben Uhr an der Kasse. Dann gab es unter fünfzehn Mark kein Billett mehr. Die Preise sind enorm hinaufgeschraubt. Gallerie kostet zwei Mark und ist fast nie mehr zu haben. Heute will ich es nochmals versuchen.

Gestern Nachmittag besuchte ich auch die Klinik von Professor Bergmann, er schnitt eben einem Mann die Bauchwand auf, ließ sich aber durch mich nicht stören.

Ich freue mich, daß ich nun die münchener, breslauer, freiburger und berliner Klinik kenne; sollte es einem mal passieren, dort hinein gebracht zu werden, so ist man wenigstens mit derartiger Umgebung und Behandlung vertraut.

Berlin sieht im Schneemantel recht frivol aus. Auf den Dächern blaue Kokette Schneefetzen und unten ein brauner schlüpfriger Sumpf.

Freiburg in seinen dämmerigen Herbstfarben war ungemein behaglich, und besonders diese Stille und diese Behäbigkeit in den Straßen; in solchen gänzlich unnervösen Orten kann es nur Dumme und ganz Gescheite geben; entweder schläft der Verstand ein, oder es entsteht in der ungestörten Selbstbefruchtung «heiliges Werden».

Heute Nachmittag will ich mal den Polen aufsuchen und morgen, Sonntag Nachmittag, bei F.s sein. – Ich sitze nämlich eben hier ohne Rock und Weste im Mantel zu Hause und muß mich bis Mittag gedulden, da dies alles beim

Schneider in der Kur ist. Denn dieser mein einziger Anzug ist jetzt schon etwas leidend geworden, und wegen seiner Unpäßlichkeit mußte ich auch die Besuche verschieben, die ich so gern gleich gemacht hätte.

Ihr werdet Euch, da Ihr Ärzte sein wollt, hoffentlich nicht bei diesem Brief genieren, der ohne Rock und Weste geschrieben ist.

Von zu Hause habe ich noch keine Nachricht.

Für das Berliner Tageblatt lasse ich für Sonntag, Mittwoch und Sonnabend folgende Annonce einrücken:

Ein junger Mann (Schriftsteller) sucht bei einem distinguierten Herrn oder Dame für einige Stunden des Tages Stellung als Gesellschafter oder Vorleser.

Vielleicht erlange ich dadurch irgend welche glückliche Beziehungen.

Ich freue mich herzlich auf Euren Besuch.

Seid mit Innigkeit umarmt von

Eurem Max

Beste Grüße Euren lieben Angehörigen.

Berlin, Louisenplatz 10/3, 5. Dezember 1892

Herzliebster M. und S., heute kommt der erste Bettelbrief. Ich habe nur noch sechs Mark in der Tasche. Miete, Annonzieren, Lesehalle und all diese Schmarotzer von blöden Neben Ausgaben haben mich ganz plötzlich trocken gesetzt.

Ihr habt Papas letzten Brief gelesen, darnach darf ich in diesem Monat nichts mehr von ihm erwarten. Er hält es für selbstverständlich, daß ich mit dem Gelde, das er am zwanzigsten vorigen Monats schickte, auskomme.

Mehr, als ich mich jetzt einschränkte, konnte ich aber nicht gut: in der «Pomona» gegessen, abends mich auch ziemlich knapp gehalten, von Theatern und Konzerten habe ich noch nichts gesehen, immer wegen des Hintergedankens, daß ich nicht durchkomme.

Neben meiner Geldfrage läuft noch eine andere stille Sorge her, das ist Wäsche und Toilette. Von all meiner würzburger Herrlichkeit blieb nur noch der Gehrock.

Es ist immer zu lähmend, daß an alles, was man anfassen will, sich die Geldfrage anklebt.

Ich habe ein Exemplar der «Josa Gerth» nach Briege gesandt. Da Hansson und der Marholm habe ich es eigenhändig überreicht. Auf Veranlassung des Polen Przybylszewski war ich am Donnerstag Abend in Friedrichshagen. Es war dies Mal gemüthlicher. Es stellte sich heraus, daß sie mich beim ersten Mal für einen Journalisten gehalten hatten, der sie interviewen wolle. Wir waren bis Mitternacht zusammen. Da Hansson hat mich sehr lieb gewonnen. Er braute mir eigenhändig einen schwedischen Grog um den andern, und es tat ihm wahrscheinlich besonders wohl, daß ich der Marholm opponierte. Sie rauchte und erzählte zwei Stunden sehr intim über das Geschlechtsleben der Frauen. Wir waren nur zu dreien.

Strindberg lebt hier in Pension. Friedrichshagen war ihm zu einsam. Ich werde ihn in diesen Tagen kennen lernen.

Aber die Marholm ist doch eine zu eigenartige Frau. Alles ist rasch, flink, energisch an ihr. Sie besorgte das Abendbrot und stopfte Strümpfe, und dabei sprach sie über Psychologie und Böcklin. Aber alles ist überlegt, scharf und doch warm und leidenschaftlich, und neben der vorurteilsfreiesten, emanzipiertesten Denkweise geht die behäbige Art der bemutternden, befriedigten, behaglichen Hausfrau.

Der Duse wußten sie nicht genug Lob zu spenden. Sie schreiben jetzt alle beide über sie und besuchen fast jede Vorstellung.

Ich sehne mich auch sehr, sie mal hören zu können.

Da Hansson hat eben wieder einen Roman beendet, der Anfang Januar erscheinen wird.

Er erzählt auch, daß er am liebsten morgens im Bett schreibt. Und die Marholm: «Ich, wissen Sie, so morgens träumen und Stimmung belauschen interessiert mich nicht lange. Wenn ich so im Bett liege, dann höre ich nichts um mich, dann kommen mir immer Gedanken, die spintisiere ich dann gemächlich aus; aber wie mein Mann liegen und in den Wintermorgen lauschen, das kann ich nicht.»

Da Hansson will vor allem wegen der Böcklins in der Schackgalerie bald nach München. In seinem Zimmer hängt eine Radierung der «Villa am Meer».

Und doch sagte die Marholm zu ihm: «Oling, Farbe hast Du ja gar nicht, Sehnsucht nach Farbe habe ich viel mehr!»

Sonst habe ich nicht viel Neues erlebt. Ich arbeite jetzt neben meiner «Sehnsucht» auch an Stimmungsbildern, die ich in den Berliner Straßen auffange. Das Drama «Sehnsucht» wird wohl knapper werden, als ich erst glaubte. Die verschiedenen Gesänge kurz und nicht zu breit gehalten.

Wenn ich abends bei der Lampe sitze, denke ich immer, daß wir nun alle drei so behaglich arbeiten. Ich hoffe, Euch bald mal etwas zu senden.

In der Koppenstraße war ich gestern Sonntag Nachmittag mit W. und L. zum Kaffee eingeladen. Auch Herr G. war da. Und die Kinder sangen wieder: «Wir Schusterjungen sind immer, sind immer kreuzfidel!»

Von der «Pfälzischen Moderne» habe ich noch keine Nachricht.

So – nun muß ich wieder zur Pomona, zum guten Obst!
Seid herzlich begrüßt von

Eurem Max

Beste Grüße Euren lieben Angehörigen.

Berlin, 11. Dezember 1892,
Sonntag Abend halb 12 Uhr

Herzliche Freunde, schade, daß ich Euch jetzt nicht da habe, ich würde Euch zerdrücken vor Vergnügen, vor überschwänglicher Seligkeit. Ich muß Euch noch in der Nacht schreiben. Ihr müßt meinen ersten großen Triumph, wie er eben noch warm in mir schäumt, ebenso warm mitgenießen. Ich zittere noch und bin heiß vor Glückseligkeit. So warm und intensiv rauschte es nicht mehr in mir, seit wir uns zuerst kennen lernten – erst heute wieder.

Also heute Nachmittag nach Friedrichshagen. Um vier Uhr dort. Frau Marholm, allein zu Hause, im schmalen Speisesaal am Fenster, sie trennt in der Dämmerung einen alten Rock auf. Klein Oling, drei Jahre alt, hat an der Erde alles mit Papierschnitzeln gepflastert, sitzt mit seinem phlegmatischen Lächeln auf seinem Schemel und läßt sich begrüßen.

Ich hole mir einen Stuhl, setze mich zu ihr. Wir plaudern über Przybyszewski, der sich absolut von seiner Frau trennen will und doch nicht loskommt, von Strindberg, der aus Friedrichshagen floh, weil er sich in seinem Frauenhaß von der Marholm verfolgt glaubte, jetzt in Weimar war und

nun wieder in Berlin bei seiner friedrichshagener Hauswirtin, die ihm verliebt nachreiste, ein Zimmer gemietet hat. — Dann über Geruch, und daß Ola Hansson einen Menschen persönlich nur nach seinem Geruch leiden könne usw.

Dann kam Hansson. Er hatte in der Dämmerung seinen Stimmungsspaziergang im Schnee gemacht. Er begann gleich von der «Josa». Die Stimmung, die Natur fand er großartig und noch nie bei einem Deutschen so fein ausgeprägt; und er habe stark Jacobsens Einfluß herausgeföhlt. Die Psychologie fand er noch zu unsicher. Das behagte mir nicht sehr. Aber Recht hatte er doch, denn das föhlte ich nur zu deutlich, daß die Psychologie nicht fein durchgeführt ist, als ich es neulich nochmals durchblätterte.

Und nun sagte ich, ich hätte mein Drama «Das Kind» von Schlenther zurückgeholt, da mir gesagt wurde, diesen Winter würde die Freie Bühne keine Aufführungen haben, da Brahm als Vorstand ausgetreten und noch kein anderer da sei. Auch «Die Weber» kommen nicht zur Aufführung. Ich wollte mein Drama der Freien Bühne, Bölsche, zum Druck bringen und hätte es dabei, würde aber gern erst ihr Urteil hören. Sie baten mich, es gleich vorzulesen. Man brachte Tee. Die Marholm holte ihre Näherei, zündete sich und uns Zigaretten an, und nun ging's los.

Gleich zu Anfang die Szenerie behagte ihnen recht.

Und nun las ich und las. Ich merkte, wie die Marholm ihre Näherei liegen ließ, wie Hansson aufstand, in die Ecke ging und sich in seinen Lieblingsplatz verkroch. —

Dann nach dem ersten Akt machte ich eine Pause.

Alles still. — Die Marholm, ganz steif, guckt mich immer an, schüttelt den Kopf. Er kommt ganz vergrübelt aus seiner Ecke, reibt sich die Hände. Sie plötzlich, wie aus einem Starrkrampf erwacht: «Ja aber, das — das ist ja — ganz ausgezeichnet finde ich das!»

Er kommt, gibt mir die Hand: «Jsch bien ganz erstaunt.» Sie läßt ihn nicht weiterreden: «Ja, das ist es ja endlich, das seelische Drama; da haben wir's ja, das, was noch keiner bis jetzt schreiben konnte, das ist es ja, so vollkommen dieses ganz intime Feine, nur Geahnte zu bringen.»

Und er: «Ja und — diese Charakterisierung! Jede Person

steht ja da, jede für sich, jede anders und doch ohne dieses viele Reden, so ganz erlebt – wirklich ausgezeichnet.» Sie sprechen noch viel. Er schenkt Wein ein und stößt auf dieses erste wirkliche Drama an. Und sie, die Marholm, sitzt noch immer ganz steinern da, als ob sie eine Vision gesehen hätte.

Irving, das schwedische Mädchen, kommt, ruft zum Abendessen.

Wir gehen ins Eßzimmer.

Ich bin plötzlich für sie ein ganz anderes Wesen. Sie überhäufen mich mit Aufmerksamkeiten. Und er nach einer Weile: «Wiesen Sie, jetzt glaube ich, Sie haben nichts von Jacobsen geerbt, Sie haben alles selbst geerbt.»

Dann nach dem Essen der zweite Akt.

Am Ende wieder dieselbe Starre. Nun kommt er auf mich zu, schüttelt kräftig meine Hand: «Ich muß Ihnen gratulieren – das ist so ausgezeichnet – das ist endlich das, was wir alle lange sehnten.»

Und die Marholm ebenso, nur immer noch ziemlich verblüfft; es sei ihr zu plötzlich gekommen; dies Zukunftsdrama, das sie immer von einem Nordischen erwartet habe, bringe plötzlich ein Deutscher. Und nun beginnen sie eifrig zu disputieren; gespielt müsse es werden, auf alle Fälle. Sie wollen selbst mit Blumenthal sprechen, ich solle es ihm nur bringen, und Hansson rät einen Augenblick, es doch der Duse zu bringen, aber dann: «Sie kann ja nicht so gut deutsch, um es zu lesen.» Bölsche würde es jedenfalls gar nicht verstehen. Dort sei es verloren. Aber versuchen möchte ich es doch, um es bald zum Druck zu bringen.

Der Schluß des ersten Actes hat ihnen besonders in seiner vertönenden Lebhaftigkeit gefallen, dadurch würde der zweite Akt gehoben. Dann finden sie, was wir unter uns nie beurteilen konnten, daß man sofort gleich im Stück drinnen sei und intensiv gefesselt von Anfang bis zu Ende.

Jedenfalls war und bin ich noch sehr berauscht von dem Lobe dieser Feinfühligsten, Intelligentesten unter den jetzigen Schriftstellern. Und deshalb eben hätte ich Euch so gern da gehabt, um meine Freude an Euch auszulassen. Nun geschieht es nur auf dem Papier, aber es ist vielleicht besser so, ich hätte Euch vielleicht das Herz zerdrückt und wäre wegen fahrlässiger Körperverletzung belangt worden.

Noch etwas Komisches kommt dann. Hansson fühlte sich abgespannt und blieb bei Klein Ding, um über seinem Schlaf zu wachen. Ich suchte mit der Marholm vier Gasthäuser ab, um die Friedrichshagener Größen zu treffen, die sich Sonntag Abend immer versammeln. Es war neun Uhr. Wir fanden sie endlich. Die Marholm hatte ihr schwedisches Mädchen dabei. Sie sei nur noch mal wegen Irving mitgegangen, sagte sie. Irving fühlt sich so einsam in Deutschland. Versteht nur schwedisch und findet deshalb nie Unterhaltung. Irving wurde also zu den Schriftstellern mitgeschleppt. Man hoffte, es seien ein paar der berliner Anarchisten da. Die kommen Sonntags auch in diesen Kreis. Da findet Irving vielleicht einen Verehrer. Irving ist nämlich sehr hübsch, geht wie eine Dame, ist eine echte nordische Jungfrau, stolz, aristokratisch, und ist mehr Schwester als Dienstmädchen bei der Marholm.

Wir fanden endlich die Klicke. Bölsche mit, Bruno Wille mit, und noch viele andere mit und ohne Frauen. Auch Friedländer war da, der Begründer des «Freiland» in Südamerika.

Bruno Wille sieht Conrad ähnlich. Aber gutmütiger, weniger brutal. Er trägt langes Haar bis in den Nacken.

Im Nebensaal wurde getanzt. Fabrikmädchen und Bur-schen aus Berlin.

Die Marholm schlug vor, zuzusehen. Natürlich ihrer Irving wegen.

Wir gingen hinein und – nun, bitte, bekommt keinen Schlaganfall – nach fünf Minuten tanzte Max Dauthenden auch.

Denkt Euch – erst mit der Marholm, mit Frau Bruno Wille – und dann auch mit «stolz Irving».

Nebenbei knickte ich aus Versehen auch ein Herz: die junge blasse Frau des Schriftstellers – na – mit Kampf war es ein Name, ich weiß nicht mehr. Sie suchte ziemlich deutlich den ganzen Abend meine Nähe und brachte es endlich auch dazu, daß ich mit ihr tanzte. Sie ist übrigens recht interessant. Es kann sein, daß ich mich doch noch in sie verliebe.

So – nun ist es halb zwei Uhr geworden. Ich bin ehrlich müde. Morgen schreibe ich Euch einen ruhigen, vernünftigen Antwortbrief auf Eure lieben Briefe; dieser heute ist nur

eine jauchzende Umarmung. Laßt Euch nochmals das Herz zerdrücken von

Eurem Max

Berlin, 12. Dezember 1892,
Montag Morgen 11 Uhr

So, nun habe ich meinen Kausch ausgeschlafen und komme wieder als ruhiger, beherrschter Max zu Euch.

Meine Arbeitszeit mußte ich nach den Verhältnissen der Großstadt einrichten. Gewöhnlich schreibe ich morgens von zehn bis halb drei Uhr. Um drei treffe ich mit L. in der Pomona zusammen. Nach dem Essen eine Stunde in der Lesehalle, und dann entweder Besuche oder Bummel bis elf, halb zwölf.

Von elf bis halb zwei, zwei schreibe ich wieder, und morgens schlafe ich bis zehn. Ich finde das Nacharbeiten produktiver. Am Tage mache ich mehr Abschriften fertiger Sachen.

Ich fühle jetzt eine große Arbeitskraft in mir. Pläne, Stimmungen, neue Gedanken häufen sich so üppig, daß ich schwere Wahl und Qual habe, alles zu verarbeiten. Mein Zimmer ist zum Arbeiten so still wie eine Gruft. Die zwei alten Jungfern schleichen draußen lautlos wie Katzen umher. Die alten gelben Möbel, das zierliche Kokoporzellan, blasseruchrosen unter Glasglocken und dazu die schwächliche Wintermorgensonne – das sind alles Requisiten, die das Zimmer behäbig machen, und es ist, als ob man in einer zufriedenen Familie sitze, wo alle still grübeln und arbeiten.

Heute Nachmittag um vier Uhr hole ich Elise vom Lehrter Bahnhof ab. Sie bleibt bis Freitag. Papa hat auf meine Geldanfrage noch nicht geantwortet.

Beifolgend sende ich Euch auch die Lebenszeichen der Münchner Unsterblichen.

Berlin, 15. Dezember 1892,
Sonnabend Abend 7 Uhr

Nur in Eile die versprochenen Briefe. Die Novellen sende ich in der nächsten Woche.

Beifolgend auch zwei Hefte. «Bajazzo» hörte ich mit Lisa;

vielleicht interessiert Euch dies Allerneuste in der Musik. Aber die Oper selbst werde ich im Rundreisebrief schreiben.

«Blätter für die Kunst» – Ihr müßt Euch nicht verblüffen lassen durch manches Gesuchte darin – sende ich Euch hauptsächlich wegen des einen farben- und formenharmonischen Stückes darin:

«Der Tod des Tizian».

Ich war so wohllich, so intensiv befriedigt, wie nach dem Sang der Kirchenszene ungefähr in der «Cavalleria» oder wie nach einem stimmungsartigen Sonnenuntergang.

Euer Max

Berlin, 18. Dezember 1892,
Dienstag Morgen 11 Uhr

Herzliebster M. und S., heute, oder besser bis heute, habe ich zwar den Rundreisebrief noch nicht zurückerhalten. (Wo er stecken geblieben ist, weiß ich nicht. Vielleicht in Schlesien, wo jetzt die Schneewehen waren.) Aber nichtsdestoweniger sende ich den meinigen doch ab, die Nachrichten werden sonst gar zu schimmelig.

Also die letzte Woche war Elise von Montag bis Freitag bei mir. Sie logierte bei mir. Es war ein Zimmer frei. Am Tage bummelte sie meist mit Lotte in der Stadt umher. Am Abend war ich auch dabei. Ein Bummel führte uns auch mal in die Oper.

«Bajazzo.» Es wird jetzt an Stelle der Cavalleria fast täglich gegeben. Originell ist das Ganze. Ich meine das Sujet, die Szenerie. Aber die Musik war wie ein kleines krümeliges Mosaik. Ein Netz aus feinen, prickelnden Maschen. Aber dies Gewaltige, das durch die Cavalleria wie durch eine Schlagader strömt, fehlte. Es folgte Melodie auf Melodie, alles Perlen, niedlich, gleichmäßig glitzernd – aber ein plötzlicher Einsatz, ein Lied oder ein Intermezzo, so ein tiefer, schwarzer Purpurstrahl, daß man nur hören, nur hinstarren, nicht loskommen kann, das einen für Sekunden leblos macht – das war an keiner Stelle. Nicht mal am Schluß, der so dramatisch erschütternd ist, wo der weißgeschminkte Bajazzo erst seine Frau, dann ihren Liebhaber beim Schau-

spiel in seiner Theaterbude niederstößt und das Volk nicht weiß, ob es klatschen oder dazwischenspringen soll – das hätte Mascagni tiefer gemalt.

Dies war das eine Ereignis der Woche, das andere – die Duse. (Der Satz klingt wie in einem Theaterbericht von Mauthner.) Der «Ull» hat gesagt: «Die Duse, erst sieh sie, dann ehr sie.» Ich hatte nach allem noch mehr erwartet. – Sie spielte die Kameliendame. Vielleicht, daß es das Dumas'sche Konstruktionsstück war, so viel unwahre Mache dabei, diese blöden Selbstgespräche, diese affektierten Salongespräche. Wo Damen und Herren immer so ungemein geistreich und schlagfertig sind und ihre Reden so glatt und elegant wie die Gesichter in Modejournalen.

Aber jedenfalls spielte die Duse immer noch besser als sonst irgend jemand, den ich kenne; sie spielt auch noch feiner als die Kamlo. Sie hat so ungemein kleine Nichtigkeiten, die das Spiel wahr machen. Sie geht ganz allein fünf Minuten auf der Bühne umher, ohne ein Wort zu sprechen. Dann betastet sie die Rippen und die Gegenstände im Zimmer, ganz wie jemand, der allein ist, halb gelangweilt, halb neugierig. Im letzten Akt, als Kranke, streichelt sie gern Seide und Pelzwerk und ist empfindlich gegen jeden Lufthauch und gegen Farben und Duft, und sie wandert durchs Zimmer, bis sie den störenden Geruch am Lampenschirm findet. Davon steht nichts im Manuskript. Das hat sie sich alles dazu gemacht.

Ich achtete besonders auf ihre Kunst, sich mitten auf offener Szene zu verändern, blaß und entsetzt zu werden.

Im zweiten Akt. Sie ist glücklich, lebt auf dem Lande, kommt in den Gartensalon mit dem Arm voll weißer Chrysanthemen. Sie begrüßt ihre Freunde, sie spielt diese ganze Szene, wo sie von ihrem Glück plaudert, am Tisch steht, die Blumen bindet, mit der linken Seite gegen die Zuschauer. Ihre Wange ist fein bräunlich rot, von der Sonne und Landluft frisch gebräunt und die Röte steigt bis über das Ohr. Das Haar leicht zerzaust an den Schläfen.

Plötzlich: der Vater ihres Geliebten kommt, stellt sich vor, sie wendet sich um, entsetzt, erschreckt, weicht zurück hinter den Tisch, und nun ist sie bleich wie Elfenbein. Diese ganze kommende Szene, wo sie sich gegen die geforderte Trennung

sträubt, wo sie fleht, bittet und endlich zur Entfagung bereit ist, spielt sie mit der rechten Seite gegen den Zuschauer. Wenigstens zu Anfang, und muß sie sich en face zeigen, verdeckt sie ganz unauffällig die andere Gesichtshälfte, und dabei streicht sie leicht durch das Haar, schiebt es an den Stirnwinkeln zurück, und mit dem Taschentuch wischt sie im Weinen die Röte von der andern Seite, und das alles ganz harmlos, nebensächlich. Als ob sie vor Aufregung glühe und schwitze, reibt sie mit dem Tuch die Wangen ab. Endlich, auf dem Höhepunkt des Schmerzes – am Schluß des Aktes – ist die Umwandlungstoilette beendet. Das Grauen, die Qual leuchten weiß von ihrer Stirn; sie hat alle Haare zurückgestrichen, und die andere Gesichtshälfte ist ebenso blaß, die Duse steht wie Marmor da in bleichen, frierenden Schmerzhauern. Das Publikum klatscht und rast Beifall, und alles wundert sich, wie das rosige, glückliche Gesicht jetzt so entstellt ist, ohne daß man merkte, daß sie irgend ein Mittel angewendet hätte. Sie spielt innerlich, sagen die Leute und weinen – aber nur äußerlich.

In den Zwischenpausen plauderte ich mit Ola Hansson im Foyer. Ich fragte ihn, ob dieses stete über das Haar streichen eine charakteristische Bewegung der Kameliendame oder ob es eine Gewohnheit der Duse sei.

Er sagt, sie habe das in allen Stücken. Es ist ihre Gewohnheit. Es fehle ganz bei ihrem Spiel, daß sie jeder Person einige charakteristische Bewegungen gebe, wie ich das in meinem Drama getan hätte.

Ola Hansson wird immer herzlicher. Er lud mich zum Weihnachtsabend ein. Es ist mir das recht angenehm, ich hätte nicht gewußt, wo ich ihn sonst verbringen sollte. F.s laden an diesem Abend nicht ein. Mit den andern Verwandten bin ich zu fremd und sehe sie zu selten, um eine Einladung zum Weihnachtsabend zu erhalten.

Wegen meines Dramas habe ich an die Duse geschrieben. Ich möchte es erst ins Italienische übersetzen und von ihr aufführen lassen; im Deutschen wird es, wenn es nicht diese Empfehlung der Duse hat, gespielt werden und wieder untergehen – das Publikum muß auf die Eigenart erst durch eine Person, der es Eigenart zuerkennt, aufmerksam gemacht werden.

Wenn sie nicht darauf eingehen mag, habe ich immer noch Zeit, es Blumenthal zu bringen.

L. ist von einer naiven Anhänglichkeit. Er sitzt Abends bei mir, mäuschenstill. Ich schreibe. Er zeichnet aus der Caspagneschen Schule oder hat seine medizinischen Bücher dabei. Er selbst regte dies Zusammensein an. Er will alles lernen, was er bei mir sieht. Er versucht sich sogar im Schreiben. Es ist eine wunderbar unbeholfene Begeisterung in ihm. Er kam ziemlich erregt zu mir, als er die «Josa Gerth» gelesen hatte. Seitdem ist er ziemlich verliebt in mich. Er legte mir gestern eine Lüte Knackmandeln auf mein Zimmer. Und neulich hörte er, daß ich gern Apfel im Zimmer habe wegen des Duftes, gleich brachte er welche angeschleppt. Er möchte, daß wir zusammenwohnen, einstweilen möchte ich, wenn es auch billiger ist, doch noch nicht darauf eingehen.

Von seiner Unterhaltung habe ich, da er so jung und noch etwas unausgegoren ist, wenig. Er fühlte das und schlug vor, daß wir manchmal Schach spielen sollten. —

Dr. S. besuchte ich am Sonnabend. Er ist eben mit Erfindungen beschäftigt. Dabei wäre er beinahe durch eine Explosion zu Schaden gekommen. — Das Papier geht zu Ende. Ich hätte gern etwas von Euch gewußt. Ich denke, das kommt noch.

Wittstock, 28. Dezember 1892,
Mittwoch Nachmittag 3 Uhr

Herzlieber N. und S., seit Sonntag Nachmittag bin ich von Berlin fort und hier. Die stumpfsinnige Weihnachtsmelancholie quetschte und drückte. Noch am Sonnabend entschloß ich mich, am nächsten Tage abzureisen. Erst dachte ich: Eine Weihnachts sentimentalität ist Blödsinn. Die brauchst du dir nicht «gefallen zu lassen». Aber dann — der Abend kam, in den Straßen nur frohe rote Gesichter, auf dem Bahnhof Friedrichstraße ein Begrüßen, ein Bewillkommen — äh — zu dumm —, und als ich in der Nacht um ein Uhr von Friedrichshagen kam, packte ich noch ein paar Sachen zusammen; bis zum nächsten Tag, Sonntag Mittag, schimpfte ich mich stündlich zweimal «einen gefühlsduseligen

Wasschlappen». Das half insofern, als ich mich wenigstens einigermaßen über schwachsinnige Tränen erhaben fühlte und nicht in den ersten Weihnachtsfeiertag hineinheulte.

Sonntag Abend war ich in Wittstock. Ich warte hier jetzt noch diese gefühlsschwache Woche ab. Zu Neujahr bin ich wieder in Berlin.

Am Sonntag Morgen erhielt ich Eure lieben Weihnachtsgrüße. Habe herzlichen Dank, mein lieber N., Du hast mich so lieb und reich bedacht. Die zehn Mark kann ich zwar nicht mehr zu Dusebillets verwenden, die Gastspiele haben aufgehört, aber ich konnte davon recht gut meine Reise hierher bestreiten. Ich hatte schon wieder eine Anleihe bei L. machen müssen; die Weihnachtsverpflichtungen hatten meinem Geldbeutel die goldne Seele sanft ausgelöscht; durch Dich wurde er nun wieder belebt.

Hoffentlich habt Ihr den Weihnachtsabend nach Kräften in angenehmer Stimmung verlebt, und Du, lieber N., hast Deine Erinnerungen mit medizinischen Vorlesungen betäuben können. Daß Du auch meine Einsamkeit mit mir empfunden hast und mir wohltestest mit einem besonderen Brief, das danke ich Dir noch ganz besonders.

Am besten beschreibst Du mir aber im letzten Brief die Situation, in der Du den Brief verfaßttest. Ich saß ganz dicht bei Dir an den schwarzen Tischen in dem dumpffarbigen braunrot- und cremefarbenen und olivfarbenen Wiener Café; und wie Du mich erst hübsch irre geführt hast mit Deinem schnarchenden Sportl und Deinem muffelnden Papa. Du schilderst überhaupt so intensiv charakteristisch; das lebt und steht alles in Fleisch und Form und sogar (wie die Marholm sagen würde) mit Geruch und Atmosphäre um einen.

Daß Dir «Lizians Tod» gefallen hat, freut mich sehr. Ich fürchtete beinah, die Verse möchten Dir in Ausdruck und Sprache zu musikalisch schmiegsam und reinlich sein. Mir behagte vor allem die Vereinigung dieser beiden Arten: von starkem Farbenempfinden und zartem musikalischen Ausdruck.

Ich habe Euch noch nichts von meinem Abend bei Hansons erzählt.

Es waren intensiv genußreiche Stunden. Also – um halb

sieben Uhr kam ich an. Klein Oling saß bei Papa und Mama und fürchtete sich vor seinem neuen «haesting» (Schaukel-
pferd). Erst bei mir lernte er reiten. Und Papa und Mama
waren sehr vergnügt, daß Oling bei mir auf dem Pferde
blieb. – Wieder war die Duse dann das Hauptgespräch, und
dann das neue Blatt «Blätter für die Kunst». Inzwischen
hatte die Marholm Mühe, ihre Irving zu beruhigen, es
wurde nämlich halb acht Uhr, und Willes, die auch geladen
waren, kamen nicht. Es wurde acht Uhr – immer noch kein
Bruno Wille da. Da Hansson ging selbst auf die Suche
nach ihnen, die Marholm sprach die Vermutung aus: «Wenn
er vielleicht eingesteckt worden wäre?» Einige Tage vorher
hatte die Polizei am Abend einen jungen Schriftsteller aus
Friedrichshagen fortgeholt. Der hatte ein politisches Gedicht
veröffentlicht mit seinem Namen darunter. Nun warteten
wir in Spannung. Endlich brachte Hansson die Familie an.
Wille war noch ganz rot und heiß. Er hatte eben seine beiden
Reden (für die Feiertage in der «Freien Gemeinde») aus-
gearbeitet, die roten, glühenden Sätze standen noch in seinen
Augen, und sein langes Haar hing etwas zerzaust und wirr
um die Ohren. Frau Wille hatte ihren «Schneeball» auf
dem Arm. Schneeball ist ihr Baby – ein zartweißer kleiner
Pudel mit rosa Schnauze.

Irving, die, immer verzweifelter, um ihren Fisch und Bra-
ten schon Tränen vergossen hatte, rief schleunigst zu Tisch.

Das Essen war für die sinnlichsten Übermenschen kon-
struiert. In allen Abtönungen. Zuerst heftiger Brand, rus-
sischer Wodka, russische Vorspeisen dann, bis zu dem Schluß
aus zartem Marzipan und zartem schwedischen Eis.

Die Marholm hatte Klein Oling neben sich und fütterte
das Kerlchen. Und unterhielt dabei die Herren über Strind-
bergs neues Drama «Gläubiger».

Hansson hatte für mich, damit mir's recht heimisch würde,
fränkischen Wein und suchte mich auf alle Weise vergessen
zu machen, daß ich bei Fremden war.

Wir kamen wieder ins Wohnzimmer. Die Marholm hatte
inzwischen den Baum angezündet. Und nun war Weih-
nachten!

Der Baum war einfach. Nur eine dunkle Tanne und weiße
Lichter. Hier und da ein Silberfaden.

Dann saßen wir beim brennenden Baum um den Rauchtisch.

Die Marholm hatte mir einen Blumenstock mit drei roten Tulpen geschenkt, Hanssons Lieblingsblume. Und nun wurde über Farben, über Stimmungen, über Lyrik gesprochen.

Wir mischten dabei unseren heißen Toddy, die Damen rauchten Zigaretten, und wir (bei dem «wir» bin ich natürlich auch), wir rauchten Zigarren.

Schneeball lag an der Erde und zerknabberte Klein Dlings neue Peitsche. Klein Dling streichelte abwechselnd in weinseliger Stimmung mich oder Onkel Wille. – Wille erzählte von Gerhart Hauptmann. Sie sind Jugendfreunde. Er reist eben mit seiner Frau zu ihm nach Schreiberhau. Hauptmann ist wieder von Berlin zurück, lebt dort in schlesischer Einsamkeit mit seinen Brüdern und ihren Familien. Die drei Brüder haben drei Schwestern geheiratet und wohnen nun in einem hübschen Landhaus zusammen. Seine beiden Brüder sind Philosophen, Gerhart Hauptmann soll seine Ideen und seine Anregung zum Dichten am meisten von seinem älteren Bruder Carl erhalten. – Bruno Wille ist in Figur und Behäbigkeit wie Conrad. Aber im Charakter gerade das Gegenteil, fast scheu und schüchtern. Und ein errotender Hüne hat immer fast etwas kindlich Rührendes.

Wir waren bis halb ein Uhr zusammen. Dann fuhr ich nach Hause, am Morgen erhielt ich dann Eure lieben Weihnachtsgrüße. Von Papa hörte ich zum Fest nichts. Von Lisa kam eine sehr hübsche silberne Zigarettentasche. Von Marie ein bronzenener Aschenbecher und Streichholzschachtel. – So, dies war mein Weihnachtsfest. – Nun bin ich hier und bessere meinen vegetarischen Magen wieder etwas auf und sehne mich, daß die Tage des alten Jahres fortziehen möchten und ein flügeres, befriedigenderes beginnen möchte. – Daß ich vom Herausgeber der «Blätter für die Kunst», August Klein, zur Mitarbeit aufgefordert bin, teilte ich noch nicht mit. Er sagte mir, meine beiden Gedichte in der Anthologie des Jahres seien ihm aufgefallen. Ich möchte einsenden, was ich habe, er interessiere sich sehr dafür. Ich werde den «Teufelstriller» senden.

Und nun, herzliche Freunde, nehmt die wärmsten Neujahrsgrüße von
Eurem Max

Berlin, 29. Dezember 1892,
Donnerstag Nacht 12 Uhr

Herzliche Freunde, um sieben Uhr noch beim Abendbrot in Wittstock und jetzt wieder schon um Mitternacht zu Hause in meinem alten Berlin.

Habe mich heute ziemlich plötzlich zur Rückreise entschlossen. Vier Tage Faulleben waren so reichlich wie der Haufen süßer Festtagkuchen, mit dem sich die Kinder den Magen verdarben.

Freue mich recht, wieder hier zu sein. So wie ich mich gefreut hatte, in Wittstock zu sein. — Mein Drama las ich noch kurz vorher vor. Meine Schwester und selbst mein Schwager waren begeistert und erschüttert. Sie erkannten natürlich sofort die Personen. Aber sie fanden es ganz richtig, da die Hauptperson ein Mädchen ist, daß dann die Handlung einen solchen Verlauf nahm. Und fanden gar nichts Anstößiges. Und versicherten mir, daß auch zu Hause niemand sich verletzt fühlen würde. Besonders von meiner feinfühligem Schwester war mir diese Bestätigung erfreulich zu hören. Zum «Teufelstriller» sagte Marie: «Nein, weißt du, das ist, als ob es auf einem ganz anderen Erdball geschrieben sei! Das ist gar nicht für uns, das ist für das nächste Jahrhundert geschrieben!» Aber sie spottete nicht. Sie begann plötzlich vor Aufregung zu weinen und küßte mich: «Es schmerzt mich so, ich kann es dir nicht sagen, wie leid es mir tut, daß dich so wenige verstehen.» Ich sagte, daß ich trotzdem ganz glücklich in meiner Arbeit sei. Aber sie glaubt es nicht. Und hat auch Recht. —

Berlin, Louisenplatz 10/III,
2. Januar 1893

Herzlieber M. und S., natürlich kann man sich an das 93 noch nicht gewöhnen, trotzdem man hier mit großem Spektakel aus 92 nach 93 befördert wurde. — Im «Wintergarten» feierte ich Sylvester. W. und L. und noch ein L., nämlich sein Bruder, und F. waren dort zusammen. Ich kam erst gegen elf. Immer noch Zeit genug, sich Cancan vorzutänzen zu lassen von der «Arman d'Ury» und sich von ihren

pariser Gamin-Liedern aufregen zu lassen, wie von üppigen Zoten.

Es lohnt sich aber doch, diese Fin-de-siècle-Chansonette zu sehen und, was sonst bei einer Chansonette sich nicht lohnt, sie zu hören.

Der Wintergarten ist wieder verwirrend mit seinen tropischen Faschingsdekorationen. Und in den Ecken und Seiten die aufgebauten Szenen aus Rheingold und Parsifal und Siegfried und dem Nibelungenring. Ein wildes, grelles Blenden von Silber, Rosen, Giftgelb und Eidechsengrün und Purpur. Und nun auf der Loketten Bühne diese Grisettenfigur in blauseidenem Rock mit lila Chrysanthemum, schwarzen Strümpfen und schwarzen Handschuhen, dekolliert bis auf den Leib, bei jeder Bewegung fallen die Brüste aus dem blauen Spitzenbesatz des Korsetts – diese kleine knisternde Frauengestalt mit den Pantomimen eines Gassenjungen und der Stimme eines naseweisen frechen Kindes. Wie Vanille und Pfeffer – diese Kontraste von Zartheit und Brutalität. Einen Augenblick äfft sie die großen, plumpen Schritte eines Lastträgers nach und die große plumpe Stimme eines Kutschers, und dann gleich wieder das kitzelnde geduckte Lachen eines Fauns, und eine Haltung wie ein Kind, das zynisch war und über Witze lacht, von denen es selbst den Sinn nur halb versteht. Und dieser Duft an ihr ist es, halb unschuldig naïv wie der Geruch weicher Milch, und dann gierig zerfressen und durchseht wie von brünstigen Tränken. Alles jöhlt und brüllt ihr zu und erhebt sich, und die vornehmen Kokotten in ihren grellgrünen und apfelblütenrosa Toiletten auf den Tribünen klatschen am wildesten. – Um zwölf Uhr wurde Champagner verlost, und um ein Uhr ließ man sich unter den Linden in einem zähen Menschenstrom weiterschieben. Es war ein Brüllen, Pfeifen, Zohlen und ein Tumult, wie ich es vorher nur beim letzten Straßenradau gesehen habe. Die Friedrichstraße und der Übergang an der Kranzlerecke waren von einem Polizeispalier gesperrt. Alle Cafés geschlossen, und nur die Menschenmenge schob brüllend aneinander vorbei. – Dann saßen wir endlich Ecke Karlstraße in dem einzigen noch offenen Café «Reichskrone» und tranken unsern Punsch. Um drei Uhr gingen wir, immer noch im Menschengewühl, nach

Hause. — Am Neujahrstag bummelte ich ganz allein von Mittags zwei Uhr bis Abends elf Uhr von einem Café unter den Linden in das andere und machte «Studienreisen». Ganz «nette» Studien machte ich; aber davon könnt ihr in der nächsten Skizze hören. Aber wann ich die schreiben werde, das steht noch im Blauen. Momentan lebe ich in einer recht aufgeregten Galgenstimmung. Eine Hoffnung nach der andern ging pleite, und ihr Verwesungsgestank versetzt mich in eine ganz vermaledeite Katerstimmung. So ein niedliches Frösteln sitzt mir im Blut, ein Angst-Bazillus, der sich täglich vermehrt, und von dem es dann so 'ne Art Herzlähmung gibt. Bis jetzt hatte ich immer noch ein ganz gutes Gegenmittel: wenn wieder so ein großes leeres Loch in meine Hoffnungen riß, suggerierte ich mir, es sei mit andern neuen Hoffnungen zugestopft. Das hielt denn auch eine ganze Weile vor, und so lebte ich denn mit großem offenem Munde weiter, träumte, er sei voll, und laute Luft. Es war ganz schmackhaft. Schließlich kommt es ja nur auf die Vorstellung an. Wenn ich dadurch das Gefühl der Befriedigung aufrechthalte, ist es ja wurst, ob die Vorstellung wirklich oder eingebildet war. Aber allmählich wird auch das Schaf witzig. Es will nicht mehr recht befriedigen, dies Hinhalten mit Hoffnungen, die nicht existieren, und das Schaf wird immer schlauer und schmeckt, daß es Luft schmeckt.

Woche für Woche gehen die Hoffnungen wie die Nachtlichter aus, und es wird bald so peinlich dunkel sein, daß man nicht mehr weiß, nach welcher Richtung hin man noch mit einigem Anstand weiterwandeln soll.

Ich habe Trauer bekommen und sich ganz zurückgezogen. Mit ihnen ist nicht mehr zu rechnen. Und die anderen Beziehungen liegen alle wie totgeborene Kinder auf dem Mist. Zum Annoncieren habe ich kein Geld — zum Besuch von Bällen und Gesellschaften erst recht keines.

Die literarische Anerkennung füllt leider die Taschen auch nicht, und den Sinnen gibt sie auch nur eine Aufwallung; aber satt wie die Liebe versteht sie noch nicht zu machen. Das kommt vielleicht später, wenn mein Blut dreißig Jahre kühler geworden ist und meine literarische Tätigkeit dreißig Jahre wärmer.

Ich habe jetzt in diesen Wochen in dieser Stimmung das

Rauchen lieb gewonnen, wie ein Baby seinen Gummistöpsel. Sobald das seelische Leibzwicken kommt, nehme ich eine meiner gelben Egypterinnen aus dem Harem, feuere sie an, bis ihre Schleier wirbeln; und dies blaue Schweben und dies Scharfbittere, das beschwichtigt; im Gegensatz zur Tabakbeize ist das Leben dann immer noch etwas süßer.

Seid herzlich begrüßt von

Eurem Max

Berlin, 10. Januar 1893, Dienstag

Gestern, Sonntag Abend fünf Uhr, fuhr ich nach Friedrichshagen. Die Marholm saß am Schreibtisch und las Korrekturen, Ola Hansson kam etwas verstimmt. Er habe seinen «Spleen», sagte er. Die Marholm meinte, es käme aus dem Magen. Er: es käme vom eingetretenen Lauwetter, von der Bitterungsstimmung. Aber sie belügen sich wohl beide. Es ist die Sehnsucht nach Freiheit, man empfindet es aus all den unhörbaren Seufzern in seinen Worten. Weib und Kind hängen an ihm. Und er möchte so fern fort und Neues erleben und genießen.

Für mein Drama bemühen sie sich aus allen Kräften. Sie suchen mir einen Verleger. — Sie sprachen mit Bruno Wille. Der will Freie Bühne und Volksbühne verschmelzen. Dann wird es dort als erstes Stück aufgeführt. — Sie gaben mir eine Empfehlung an den Schauspieler Mittner, den Liebling Brahms. Der soll es Brahm vorlegen, damit es auch ans «Deutsche Theater» kommt. — Meinen «Teufelstriller» las ich vor. Zum erstenmal, daß sie etwas Poetisches von mir hörten. Die Marholm war aufgeregt und enthusiastisch wie beim Drama. — Hansson sagte, er empfinde, daß es ganz was Neues, ganz was Niegeschriebenes sei, aber Farbeempfindung sei ein toter Punkt in seinem Gehirn. Er liebe auch Böcklin mehr als Stich als in der Farbe; die könne er ganz entbehren, deshalb wirke auf ihn meine Poesie nicht so stark. — Die Marholm sagte immer wieder: «Mein, Herr Dauthendey, Herr Dauthendey, was sind Sie für ein eigenartiger Kerl», und dann wurde sie ganz still, und es war eine Unruhe dabei in ihr, wie man unruhig und verwirrt ist,

wenn man einen neuen Geruch riecht und ihn noch nicht definieren kann und nach einem Vergleich sucht.

Na, ich empfand es ja natürlich als recht angenehm, daß endlich mal einer mit mir fühlte. Besonders jetzt, wo ich keinen von Euch bei mir habe und mit meinem Empfinden etwas allein stehe.

Heute am Zehnten habe ich nur noch neunzehn Mark in der Tasche, und das soll den ganzen Monat reichen! Ich habe noch nicht einmal angefangen, Gesellschaften mitzumachen, wie ich es tun sollte, und kein Konzert und kein Theater in diesem Monat gehört; das Geld ist für das Notwendigste ausgegeben, und doch bald nichts mehr davon übrig. — Ihr könnt Euch meine Stimmung denken. Dabei läßt sich natürlich sehr gut «Die Sehnsucht» dichten, habe ich mir immer gedacht. Aber es ist gerade umgekehrt. Es ist wie mit den Schmerzen. Wenn man sie hat, sucht man sie zu verbeißen. Wenn sie vorbei sind, erzählt es sich dann ganz hübsch davon, und man lamentiert dann auch darüber.

Ich habe nun schon über acht Tage nicht gearbeitet. Immer in den Cafés gefessen und Zigaretten geraucht. Ich lüge aller Welt vor, daß ich tief im Arbeiten sei. Nur um nicht von ihnen behelligt zu werden. Vielleicht ist das der Anfang zum verbummelten Genie — wollt Ihr nicht mal mich ein bißchen mit Anforderungen aufrütteln? Jeder Tag wird mir gleichgültiger. Aber es ist ein ganz eigener Reiz, dieser Überhunger. — Grüße Euren lieben Angehörigen. Und Euch warmen Gruß von

Eurem müden Max

Berlin, 10. Januar 1893,
Dienstag Abend 12 Uhr

Herzliebster N. und S., ich danke Dir, lieber S., daß Du an Deinen Schwager B. schreiben wolltest. Gerade darauf, daß Du Papa sagtest, ich brauche nur bis Ostern Unterstützung, darauf stützt sich jetzt Papa ganz fest; er hat mir das schon vor Wochen mitgeteilt: «L. selbst hält es nicht länger als bis Ostern für nötig, daß ich Dich unterstütze; bis dahin sieh zu, daß Du auf eigenen Füßen stehst, von mir hast Du nichts mehr zu erwarten.» Und das letzte wie-

berholt er in jedem Brief. – Das ist eine allerliebste Aussicht für mich, in zwei Monaten wie ein ätherisches Wesen nur von Luft und Frühlingssonnenschein zu leben. Hoffentlich sind mir bis dahin auch Schmetterlingsflügel gewachsen.

Außer Fräulein J. ist noch eine ganze Serie guter Hoffnungen abgekrast:

No. 1: «Josa Gerth»! – Pierson tut nichts dafür. Wird auch nichts tun. Hanssons versicherten es mir. – Mein Buch kostete kaum achtzig Mark Druckkosten. Von zweihundertfünfzig Mark hat er hundertfünfzig Reingewinn. Er wird sich nun hüten, Betriebsunkosten zu machen. Was liegt ihm am Verlag! Er hat seinen Verdienst bereits ganz fett in der Tasche. – Bahr und Lovote haben deswegen Prozesse mit ihm. Hansson mußte ihm einen Rechtsanwalt auf den Leib senden, um sein Buch zum Vertrieb zu bringen. Sie raten, ich soll einen Prozeß gegen ihn wegen Übervorteilung anstrengen.

Vor Weihnachten, als das Buch erschien, schrieb ich täglich Karten, Briefe, er soll es versenden, damit es noch vor dem Fest ausgestellt würde –: «Ja, ja, wir machen alles nach Ihrem Wunsch!»

Bis heute ist es nur in Würzburg ausgestellt – hier nicht und nirgends sonst. Er weiß, daß ich Würzburger bin, und hat deshalb liebenswürdig diese Stadt bedacht.

No. 2: «Ultraviolet»! – Der Verleger, den Unger mit meinem Manuskript beehrt hat, läßt nichts von sich hören. Schon über einen Monat liest er nun die Poesien. Vielleicht lernt er sie auswendig.

No. 3: Gesellschaften! – Ich ginge schon sehr gern. Aber es ladet mich ja niemand ein. Die Kreise, die ich bis jetzt kenne, leben viel zu «gesellig», nur in Familie.

Und nun stellt Euch mal vor, ich sollte in Häusern verkehren, wo Millionäre – und Berliner Millionäre! – in Wachs prozen! Ob das nicht Geld kostet! Handschuhe und Kravatten und Frackleihgeld und all der dazu gehörige Köder, um «unwiderstehlich» zu sein! – Fünfunddreißig Mark gebe ich mit Heizung und Licht für Monatsrechnung aus, nun noch Wäsche, kaum sechzig Mark bleiben noch, kaum zwei Mark pro Tag – davon soll ich essen, Bücher kaufen, Abonnements bezahlen und all das Drum und Dran.

Ich glaube schon: wenn Papa die bestimmte Garantie hätte, jetzt bald würde sich irgend etwas entscheiden, was mich unabhängig macht, würde er bis dahin wohl noch einige Monate zugeben.

Aber es kommt nichts. Ich weiß es längst, daß in meinem Beruf und mit meiner Schreibart für die oberen Zehn (das Tausend abgerechnet) noch lange nichts herauskommt. —

Bruno Wille wird die Freie und die Volksbühne verschmelzen; ich habe schon mit Hanssons gesprochen, ich möchte eine Regisseurstelle für die Arrangements der Stimmungs-dramen annehmen — es ist noch das einzige, was ich neben dem Schreiben mit Interesse ausfüllen könnte. Aber das wären natürlich Aussichten, die sich erst in einem Jahre verwirklichen könnten. Wenn ich bis dahin noch nicht verheiratet oder verbummelt bin, kann noch ein ganz großes Theater-genie aus mir werden.

Berlin, 19. Januar 1893,
Freitag nachmittag

Meine herzlichen Freunde, heute Morgen kamen Eure lieben Briefe.

Dein Vorschlag, eine Beschäftigung zu suchen, ist mir nicht befremdend, lieber N., und auch nicht unangenehm. Ihr wißt, ich dachte von den ersten Wochen meines Hierseins an einen Nebenverdienst. Ich annoncierte mich damals als «Vorleser», daraus wurde nichts; seitdem denke ich aber immer daran und suche auch.

Eine Stellung als Photograph anzunehmen, darüber sprachen wir schon in Freiburg. Ich sagte Dir damals die Gründe dagegen. Du mußt mir schon glauben, daß sie stichhaltig sind, da ich gerade dieses Geschäft zur Genüge kenne. Erstens: als Photograph müßte ich von morgens acht bis abends sechs Uhr immer im Geschäft sein. Wie anstrengend und aufregend dieser Beruf ist, und wie ich dann am Abend wegen körperlicher Ermüdung unfähig bin, geistig, schriftstellerisch etwas zu leisten, das weiß ich, denn ich habe es lange genug durchgemacht. — Dann kommt dazu, daß gerade dieser Beruf doch mit zu den Handlangerberufen gehört. Die paar künstlerischen Aufnahmen, die jährlich zu machen sind,

Kommen nicht in Betracht gegen die tägliche Fabrikarbeit, die geistlos und mechanisch gemacht werden kann.

Nun muß man aber bei einem Beruf, den man ausübt, doch einigermaßen mit der individuellen Begabung rechnen. Mit dem Studium der Medizin läßt sich nun aber die Photographie doch nicht in Parallele stellen. Jenes ist doch immerhin, wenn auch keine produktive, so doch eine Tätigkeit, die den Geist in Anspruch nimmt, das andere aber nur Handwerk, zu dem einige Übung gehört, aber wenig Gedanken. Soll ich nun eine Nebenbeschäftigung ergreifen, so kann es für mich nur eine sein, die wenigstens Gehirntätigkeit in dem Grade in Anspruch nimmt wie bei Dir und S. die Medizin, und sie müßte meiner Beschäftigung als Schriftsteller doch auch annähernd so nahe liegen wie die Medizin Deinen außermedizinischen wissenschaftlichen Gedanken. Das wäre für mich eine Stelle als Redakteur oder Schauspieler oder Reisebegleiter, und daran denke ich jetzt auch und suche und frage, wohin ich komme.

Mein Drama halte ich auch für ausschlaggebend, daß sich dann nach der Aufführung wohl leichter etwas erreichen läßt. Gestern war ich beim Schauspieler Rittner, traf ihn nicht, hoffe aber in nächsten Tagen mit ihm wegen des Dramas zu sprechen.

Übrigens kann ich Euch jetzt auch die fröhliche Nachricht geben, daß ich mich seit den letzten Tagen wieder recht angeregt und schaffensstark fühle. Ich hatte drei große, mächtige Aufregungen in dieser Woche, und wenn die nicht belebend gewirkt hätten, dann hätte ich mich wohl für gestorben gehalten und mir eine Ecke, trotz «Löser und Wolff», im Himmel gesucht. Literatur, Musik und Farben. Das waren die großen Sensationen: Ein nordischer Abend in der Singakademie. Dann «Die Here» von Enna und die Munch-Ausstellung. —

Das hypergeistige Berlin war Montag Abend in der Singakademie und ließ sich die großen Tiere (in Freiheit dressiert) vorführen: Holger Drachmann, Strindberg, Heiberg usw. Es war sehr interessant, diese großen Köpfe, wie Pflastersteine, deren Gehirne einem so oft reine Eindrücke suggerierten.

Holger Drachmann — eine große Hünengestalt, alt, grau,

rote Glaze mit einem gestäubten Haarring darum, wirr wie graue Flammen. – Seine Stimme und Betonung ein behäbiger Felsenbaß, und die r und k – Marrrk und Kkrrra-chen, so wie man sich Knochen und Fäuste von den Nordlandhelden vorstellt, mit wuchtigem Dröhnen jeder Bewegung, als ob sie kleine Kinder zwischen den Kinnladen zermalnten.

So waren auch seine Gedichte: markig, patriotisch – kein Puppenpathos, sondern ein Pathos, an das er selbst glaubt, das ihm Altar, Banner und Kreuzifix ist. –

Dann Strindberg. Ihr kennt ihn schon nach meiner früheren Beschreibung. Sein gewaltiger Stierkopf, die Haare wie Stacheln nach allen Richtungen, das Gesicht unter der breiten Stirnmauer grau, und Augen und Stimme wie ein schüchterner Schuljunge, Nase, Mund, Kinn grau und mit schlaffen Falten, wie ein Tyrann oder ein Zuchthäusler.

Ich weiß nicht, ob Ihr die «Leute auf Hemsö» von ihm kennt. Diese schadenfrohe, starke und feige Knechtsnatur, die alles unterjocht und sich listig und roh, brutal Herrschaft erschleicht, diese eigenartige Mischfigur von Herrscherenergie und Bauerngemeinheit, das ist Strindbergs Selbstporträt. – Aber trotzdem gefällt er mir. Es ist noch etwas Naives und Unbeeinflusstes in seinen Augen, das sieht die Welt nicht nach Regeln und Vorschriften an, sondern so ganz für sich, so ganz allein mit seinen Betrachtungen, wie unbefangene Kinder. Es ist wunderbar und interessant, dies beides in einem Menschen zu finden. – Seine Fabeln, die er vorlas, waren der Beleg für das Naive in seinen Augen: Unterhaltungen, die Schwalben auf Telegraphenstangen und Rebhühner führen. – Aber originell war eine chemische Fabel. Im chemischen Laboratorium, wie da verschiedene Säuren und Salze sich mischen. Ihre Empfindungen ganz naïv in Gesprächen wiedergegeben.

Heiberg – ein feines, kleines, fettes, ironisches Herrchen. Wie ein satter Pastor. Näselsnd, mit einer Stimme, die schmunzelt, und mit der Ruhe eines Verdauenden und dem Witz, der nach innen kichert, und von dem man nie recht weiß, ob er etwas boshaft kitzeln will oder ernst ist, oder übermütig – ganz wie Papa Billinger.

Sein Drama war auch darnach. Eine Unterhaltung zwi-

schen zwei Eheleuten im Mondschein vor der Haustüre, im Garten. Er ängstigt sie fortwährend, daß er sich so fühle, als ob er bald stürbe, amüsiert sich an ihrer erstaunten Qual und philosophiert ganz bequem und behaglich dazwischen über die Sterne und die Blumen, als habe er gar nicht vom Sterben gesprochen. —

Von den beiden andern Größen war die eine verhindert, zu kommen, der andere war wahrscheinlich auch nicht da, denn ich weiß nichts mehr von ihm. —

Und nun die «Here»!

Ein Genuß, wie ich ihn seit der Cavalleria rusticana, seit Jacobsen, seit Böcklin nicht mehr hatte.

Dienstag Abend hörte ich sie.

Den Inhalt kennt Ihr wohl aus den Zeitungen. Der große Genuß ist vor allem die große, vornehme Melancholie, die durch das ganze Stück geht.

Die einsame Königstochter, die sich in Studien vergrübelt hat. Ihr totgeglaubter Bräutigam kommt aus dem Krieg zurück. Sie versucht ihn zu lieben. Aber die Bücher, die Wissenschaft haben sie anders gemacht. Ihre jüngere Schwester aber ist ganz die Gestalt, die sie damals gewesen, als ihr Bräutigam fortzog. Aber sie gibt sich Mühe, ihn zu lieben. Indessen wacht in der Jüngeren die Liebessehnsucht auf.

So ungefähr der erste Akt. Der zweite aber ist mir nun der genußreichste.

Es ist der Vorabend vor der Hochzeit. In einem hohen Schloßgemach sitzen die beiden Prinzessinnen mit den Mägden und nähen die Aussteuer und das Brautkleid.

Der Gesang der Mägde wird ein Lied werden, womit einen wohl bald alle Klaviere der Stadt verfolgen werden.

Die Prinzessin, die ältere, bittet ihre Schwester, ein Lied zu singen, und das junge rosige Kind mit den Goldlocken und der Unschuld der Schneeglocken singt:

«Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb.
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.»

Und sie singt das mit Tränen und Zittern, und ihre Stimme ist so hilflos, wie ein Kind, das sich im fremden Wald verirrt.

Ach und was nun alles kommt: der Abschied der Mägde von der Braut, die Liebesung der beiden Geschwister, die so einsam in dem Schlosse leben, allein, und die sich andern Tags trennen sollen, und dabei keine Freude, kein Jauchzen, eine tiefe, weiche Melancholie und keine Festfreude in allen. Und das Schloßgemach so dumpf mit seinen dicken Wänden, seiner Eichenverkleidung, seinen Nischentüren und den matten grünen Gobelins und dem großen schwarzen Eisenreif an der Decke, auf dem dicke Wachskerzen rauchen und tropfen.

Und er findet die Kleine, allein, schluchzend, und weiß, daß sie ihn liebt, liebt sie wieder, küßt sie; die Polterabendgäste aus dem Dorf, Geigen, Musikanten, kommen, es schrillt dazwischen. —

Die Magd löscht mit dem langen Stock die Kerzen auf dem Reif. Ein Licht brennt noch auf dem Tisch. Die junge Prinzess allein mit ihrer Liebe, die gleich so wund geboren wurde, probiert den Brautkranz der Schwester auf, bricht zusammen, fiebert, phantasiert. Die Schwester kommt, und nun jagen sie sich, und die ältere bestürmt die Wahnsinnige, und im Mondschein in dem großen Raum pressen sie sich an einander und fliehen einander — es ist ein Grauen und Entsetzen in beiden, daß sie Schwestern sind und denselben lieben.

Und der Schluß: Friedhof, Dorfkapelle, Hochzeitszug. Vorher ein Jesuit, der das Volk aufreizt: die Braut sei eine Hexe, könne nicht über die Kirchenschwelle. — Sie kann es auch nicht, sie zaudert vor der Kirchentüre, weil sie an die Schwester denkt, und wird nun als Hexe verschrien, das Volk stürzt auf sie, der Bräutigam schützt sie, aber sein fanatischer Kriegsknecht ersticht sie in seinem Arm. Im Sterben legt sie die Hände der Schwester und ihres Bräutigams ineinander.

Die Musik zittert, flackert und schluchzt mit allen Seelenstimmungen, und es ist in ihren Melodien die dämmerige Abendstimmung und die Melancholie dieser Abenddämmerungen an feuchten Sommerabenden auf öden Heidestrichen, mit Waldlinien am Horizont und dem lauen Duft, der aus den Erdlöchern kommt und aus jährigem Grase.

Und das Ganze hört sich an, wie ein großes träumerisches

Volkslied, das man in einer Maiennacht unter der Linde singt, und über den Nachthimmel zieht ein blutroter Komet. —

Die Ausstattung war vorzüglich. Das Spiel meist ebenso, an vielen Stellen störte das Theatralische, das, was einfach und schlicht tiefer gewirkt hätte, aber es störte nicht zu sehr; die Melancholie des Ganzen ist zu schwer und drückend, keiner konnte sich ihrer erwehren, das Publikum war so schwermütig am Ende, man vergaß zu klatschen und ging bedrückt, wie man aus einem Krankenhause schleicht.

Mir war die Musik lieber als diese nervenzitternde, durch zu feine Nuancen zersplitterte, wie im «Bajazzo».

Und besonders das Sujet. Mal keine Rache, kein italienischer Haß, keine Frauenverführer und keine brünstigen Liebhaber, und nicht dies lüsterne Umschleichen der Frau eines andern. Alles so ruhig und einfach und natürlich. Und besonders erschütternd die innige Geschwisterliebe.

Die Musik ist ein Gemisch von Wagner, der Cavalleria rusticana und von Lortzing.

Ich wollte, ich könnte Euch das Opernhaus mal auf einen Abend zusenden.

Und nun noch Munch!

Ich habe ihn besucht. Er war leider nicht zu Hause, Hansson ist befreundet mit ihm. Aber in der Ausstellung sah ich ihn flüchtig. Ein mittelgroßer, magerer junger Mann. Blond, echt nordisch, schmale Stirn, schmaler Kopf, aber ein Hinterkopf wie eine Kokosnuß. Die Ausstellung ist oben im Equitable-Palais, Ecke Friedrichstraße—Leipzigerstraße.

Der erste Eindruck. Bunte Striche — Kommas von einem Zoll Länge die Pinselstriche, wie bunte Bazillenkolonien.

Na, dachte ich, du bist ja sehr viel Extravaganzen gewohnt, deine Sehnsucht nach Neuem ist auch immer groß — aber den Puff, den hältst du doch nicht aus. Sollte der Berliner Künstlerverein recht haben, daß er ihn hinausgeschmissen hat?

Zweimal ging ich um die Bilder — an den Wänden hinauf, hinunter, es war mir, wie wenn man Glühwein trinken möchte, aber er ist zu heiß: man nippt, nippt, man verbrennt sich immer wieder. Etwas gelähmt, nahm ich das Pincenez ab. — Nun war's geschehen. — Plötzlich sah ich,

empfand ich und begriff ich alles. Die Striche schwammen zu Nuancen ineinander, es entstanden sechs-, siebenfache Tonschwingungen, wo sonst die Maler mit breitem Pinselstrich nur einen Ton bekommen; die Schatten schillerten in Stufungen, wie in der Natur, die Lichter flimmerten, und alles lebte. Es ging mir ein Schauer durchs Blut, wie einem, der lange einsam gewesen ist und nun mitten unter vergnügte junge Menschen kommt – so jung fühlte ich mich mit diesen lebhaften Farben.

Und die Sujets sind so einfach:

Ein roter Sandkiesweg zwischen Bergwiesen, Granitblöcke, so blau, wie wir sie bei Partenkirchen sahen.

Zwei Menschen auf dem Weg, vorn ein altes Weib, das ihnen nachsieht.

Oder eine Kiefer und, durch die Zweige durch, ein Stück Meerwasser, aber grün und blau und rosa in kristallscharfen Farben wie die Bergseen.

Am besten gefiel mir das:

Ein Fenster bis auf die Diele, Mondschein fällt herein – im Zimmer braunrotes und modergrünes Dunkel, Klumpen von Möbeln, ein Mädchen in langem Nachthemd am Fenster schaut hinunter durch die Gardine. Aber der Mondschein auf dem weißen Hemd, auf der Diele, ein erleuchtetes Fenster drüben im Nachbarhaus – das blendet und ist eine Stimmung: man hört die Stille knistern, fühlt die Schwüle des Schlafzimmers und die Mondkühle von draußen.

Und noch eines: «Andern Tags».

Eine Frau im Bett – irisfarbene Leinwand, halb Decke, halb Hemd, lang ausgestreckt – träumt in das dumpfe, träge Morgenlicht, auf dem Tisch grüne Flaschen, ein Weinglas, – die ganze dumpfe Atmosphäre einer durchschwelgten Nacht liegt dunstig um die Gestalt.

Und das alles malt er mit seinen Strichen, wie Schwefelhölzer und wie Bleistifte dick und lang, und jeder Strich anders gefärbt, und die Bilder wirbeln in Farben zum Entsetzen der Scharfsichtigen – nur den glücklichen Kurzsichtigen ein intensiver Genuß. So, nun kennt ihr ihn auch und habt all das Reizvolle mitgenossen.

Ich beginne jetzt meine venezianische Reise auszuarbeiten. Es sollen keine Reiseberichte werden. Nur ganz lose die Far-

benszenerien aus Verona, Venedig und vom Gardasee neben einander gestellt, lauter Momentaufnahmen, die man als Skizzen auch einzeln lesen kann. — Ich freue mich auf die Arbeit. «Ultraviolet» will der Verleger nehmen. Aber ich soll wieder einen Teil zuzahlen. Ich habe den Brief an Papa geschickt. Vielleicht ist er gerade in Gönnerlaune.

Beste Grüße Euren lieben Angehörigen. Seid mit Wärme umarmt von

Eurem Max

Berlin, Sonntag Abend, den — ich weiß nicht wievielten — ich glaube, im Februar (1893)

Meine herzinnigen Freunde, in einem Rausch wie Böcklinsches Blau und Rot und Metall, glühend alles, und heiße Musik, Wagner, groß in pochenden Akkorden, in großen roten Herzwellen, komme ich zu Euch. So satt und stark und blühend fühle ich mich, so voll von schwarzem, ganz dickem Blut, und — es — ist — zu dumm ist es, daß man immer wieder reinfällt und die Stimmung festhalten will, als ob man Flammen und Wellen halten wollte. Es geht nicht. — Also ganz schulmeisterlich trocken und erakt sollt ihr hören: Vor acht Tagen ungefähr kam eines Morgens eine Karte: Dr. Richard Dehmel. — Meine «Auferstehung» im Musenalmanach habe ihn entzückt. Er würde sich erlauben, mich nächstens zu besuchen. Ich sandte ihm dann meine Josa Gerth. — Eines Mittags, zwei Tage später, kommt er. Mein Zimmer war nicht aufgeräumt, die Frau führt ihn ins Zimmer nebenan. Ich trete ein. Ein Herr im dunkeln Kaisermantel sitzt am Tisch. Ich sehe nur den dunkeln Mantel, wirres dunkelblondes Haar, Pincenez und blonden Spitzbart, und in dem allen, wie ein Hintergrund, ein weiches Bläß.

Raum, daß er etwas aufsteht, und wir begrüßen uns, und er sitzt und kauert vorgebückt, kaum, daß er spricht, nur hie und da ein Aufsehen, ein Wort. — So sitzen wir eine Weile. Ich stochere etwas nervös in meinen Gedanken. Sein lächelndes Kauern und Vorbeugen und Auf-den-Leppich-Starren, ich weiß nichts von ihm: nur daß er Dichter ist, habe aber noch nichts gelesen. — Und er kennt mich und spricht nur so leise, so grau, die Stimme ganz weit, wie man murmelt

in halbem Wachen, und wie man murmelt, wenn es draußen dämmerig wird und man das Dunkel behutsam nimmt und die Stimme senkt und leise auftritt. Und er spricht, als ob er mit sich spreche – und als ob er mich nur empfinde, aber ich gar nicht sichtbar wäre für ihn, nur meine Einwirkung, nur das, was er von mir in sich behorcht, gar keine Wirklichkeit.

Er sagt, mein Buch, besonders die eine Gewitterstimmung, habe ihn gefesselt. Und dann sitzt er wieder still. Und wir behorchen uns in Gedanken gegenseitig.

Dann geht er und ladet mich ein, ihn bald zu besuchen. –

Am Dienstag ging ich zu ihm. Ich ging mit der Empfindung: es wird ein grauer, stiller Einsamer sein. Einer, der wie eine Spinne die Welt aus der Ecke anschielt. Aber es war in mir etwas so Weiches dabei.

Es war nachmittags drei Uhr.

Er wohnt Lothringerstraße 15/IV.

Ich fahre mit der Pferdebahn, unterwegs unbehaglich verstimmt durch das laue, triefende Tauwetter, in dem ich mich immer so schrecklich einsam und aufgelöst und lebensschwächlich fühle und so voll weher, wäßriger Stimmung stecke, mit einer Sehnsucht nach hartem, zusammenschnürendem Frost, nach etwas Kräftigem, das mich zusammenhalten möge.

Ich denke nur einen Konvenienzbesuch zu machen. Vierte Etage, das wird wohl grau und dürftig sein, und er selbst wohl zu Hause noch grauer und karger, und ich werde noch schwächer und sehnsüchtiger werden. –

«Ist der Herr Doktor zu Hause?»

«Bitte.» Das Mädchen öffnet eine hohe gelbe Flügeltür.

Er saß am Schreibtisch am Fenster. Er steht leicht und schnell auf. Und gibt mir beide Hände und hält meine Hand –: «Ah – Ah! Sie sind es.» Und nun ist er flink und trägt meinen Mantel hinaus und kommt und beginnt wieder zu schweigen – kaum zwei drei graue Worte, und er zeigt mir seine Zeichnung – eine Kopie nach Thoma – für die Decke seines neuen Buches.

Wir trinken Kaffee und sprechen natürlich nur «Fachgenössisches». Und ich höre, daß Strindberg, Arno Holz, Przybyszewsky und Julius Hart seine Freunde sind, daß er Jacobsen liebt und Böcklin verehrt usw. Und die kleine Frau schwatzt immer lustig dazwischen.

Er las mir ein Gedicht vor. Ich hörte nur seine Stimme, ich hörte nur dieses weiche Grau, diese Dämmerung, die wohlige Dämmerung in dieser Stimme, es pochte und pochte in mir, ich merkte gar nicht, daß er aufgehört hatte zu lesen, ich hatte nur dieses starke, wohlige Weiche in mir, das von dieser Stimme kam, und ich wußte plötzlich, daß ich ihn sehr, sehr liebte und ihm für diese Stimme dankbar war. Er las noch ein Gedicht, und ich hörte, und es schauerte mir dabei, die ganze Stimmung des Gedichtes war in dem matten Aschengrau seiner Stimme, in der weichen, wohligen Ruhe, mir wurde so schmerzlich weh; und so dumm war es dann, als ich fühlte, daß mir die Tränen kamen, und ich biß mir auf die Zunge. Er hatte fertig gelesen und zitterte und sah auf, und wir sahen uns an und waren so überwältigt und so zitternd vor Seligkeit beide. —

Seine Frau kam dann. Und wir sagten Du zueinander. Und sie staunte. Und wir sagten gegenseitig das Du und den Vornamen, als wenn es nie anders gewesen wäre. Erst Nachts um ein Uhr ging ich nach Hause.

Ich konnte vor Aufregung nicht ins Bett. Ich arbeitete bis morgens fünf Uhr und schrieb die Gesänge des «Herzblutes» für mein Drama «Sehnsucht».

Am nächsten Morgen erhielt ich einen innigen Brief von ihm. —

Darnach lag ich vier Tage zu Bett, aber gesund, und arbeitete im Bett bis abends fünf und sechs Uhr, und dann erst stand ich auf und ging zu Tisch. Und habe nun eine Art «Broschüre» geschrieben «Zur Schulung des Intimen» (insbesondere die Literatur der Zukunft). Es behandelt vor allem die Farbenliteratur, die Erregungen aller fünf Sinne, Farbe, Ton, Geruch usw. als Beeinflussung unserer Stimmung, wie ich es bereits in den «Schwingungen» festgehalten habe und nun stetig mit dem Festhalten dieser ganz intimen Erregungen beschäftigt bin: jedem Lichtreflex, jedem Geruch auf der Straße, jeder Empfindung von kühl oder warm oder lau, wie das stets die Stimmung schwanke macht, wie wir eigentlich mit den Stimmungen, Erregungen der Farben, Töne um uns leben und direkt nur als Farbe, als Ton leben und dies Doppelleben der Farbe draußen und der Farbe der Erinnerungen (aus denen sich die momentane

Stimmung zusammensetzen kann), wie die Empfindungen von draußen mit denen in uns in Wechselwirkung stehen. Bald siegt der Eindruck von draußen, bald ist die Erinnerung oder Stimmung in uns stärker und kann Häßliches sehen, unangenehme Töne vertragen, durch die wir ein andermal umgewühlt und umgestimmt werden. Diese Beobachtung, dieses Arbeiten nur mit diesem Intimen, das, glaube ich, wird die Literatur der Zukunft sein. Hansson hat es schon begonnen, aber ich meine es noch bewußter, noch intimer: sich mit den Tönen, mit den Farben unterhalten, ganz gleich, ob die Farbe von Menschen, Blumen, Natur ausgeht, nur mit den Lust- und Behgefühlen, die von ihnen in uns schwingen und uns beeinflussen, und von ihnen schreiben. Und das ist ein unabsehbar reiches Material. Ich kombiniere nun nicht mehr Menschen und Geschichten, versuche nicht mehr Charaktere als ein Ich zu schildern; ich bringe nur noch die Erregungen, die von ihrer Farbe, ihrer Sprache, ihrer Außerlichkeit, ihrer Gedankenwelt (ihre Gehirnfalten nenne ich die Gedanken) auf mich einwirken.

Seitdem ich so intensiv von der Wohl- und Wehempfindung jeder Farbe, jedes Tones, Geruches beeinflusst werde und mir sie ins Bewußtsein rufe, erlebe ich in jeder Minute leid- und freudvolle Romane, auf der Straße, am Fenster; die Beleuchtung eines Zimmers, das Geräusch im Hofe, die Töne der Drehorgeln und Ausrufer – das ist Wohl lust oder Qual...

Es war mir fast gruselig, und ich roch München, als ich in Höppners Atelier stand und all die münchener Erinnerungen wieder sah. Ewers lernte ich auch dort kennen. Er forderte mich auf zur Mitarbeit bei der «Sphinx». Sie hat sich freigemacht von der spiritistischen Richtung und will modern, hypermoderner als die «Freie Bühne», werden.

Dr. Halbe (der den «Eisgang» geschrieben hat) lernte ich auch kennen. Ich soll ihn bald besuchen.

Bruno Wille fordert mich auf, mein Drama ihm und dem Ausschuß der Freien Volksbühne vorzulesen. Aber ich besinne mich noch. Ich glaube, es paßt nicht für diese Kreise. Einem Leseabend im Ausschuß der «Freien Volksbühne» wohnte ich Mittwoch Abend im «Belvedere» bei.

Inzwischen sagt mir Przybyszewski, Adolf Paul, der in-

timfte Freund Strindbergs, möchte gern mein Drama für sein neues intimes Theater haben. Aber ich habe noch nicht mit ihm darüber gesprochen.

Der Artikel über mich im «Berliner Tageblatt» hat hier doch einiges Aufsehen gemacht. Ich amüsierte mich, wie ein Tisch voll junger Studenten hinter mir im Café Monacher über mich debattierten, und ich saß dabei und freute mich, wie die einen mich verstanden, die andern mich verrückt fanden und alle keine Ahnung hatten, daß der Verrückte mit dem Rücken zu ihnen saß.

Ein Dr. Hirschberg hat mich neulich besucht; er war auf der Durchreise, hat mein Buch gelesen, in Würzburg gehört, daß ich hier lebe, und betrachtete sich das Wundertier. Er begleitete mich zu Tisch, auf den Linden war alles geflaggt, die kaiserlichen Equipagen rasten vorbei, er erklärte mir in einem Ton, so vorsichtig behutsam, daß heute geflaggt sei, weil eine Tochter des Kaisers sich verheirate! – Er sagte das mit einer Stimme, wie man jemand liebevoll über die Weltvorgänge aufklärt, der eben direkt vom Planeten Mars auf die Erde gekommen ist. Er dachte, scheint's, ich stiege nur alle Schaltjahre vom Dichterolymp zur profanen Erde nieder.

Habe ich heute viel geschmiert! Nehmt es nicht übel, aber da es mir in den letzten Tagen, wo ich in solch intensiver Erregung lebte, nicht möglich war, zu schreiben, wollte ich heute des Guten zu viel tun.

Und ein Pole spielte mir die «Peer-Gynt-Suite» vor, besonders das Letzte, «In der Halle des Bergkönigs», aber als ob ein Orchester rauschte und flutete, so üppig trieb er die Töne an und raste in einer fliegenden Leidenschaft.

Ich liebe diese Abende bei dem Polen recht sehr. Es ist etwas Dämonisches, Schwarzes mit gelben Katzenaugen in seiner Atmosphäre. Und wenn man recht warm und glücklich ist, liebt man das Kitzelnd Abende des Gruselns.

Bis jetzt, bis heute spät, war ich noch bei Richard und las ihm mein Drama vor. Es hat auf ihn noch stärker gewirkt als auf Hansson; er sagte, es habe ihm so weh gethan, als ob ich mir vor seinen Augen ins Fleisch geschnitten hätte; und ich war natürlich sehr, sehr glücklich, daß er den Schmerz so tief mitempfinden konnte.

Na, nu aber Schluß der Redaktion!

Euer Max

Berlin, 20. Februar 1893

Meine herzlichen Freunde, ich bin tief in massiger Arbeit. Raum, daß ich eben etwas Zeit zum Ausruhen in einem Briefe an Euch habe. Ich arbeite an der «Benezianischen Reise», an der «Sehnsucht», an der Umarbeitung einiger Novellen, und jetzt noch an etwas ganz, ganz Neuem, das ich aber noch nicht verrate, an etwas noch nie Dagewesenem, etwas für kleine Kinder und große Künstler, eine uralte Poesie aus uralter Zeit, Ihr kennt sie alle, aber so, wie ich sie jetzt dichte, kannte sie noch niemand.

Papa sieht allmählich ein, daß sich meine Beziehungen hier immer erweitern, und, da ich Anerkennung finde, daß man mit der Hoffnung auf pekuniären Erfolg noch Geduld haben muß. Er läßt mir durch Lisa sagen, fünfzig Mark monatlich würde er mir vielleicht noch weiter senden können, ich soll bei der Tante in Petersburg anfragen, ob sie mich nicht weiterunterstützen will. Mein Onkel in Petersburg ist vor acht Tagen gestorben, Tante hat keine Kinder; vielleicht kann sie es möglich machen.

Mein Drama und die Broschüre trug ich zu Fontane, aber nach acht Tagen erhielt ich sie wieder; er getraut sich nicht, sie in Verlag zu nehmen. Ich werde es nun Spohr in Leipzig senden. —

Der Vortrag über Entwicklungsmechanik interessierte mich sehr. Wenn schon ein Buch darüber erschienen ist, möchte ich es gern lesen, weißt Du etwas davon, lieber S.? —

Berlin, 22., 23., 24., 25., irgend einer, jedenfalls Sonntag Abend, d. h. Montag früh 2 Uhr

Eben komme ich nach Hause, liebe Kinder; und da ich doch nicht schlafen kann, will ich Euch lieber vorplaudern, wie fröhlich es heute war.

Erst gedichtet, natürlich, und wie gedichtet! Aber das kommt Ihr ein ander Mal, dann um vier Uhr Linden gebummelt, tout seul. — Nein, nicht tout seul: mit allen Menschen.

Ein dichter Strom preßte sich hinunter und hinauf bis zum Brandenburger Thor, und die Equipagen flirrten silbern vorbei, und die feinen Pferdefüße trippelten und klappten auf

dem Asphalt, wie feine seidene Stöckelschuhe im Menuett, und auf Gummi und auf den Federn und in den grauen Sammpolstern wiegten sich Frauen (hie und da sogar schöne Frauen), zitronengelbe und fliederfarbene und heliotropfarbene dünne, freche Seidenschleifen auf den Hüten, alles stark strömende Farben, starkes Leuchten in Blau und Grün und Gelb, und diese zuckenden Farben beherrschten alles.

Wie ich diese freudige Mode jetzt liebe – es ist mir, als ob ich von vielen roten und weißen und herben und heißen Weinen koste, wenn ich diese forschenden zuckenden Farben auf der Straße sehe, auf den Hüten, von den Schleiern, von dem Sammt der Schleppen.

Es war der erste wogende Frühlingstag heute, wenn auch die Linden noch schwarz und kahl stehen, aber in der Luft blühte ein sanfter Schmelz, und Rhythmen wiegten sich wie Duft aus ganz schmalen Veilchenknospen, so milde, so unsicher, und die Sonne noch so leise und scheu, und das Blau noch so schwächlich, und Licht und Luft wie große, verwunderte Kinderaugen.

Und die Menschen drängten, alle lachten, und am Trottoirrand standen sie gestaut und warteten auf den Kaiser und standen bis vor das Brandenburger Tor in der breiten Tiergartenallee, Kopf an Kopf und warteten und machten Witze und lachten in die Sonne.

Und dann wieder im Gedränge zurück, und bei «Konacher», vor dem Café, staut sich's am engsten, und drinnen hinter den riesigen Spiegelglasflächen der Rotgoldprunk und orange-roter Damast und die blassen Crèmesäulen, schwerer triefender Prunk, etwas von der strotzenden Heiligkeit goldener Altäre, und im wilden zersprühenden Licht und den jagenden Reflexen heftige nervöse Frivolität, und um die kleinen Marmortische Herren im weißen Chemisette mit Zylinder und die Damen in den hochgewirbelten Toiletten und den ungezwungen zurückgeworfenen Stellungen.

Draußen, über dem Gedränge fort, starrt das Geäst der Linden, blauschwarz wie Marmorgeäder; unten bei Kranzler gelb, rund, großleuchtend wie ein praller Mond eine hell erleuchtete Uhr von einer Uraniasäule, eine scharlachrote Fahne hängt an der Passage nieder, weiß, ein kleiner Elefant darauf: «Lilli»! Und von den Plakatsäulen, mächtig groß,

braun auf gelb, «Das borende Känguruh». Und dann die Sonne fort.

Nasser Dunst strömt aus den Häusern und vom Fahrdamm, und aschige blaue Schatten sinken in die breiten Straßentiefen.

Zum Abend war großes Abendessen bei Richard – lauter Schriftsteller und Künstler –, auch Arno Holz und auch Hedwig Lachmann, die Übersetzerin Swinburnes; und Euch Lieben hätte ich gern das Vergnügen gegönnt, diese Tafel zu sehen, wie sie angebrochen war, und in der schwellenden Uppigkeit die strohende silberne Bowle wie eine schwere Silberbolde in der Mitte, und die Rubingläser und die grünen venezianischen Drachengläser und dazwischen die satten, roten Drangen auf dem Kristall und dem Damast, und mitten zwischen dem Metall und Glas hohe bleiche Orchideen, blaßlila und in feuchtem Schmelz und stolz aufgestiegen und schwer gebeugt. – Und dann las Richard sein letztes Gedicht vor.

Und das hätte ich Euch gleichfalls gegönnt, zu schauen, wie sie mich alle ganz sonderbar bestaunen. Sie können mich in keine Richtung zwingen und gehen so ehrfürchtig um mich herum, und ich amüsiere mich, weil sie mich wie einen Menschen behandeln, der aus dem Mond gefallen ist.

Ich bin von Schlaf eingeladen und von ein paar Malern und freue mich auf die Atelierbesuche. Schlaf ist wieder gesund. Ihr wißt, daß er geisteskrank war.

Am Donnerstag Abend war ich auch zu einem großen Abendessen bei Ola Hansson, ebenso interessant – davon im Rundreisebriefe mehr. Heute ist das nur ein Extragrüß, weil das Wetter so schön war und die Bowle so süß, und weil Fräulein Lachmann noch so jung und rosig ist und so schön ist, wenn sie schweigt.

Mit Herzinnigkeit

Euer Max

Berlin, Freitag, 3. März 1893,
morgens halb 2 Uhr

Nicht wahr, etwas sehr früh am Tage, Kinder? Aber das ist Berlin, vor zwei Uhr bin ich selten im Bett. Wie's kommt,

weiß ich kaum. Aber es bekommt mir vorzüglich. Ich schlafe dafür bis elf Uhr. Dann arbeite ich bis abends gegen sechs oder sieben Uhr und gehe um diese Zeit zu Mittag. Ausnahmsweise esse ich auch mal schon um drei Uhr, aber das ist selten. Nach dem Mittagessen in die Lesehalle oder zum Friedrichstraßen- und Lindenbummel. Dann entweder Theater oder Einladung oder mit L. zusammen, und gegen Mitternacht wieder etwas lesen oder Brieffschreiben.

Mir geht es sonderbar hier. Meine Eigenart in der Farbensichtung verschafft mir immer mehr peinliches Aufsehen. Sie wissen absolut nicht, was sie mit mir anfangen sollen. Leo Berg hat im «Hamburger Zuschauer» einen ähnlichen Artikel geschrieben wie Kunkel, und ich stolziere in derselben Weise als großer Berrückter darin. Die «Auferstehung» wurde außerdem bereits von drei Blättern in der Provinz aus dem Musenalmanach gestohlen und abgedruckt. Aber nicht als abschreckendes Beispiel, sondern ganz naiv als eine neue sensationelle Dichtung. Ein Schriftsteller Lorel (Journalist) erzählte es mir neulich bei F.s. Ich habe leider kein Geld, um Klage einzureichen – im Gegenteil! Vor einigen Tagen waren Hansson und Servaes am Nachmittag bei mir, ich war eben bei Tisch, und sie kamen und holten mich aus der Pomona, und wir saßen dann einige Stunden bei Ronacher. Hansson flüsterte mir unterwegs zu: «Nehmen Sie sich in acht, Servaes will Sie interviewen.» Ich amüsierte mich köstlich. Er begann immer wieder von den Orange-farben des Damastes und den Goldlichtern der Säulen in Ekstase zu geraten, er dachte, mich zu animieren, aber ich wurde ein Oppositionsstrauch und begann immer von etwas anderm. Hansson lachte in seiner stillen Art hinter seinen gefalteten Händen. Später lernte ich auch Gerhart Hauptmann flüchtig kennen. Er feiert jetzt seine größten Triumphe. Ich habe «Die Weber» nicht gesehen. Aber es soll enthusiastisch gewesen sein, wie man ihm zujubelte, und die kühlen Berliner waren so rasend begeistert wie Italiener in Ekstase. – Ich bin der Realistik so herzlich satt und schwelge nur noch in starken, reichen Phantasien. Das Wetter jetzt, und die junge Sonne und all die innigen Menschen, die ich kennen gelernt, mögen schuld sein, daß ich immer an irisfarbene Meere und purpurne Dolden und schwüle Choräle und wal-

lende Ambradüfte denke, und daß sich jetzt Eindrücke von Düften, Farben und Tönen tief in mich einsaugen und zu Dichtungen kombinieren und kombiniert sein wollen und nicht nur kühl realistisch wiedergegeben.

Ich sende Euch meinen letzten Aderlaß, ganz warm noch, erst heute abgezapft: «Märzlicht». Einige andere, aus der vorigen Woche, hat Richard noch, die kommen in den nächsten Tagen nach. — Mit Richard hörte ich in der letzten Woche «Franziskus», komponiert von Edgar Linel (in der Philharmonie). Diese Musik, das war eine solche Macht, das war, als sei alles Körperliche an einem weß und abgestorben und nur noch ein Leben in Schwingungen übrig, Schwingungen hoch und wie in Bogen durch den Weltenraum, und man lebte nur in dieser einen Kraft, die alles andere in Betäubung hielt. Die Töne waren erst nur Kokette Rosen und bunte flatternde Seidenbänder, dann horchend — bleiche Andacht in bleichem Mondlicht, dann höher und höher gewölbt in den Rundbögen starrer, kühler Klostergänge, in denen die Askese erhitzt ringt und schmachtet und der heiße Satanismus schleicht und funkelt, und wo die langen, weißen Kerzen stehen und mit langen, kühlen Flammen bleich und lautlos brennen.

Der Tod zuletzt — das war das Mächtigste, das Zerrinnen der Kräfte und das Loslösen der letzten gehauchten Gedanken, und das Aufsteigen und Hinauffließen dieser Gedanken; und die Engelchöre empfangen die Seele in wiegenden Blütenwolken und schwingen sich höher und höher und tragen sie empor —, und plötzlich zerschmilzt alles in der brutalen, harten, grausamen Urnacht des Nichts und der Ewigkeit.

Die Instrumentation war reich und trefflich gewählt, und wenn man die Augen schloß, schmolzen die Frauen- und Männerchöre zart und schwer wie schwellendes Licht zusammen.

Der Komponist war früher belgischer Mönch; er war selbst anwesend und wurde begeistert gerufen. Ein blasser, weißer Asketentypus, und das Haar hängt lang wie dunkles Frauenhaar auf die Brust. Er küßte nach jedem Beifallsturm den Kapellmeister und gab ihm auch seinen Lorbeerkranz.

Das war mir doch lieber als «Die Ranzaus»; ich kann mich immer noch nicht entschließen, sie zu hören, da sie ähnlich sind wie «Freund Fritz» und ich damals im zweiten Akt fortgelaufen bin vor Sde und Langweile.

Ich habe nicht ausweichen können, Bruno Wille fing immer wieder davon an und die Marholm auch: ich muß am nächsten Mittwoch vor einem geladenen Publikum und dem Ausschuß der «Freien Volksbühne» mein Drama verlesen. In welchem Saal, weiß ich noch nicht. Ich weiß im voraus, es ist völlig zwecklos. Das Gros der Leute kann es doch nicht verstehen, und die wenigen, die es verstehen können und denen es gefallen mag, die hätten auch warten können, bis es bei Reclam erscheint. – Einen Nutzen hat es vielleicht, daß ein paar Kritiker mich wieder als Berrückten feiern dürfen.

Gestern Abend war ich seit langem wieder mal in der Koppenstraße. Und kam ganz überraschend gerade zum Geburtstag Deiner Mama. Ich feierte «Purim» mit und spielte mit den Kindern Gesellschaftsspiele.

Mittlerweile ist es dreiviertel vier geworden. Auf Wiedersehen – ein ander Mal.

Herzlichen Gruß

Euer Max

Berlin, Freitag, 3. März 1893

Lieber S., ich sende Dir hier die versprochenen Gedichte.

Ich freue mich wie immer auf den Frühling und untersuche im Tiergarten die Sträucher, aber das Grün schläft noch.

Bei Hansson lernte ich Sonntag einen jungen schwedischen Dichter kennen. Er ist für meine Farbensichtungen begeistert und besucht mich jetzt fast täglich. Er ist achtundzwanzig Jahre alt und kommt mir wie ein junger blonder Wikingerfürst vor, mit einem Willen von Erz und einem Herzen von Honig.

Gestern Abend bestellte mich Klein, der Herausgeber der «Blätter für die Kunst», nach dem Café Bauer und stellte mir dort den Dichter Stefan George vor. – Stefan George lebt meist in Paris und ist auf der Durchreise von Wien hier. Er sagte mir unter anderem, meine Sachen wären das einzige, was jetzt in der ganzen Literatur als vollständig neu

dastehe. Es wäre eine eigenartige Kunst, die reicher genießen lasse als Musik und Malerei, da sie beides zusammen sei.

Ich freue mich, daß ich immer mehr und mehr verstanden werde.

Ich gehe mit dem Plan um, vielleicht doch noch eine «Intime Bühne» zu begründen. Manchmal denke ich an die jungen Bleichröders, die mich vielleicht unterstützen könnten.

Könntest Du durch Deine Beziehungen mir eine Korrespondenz bei einem breslauer Blatt erwirken?

«Freie Bühne» und «Gesellschaft» zahlen fast nichts. Nur die großen Zeitungen sind darin so liebenswürdig und zahlen sogar voraus.

«Ultra Violet» erscheint in den nächsten Wochen.

Meine Broschüre habe ich an den Stahl'schen Verlag (Würzburg) gesandt.

Es fehlt mir nur eine ständige Einnahmequelle, und ich suche und suche. Aber ich hoffe doch, bald bei einigen Zeitungen anzukommen.

Sei mit Wärme umarmt von Deinem Max

Herzliche Grüße Deinen lieben Angehörigen.

Berlin, Montag, 13. März 1893

U. hat mich eingeladen, mit nach Schweden zu kommen. Er reist am 1. April ab. Ich soll den Sommer über bei ihm im Hause seines Vaters bleiben. Dann will er mir Norwegen zeigen und bei seinem Onkel mit mir an der See wohnen.

Die paar tausend Mark, die er für sein letztes Buch bekommen hat, hat er jetzt verreis. Er will nach Hause und wieder arbeiten und in der Einsamkeit am Meer leben.

Sein Vater ist Pfarrer. Bei Gothenburg an der Westküste.

U. bewundert meine Arbeiten so, daß er sie übersetzen will. Zuerst will er das Drama ins Schwedische übersetzen.

Wenn ich die Reise mitmachen könnte, wäre ich ja für lange Zeit geborgen. Ich könnte von Schweden aus Reisebriefe an die deutschen Zeitungen schreiben und damit einen Nebenverdienst haben. Der Aufenthalt sonst würde mir nichts kosten. U.'s Vater hat auch ein großes Gut und Hof und Park an der See, da ließe es sich schon gut leben.



U. kommt eben von einer Rundreise durch Nordamerika. Er war in Mexiko, Kalifornien, Kanada und lebte seit November in Berlin. Aber jetzt zum Frühling zieht es ihn nach Hause.

Aber ich weiß nicht, ob ich es annehmen kann, mir fehlt das dumme Reisegeld. Ich bekomme ja noch von Papa hundert Mark für den nächsten Monat, aber damit komme ich nicht durch. Ich müßte mir noch einiges Notwendige anschaffen und habe noch für diesen Monat zu bezahlen. Wenn ich nur noch fünfzig Mark dazu hätte, dann ginge es wohl.

U. will einige Tage in Kopenhagen bleiben und Brandes besuchen. Es wäre eine gute Gelegenheit, meine «Tosa Gerth» Brandes zu überreichen.

Vielleicht kann ich von irgendwo die fünfzig Mark auftreiben. Diese fünfzig Mark, die gerade für meine ganze Zukunft bestimmend sein können.

Kannst Du irgend wo die fünfzig Mark auftreiben, so wäre das selbstverständlich nur leihweise. Ich bin später doch in der Lage, sie zurückzuerstatten.

Sei mit dankbarer Wärme umarmt von

Deinem Max

Kopenhagen, Hotel National, Dienstag,
21. März 1893

Ich mußte mich rasch entschließen. Herr U. reiste schneller. Sonntag Morgen fuhren wir in Berlin ab, über Warnemünde. Wir hatten sonnige Überfahrt. Keine Seekrankheit. Sonntag Abend um sieben kamen wir hier an. Gestern ließ ich die Stadt auf mich wirken, Stimmungen in Silber und Graublau. Heute besuchen wir Mansen (ein Schriftsteller). Morgen fahren wir nach Schweden, bleiben einen Tag in Gothenburg.

Das Meer war und ist wie eine Symphonie aus großen Orgelakkorden; und reine Farbe, Unendlichkeit saugt einem alle Gedanken aus dem Gehirn, man kann kaum atmen und schwebt körperlos darüber.

Bald werde ich es in allen Klängen genießen können. Wir wohnen in Qville dicht am Meere. Meine Adresse ist dann: Qville via Gothenburg, Bohuslän.

Sei herzlich umarmt von

Deinem Max

Osville, 5. April 1893, Mittwoch Vormittag

Mein lieber S., eben erhalte ich Deine liebe Karte vom Sonnabend.

Ich freute mich, endlich wieder einen Gruß zu haben. N. scheint wirklich ganz brieftot zu sein. Die Bücher oder das Examen müssen den lieben Kleinen verschlungen haben.

Willst Du Dir vorstellen, wo ich jetzt lebe, so mußt Du die Phantasie aus folgenden Bildern mischen:

Eine Kraterlandschaft – graue Lavaberge, im Fortwälzen erstarrt. Kahle, vegetationsleere Riesenschlacken rings am Horizont, eine Unendlichkeit von Steinlawinen.

Weit draußen zwischen den Felsenwellen stahlblaue Ebenen – das Meer.

Auf dem Grau und dem Blau der Schnee weiß wie Marmorplatten, aber im Zerrinnen und fast vom Grau abgeschält.

Osville ist für uns in dieser Einsamkeit nur ein Haus, das Pfarrhaus. Die Gehöfte sind meilenweit über die Küste zerstreut.

Und in dem Pfarrhaus leben außer den Knechten und Mägden nur fünf zivilisierte Wilde. Das sind: der alte und der junge Herr, eine Tochter, ein Wirtschaftsfräulein. Den fünften sehe ich sehr selten. Nur ab und zu morgens im Spiegel.

Ich bin hier der einzige Mensch, der ordentlich sprechen kann, die andern können nur Schwedisch.

Das karge Schwarz und Weiß der Landschaft, aber noch mehr diese versteinerte Einsamkeit, und daß ich allein anders denke als alle hier, d. h. deutsch, das macht es mir so, als ob ich auf dem erfrorenen Mond oder sonstwo in einer schönen Gegend lebte.

Aber dies weite Licht und diese weiten Horizonte sind mir wohlige Befreiung, nachdem man sich in den engen Berliner Gassen den schmutzigen Winter hindurch wund gedrückt hatte.

(Undankbare Seelen, diese Dichter!).

Am Pfarrhause ist ein uralter Park. Sie sagen, er sei noch kahl. Aber ich sehe ihn täglich bis zum Himmel in Blüten. Ich sitze in der Mittagssonne, es ist ein kleiner Winkel da mit

den ersten Schneeglocken, die Bienen brummen so heiß; dann lodert der ganze Garten in Flammen. —

Meine Tagesordnung ist vagabundenhaft. Entweder träume ich auf einer warmen Klippe oder im Garten oder im Schaukelstuhl. Diese große, sonnige, warme Stille ringsum macht, daß man wie in Nebeln lebt und sich nur in Stimmung und Empfindung auflöst.

Diese ermattende Stille, die um einen geht wie die weichen Rhythmen eines Liedes und wie das milde Liebkosen einer Frauenhand.

Ich lebe wie Niels Lyhnes Mutter auf Lönborggaard — nur in Versen.

Jeder Tag ist ein neues Gedicht. Ich wußte nie vorher, daß es auf der Erde eine solche heitere Einsamkeit geben könne — man lebt wie auf Wolken, es ist alles so sanft ringsum, die Stille, die Menschen und die Natur.

Du fragst, ob Berlin mich gern ziehen ließ — ich habe nirgends Abschied genommen. Ich denke in ein bis zwei Monaten wieder dort zu sein.

«Das Kind» ist bei Reclam, «Die Kunst des Intimen» in der «Zukunft». U. hat sie bereits ins Schwedische übersetzt. «Ultraviolet» hat Scheerbart.

Grüße Deine lieben Angehörigen herzlich von

Deinem Max

Nvillie via Gothenburg (Bohuslän), Schweden,
April 1893, Dienstag Morgen

Mein herzlieber M., ich dachte immer, es würde von einem von Euch ein Gruß kommen. Besonders von Dir vermisse ich so lange schon Nachricht, und ich weiß nicht, ob Du schon im Examen bist oder noch im Studium, und weiß nicht, was Du erlebst und wie Du lebst.

Bitte besuche mich recht bald!

Meine Karte von hier hast Du inzwischen wohl erhalten. Man lebt sehr abgeschlossen hier. Es geht nur dreimal in der Woche Post nach Deutschland. Jetzt ist der Schnee fast fort und das Meer offen, sonst könnte man befürchten, daß auch diese wenigen Posttage nicht eingehalten würden.

Also von hier etwas: Qville ist eine Stadt, größer als Berlin.

Das heißt räumlich. Denn es besteht aus Höfen und Gütern, und die sind auf viele Meilen im Umkreise zerstreut. Einen eigentlichen Ort gibt es nicht.

Das Pfarrhaus, in dem ich wohne, liegt ganz allein und ist mehr ein großes Gut mit vielen Gebäuden.

Ringsum steinerne Einöde, graue Granitfelsen und Klippen; zwischen den Bergsenkungen liegt draußen am Horizont das stahlblaue Meer. —

U. s. Vater, der alte Pfarrer, ein feinfühliges alter Herr, weiß, mit einem Bart und Profil wie ein grauer Wikingerfürst.

Eine Schwester ist noch da — das ist alles. Die anderen Familienglieder leben in Gothenburg, weil die Töchter dort im Winter die Schule besuchen.

Aber gerade diese endlose Einsamkeit, diese steinerne Stille, die wirkt nach dem jagenden berliner Lärmleben wie eine große blaue Symphonie, und ich sitze stundenlang in dem alten Garten und behorche den Frühling und liege oben auf der Klippe, wo noch die alten Bautasteine stehen und Wikingerschiffe in die Steinplatten eingemeißelt sind, und wärme meine Gedanken an dieser großen freien Sonne und an diesen weichen silbernen Fernen.

Rings auf den Klippen hängt noch der Schnee in blauen Platten, aber die Steine starren dazwischen breit, aschgrau und dunsten blau in der jungen Frühlingswärme.

Jeder Tag hier ist ein kleines Juwel, jeder in anderen Sonnen- und Nebelstimmungen.

Ich habe ein kleines sonniges Giebelzimmer. Es sieht nach der Küste. Und das Meeresrauschen steht immer wie ein kochendes Feuer vor meinem Fenster.

Ich träume hier so viel wie noch nie, und die Folge davon ist, daß ich mehr als früher dichte und inniger und konzentrierter.

Ich denke, ein bis zwei Monate hier zu bleiben und dann wieder nach Berlin zu gehen. Dann wirst Du wohl gerade auch kommen. Und ich bin glücklich, wenn ich an dies Wiedersehen denke.

Dein Max

Qville, Montag, 17. April 1893

Herzliche Freunde, zuerst Dir, lieber N., einen warmen Kuß für die Überraschung. Also zwei Stationen! Und welche Noten! Ich freue mich herzlich mit Dir. Und wie still verschwiegen Du das vollbracht hast! Nun soll der Rest ebenso werden, trotz der Sonnenuntergänge, die Dich jetzt vom Studium fortlocken. Ich habe ihn deutlich mit Dir machen können, den farbeninnigen Spaziergang. Bei Euch gibt es also schon Blüten. Hier muß man sie sich noch träumen.

Sturm weht seit drei Tagen, alles zittert im Hause, wie auf einem Schiff.

Ich habe in diesen Wochen phantastische Idyllen geschrieben. Einige Extraktpuben daraus sind beifolgende Gedichte.

Ich schätze U. immer mehr. Er hat ein solch feinfühliges Urteil und intensives Empfinden für Natureindrücke, Farben und Melodien. Nächst Euch hat keiner die Farben, die ich so liebe, mitfühlen können wie er.

Ich suche jetzt in meiner Dichtung immer gedrängter zu werden. Das kleinste überflüssige Wort soll wegfallen. Nur mit starken unmittelbaren Eindrücken, wie sie unsere Sinne erhalten, suche ich das Empfinden wiederzugeben.

Von meinen Arbeiten will aber leider gar nichts zum Druck kommen. Sie schreiben mir alle, es sei äußerst feinfühlig, aber es lasse sich kein Geschäft damit machen, es finde sich zu wenig Publikum; und dieser Reclam schreibt gar, es sei nur für die Feinschmecker.

Die Deutschen sind doch entsetzlich schwerfällig. Wäre ich in Frankreich, würden mich die Verleger selig preisen, daß ich Neues bringe. Bei uns ist jede Eigenart ein Staatsverbrechen, oder wie etwas Unheimliches, das anzufassen sie sich fürchten.

Jemand sagt zwar irgendwo: Wer für die Besten seiner Zeit gearbeitet hat, der hat für alle Zeiten gearbeitet; an diesem Bewußtsein darf ich zehren und – verhungern.

Es war einmal eine Nachtigall. Die sang die allerinnersten Töne ihrer Lust und ihres Wehs. Und sang so innig leise und schmelzend, nur die ganz Feinhörigen konnten sie hören. In den dunkeln Laubgängen standen nur einige und lauschten zitternd und weinten. Aber die Spaziergänger im Son-

nenschein lachten: «Seht doch, wie häßlich der Vogel den Schnabel auf- und zumacht und keinen Laut hervorbringt. Pfui, das langweilige Ding!» Und sie klatschten in die Hände und zischten. Die Nachtigall floh scheu in die dunkeln Laubgänge.

Ihr habt meine «Kunst des Intimen» noch nicht gelesen, es tut mir recht leid, sie wandert immer noch von einem Verlag zum andern. Seitdem ich mir in dieser Schrift klar geworden bin, daß es die Zukunftspoese ist, die aus dem früheren pathoskahlen Idealismus und aus dem groben Realismus einen neuen Idealismus schafft mit starken, greifbaren Bildern, seitdem bin ich meiner Dichtung so sicher.

Mein jetziges Streben ist, das wieder in die Kunst aufzunehmen, was wir früher das Große, das Erhabene nannten. Das ist keine Phrase und existiert sicher als Empfindung. Aber der Realismus wollte es nie anerkennen. Es gibt ein Gefühl «Erhabenheit». Und dieses muß wieder in die Dichtung kommen, oder besser: aus ihr strömen.

Ich habe es noch nicht erreicht, aber in meinen nächsten Arbeiten will ich es erreichen. Da wir sogenannten gebildeten Menschen keine Götter wie die Griechen haben und keine überschwänglichen politischen Gefühle, so bleibt das Erhabene nur noch allein in der gewaltigsten Naturdichtung.

Ich kann nun nicht mehr Schriftsteller sein, ich will ein Dichter sein und nur Künstler. Ich fühle, daß ich in der Dichtung das Stärkste leisten kann. Aber es war gut, daß ich erst in der Realistik das starke, intensive Greifen nach den Außendingen lernte, und ich will es nicht wieder verlernen, um mit dem Kleinen das Große zu schaffen.

Könntest Du irgendwie durch Deine Beziehungen in Breslau vielleicht einen Verleger für das «Kind» aufreiben, lieber S., dann bitte ich Dich darum.

Beste Grüße Euren lieben Angehörigen. Mit herzlichen Grüßen

Euer Max

Gjepperup bei Holbaek (Dänemark), p. Ad.
Gaardeier H. P. Petersen, 17. Juli 1893
Dienstag

Mein lieber S., heute will ich Deinen lieben Brief beantworten, den ich bei meiner Abreise von Qville von Dir erhielt.

Du bist jetzt ganz tief in der Medizin und in Examenarbeit, ich verstehe, daß jetzt, wo Deine Gedanken vollauf von Berufsarbeit in Anspruch genommen sind, Dir keine Zeit bleibt und kein Interesse, die Kunst zu genießen. Später kann es vielleicht wieder anders werden.

Über nordische Natur und Lebensweise hätte ich Dir gern ausführlich geschrieben. Von der ersten habe ich ein ganzes Buch voll Stimmungen gesammelt, an der zweiten habe ich wenig von unserer Lebensweise Verschiedenes gefunden, nur daß man in Schweden mehr Schnaps trinkt und meistens Fisch isst, und das ist doch nicht übermäßig interessant.

Die drei Monate an der Küste in der Einsamkeit zwischen kahlem Granit und nacktem Meer haben allmählich eine starke Wandlung in meinen Gedanken und Empfindungen hervorgerufen. Ich habe nicht nur wie Niels Lyhnes Vater in vegetativer Ergriffenheit geträumt, auch nicht wie Niels Lyhne selbst in tatenlosem Genießen, Wünschen und Hoffen – meine Träume waren Arbeit. Ob Du es, trotzdem Du jetzt der Kunst ferner stehst als früher, mitfühlen wirst, wenn Du mein Manuskript gelesen hast, daß ich nicht nur einen Essay oder einen plaudernden Aufsatz gegeben habe, sondern daß ich das Fundament zu der erwarteten neuen Kunst gab, daß ich das Erhabene wieder aufrichte? Und von welcher Bedeutung das für alle Künste ist, für alle Künstler? Du wirst es doch wohl begreifen, wenn es Dich persönlich auch nicht mehr interessieren kann.

Und in dieser großen, neuen, erhabenen Kunst will ich jetzt nur arbeiten. Jetzt erst kann ich das Naturdrama «Sehnsucht» so gewaltig schreiben, wie ich es unbestimmt in Farbensprache in mir hörte. Jetzt weiß ich, wie jede Farbe singt, wie jeder Duft, jeder Ton sich freut und klagt.

Die Gedichte, die ich Euch vor Wochen sandte, sind die Anfänge dieser neuen Lyrik. Ich sende Dir heute noch einige

mehr, und in dieser Bildersprache der Düfte, Farben und Töne der Natur sollen die Gesänge des Dramas gearbeitet sein.

Wenn man ein Musikstück hört, fragt niemand: Was will das sagen, welche Idee drückt diese Symphonie aus? Das ist das Nebensächliche, ebenso wie man nicht fragt, wenn man den Sonnenaufgang genießt oder eine Aussicht vom Gebirge: Welche Idee drückt diese Handlung, dieses Morgenrot aus? Man soll einfach nur die Bilder genießen, die Wohl- und Wehlaute, die immer unbewußt im Gehirn anschlagen, wenn man den Duft und die Farbe von Rosen oder Jasmin genießt, oder den Kuckuckruf hört, oder den Regenduft atmet. Diese Wohl- und Wehlaute, die die ganze Stimmung ausmachen, die von Rosen und Jasmin auf uns strömen, will der Dichter durch die traurigen und freudigen Bilder, die er zeichnet, im Lesenden erwecken, um dadurch denselben Wohl- und Wehreiz hervorzurufen, den Rosen und Jasmin ausüben. Dies ist die neue Dichtungsart, auf die ich in der schwedischen Einsamkeit gekommen bin; dort, wo ich Monate immer mit allen direkten Naturreizen lebte, sah ich, wie schwach man in Dichtungen bisher versucht hat, diese ewigen freudigen und traurigen Erregungen der ewig lebenden Weltallmasse wiederzugeben. Und indem ich versuchte, diese starken Reize so intensiv wie möglich wiederzugeben, kam ich auf diese neue Dichtungsart. Nachdem ich jetzt die neue Technik und das neue Ideal gefunden habe, fühle ich mich reif, große, erhabene Dichtungen zu arbeiten. Was ich in Berlin am Drama «Sehnsucht» schrieb, war zu schwach, ich arbeite es nun ganz neu. Als «Brotarbeit» und Arbeit für meine «pekuniäre Sicherstellung» schreibe ich mit U. zugleich an einer «Weltallreligion». U. denkt, in Berlin darüber Vorträge zu halten, und ich glaube, die Religion, die wir Gebildeten jetzt haben, für die Allgemeinheit niedergeschrieben und dem Volke gegeben, ist eine Notwendigkeit, ein Nutzen für den, der sie gibt, und der größere Nutzen für die, die nicht mehr an das Alte glauben können und keine neuen Ideale haben.

Ich glaube, meine Zukunft ist einigermaßen gesichert, wenn ich mit meinen neuen Arbeiten, die ich hier im Sommer beenden will, nach Berlin komme. Trotzdem ich jetzt in steter

Geldsorge lebe, fühle ich mich sorgloser als früher, als im vorigen Jahre. Ich sehe, daß ich immer mehr Anerkennung finde und doch allmählich aus dieser unfruchtbaren Zeit herauskommen werde. Es dauert vielleicht noch ein Jahr, aber dann werden die schlimmsten Sorgen überstanden sein.

Du möchtest über U.s. Vergangenheit hören. Er war Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften. Verbrachte seine ersten Jahre in England, in Hull und London bis zum vierundzwanzigsten Jahr. Lebte dann wieder einige Zeit in Gothenburg, immer ruhelos, mit dem Drang, etwas Neues zu schaffen, eine neue Dichtung. In Stockholm arbeitete er an einer Zeitschrift. Bis er vor zwei Jahren – er ist jetzt siebenundzwanzig Jahre alt – von Gothenburg seine Ruderreise über die Nordsee antrat, die ihn mit einem Schlag berühmt machte. Er fuhr in einem kleinen Ruderboot vier Monate lang von Schweden über Dänemark und Holland bis Calais, ganz allein. Übernachtete entweder im Boot oder in Fischerhütten und Leuchttürmen am Strande. Wohin er kam, wurde er wegen seines Wagnisses mit Staunen begrüßt, und alle Zeitungen schrieben über ihn und brachten Zeichnungen von ihm und seinem Boot. – Dann blieb er in Holland, wo er mit dem Romanschriftsteller Wagenfoort befreundet wurde, einem Schriftsteller der jungen holländischen Schule. Dort schrieb er seine erste größere Dichtung. Erhielt dadurch Einführung in die neue Literatur. Man interessierte sich, er gewann Gönner, die ihm ein Billett zu einer Studienreise rund um Nordamerika gaben. Er war im vorigen Jahr in Texas und Kalifornien.

Im Oktober, zu derselben Zeit, als ich im Vorjahre nach Berlin kam, traf er dort ein und verkehrte mit Ola Hansson und Strindberg. Es war ein Zufall, daß wir uns erst nach Monaten bei Hansson begegneten. Wir unterhielten uns während einer Nacht im Café Bauer über Kunst, sahen, daß wir beide die gleiche Sehnsucht hatten, und die Freundschaft war geschlossen.

Er hatte sein Geld aufgebraucht und wollte nach Hause, lud mich zu sich zu Besuch. Inzwischen hatte sein Vater das Unglück großer Geldverluste auf seinem Gute, er konnte ihn nicht mehr wie bisher unterstützen; ich zahlte in der letzten Zeit Pension und erlebte all das Traurige ihrer Verhält-

nisse. U. Konnte die Verstimmung durch die traurige Umgebung nicht länger ertragen. Nun leben wir hier alle beide von meinen neunzig Kronen. Ich suche ihn solange zu unterstützen, bis er wieder Einnahmen hat. Es kann noch einige Monate dauern, aber er hofft alles von den Kunst- und Religionsvorträgen in Berlin. Er ist glücklich, das Neue mit mir gefunden zu haben, und trägt die Entbehrungen gerne. Wir leben auf das Engste eingeschränkt in ein paar Bauernzimmern. Wir machen unsere Betten selbst und wickeln unsere Stiefel ganz wie der kleine N. – Ich denke Anfang September in Kopenhagen deutsche Stunden zu geben, damit wir Reisegeld nach Berlin bekommen, vielleicht bringen bis dahin auch die ausgesandten Manuskripte etwas ein.

Die Natur ist hier sanft wie ein Wiegenlied. Wir machen abends einen Spaziergang an den Strand und sitzen unter Eichen und Buchen und starren auf das alabasterbleiche Fjordwasser. Außer unseren Gedanken und der Natur erlebt man hier gottlob nichts.

Dein Max

Gjepperup bei Holbaek, 4. August 1893

Meinen Brief, den ich Dir in der ersten Woche von hier schrieb, wirst Du wohl erhalten haben.

Wir haben leider während der vier Wochen hier fast nur Regen. Regenstimmungen sind angenehm zum Arbeiten, wenn der Regen sich nicht zu nah an den Schreibtisch wagt. Hier aber ist das ganze Zimmer voll Regen-Atem. An den terrakottaroten Kalkwänden meines Zimmers große dunkle, feuchte Flecken (einer von meinen früheren Kollegen würde sie dunkle Küsse nennen). Alle Kleider hängen feucht in den Schränken, und die Wäsche verliert seufzend ihre Stärke; und so schlaff wie mein aufgelöstes Chemisette hängt mein frierendes Gebein und beugt sich mein Rücken über den Schreibtisch. Draußen die Pappeln und Ulmen zischen den ganzen Tag wie Meeressturm. Drüben über der Gartenhecke liegt das Getreide auf den gelben Stoppelflächen geschichtet und schwillt braun in feuchten Haufen. Trauernd wie das Grau einer Perlenschale breitet sich unten am Feldrand das Fjordwasser, und die schwarze Waldlinie der Bucht qualmt röchelnd blaue Nebel aus den tiefen Nischen.

Und über den langen, reglosen Strich der Ebene und des Himmelrandes fließen immer neue Wolkenströme bleich herauf, als ob die ganze Ostsee über das kleine Seeland schwemmen und uns fortspülen wolle.

Und nicht mal vor mir hat jetzt der Regen Respekt, und ich bin doch jetzt für ganz Kopenhagen und Dänemark zur Tagesberühmtheit geworden. Die große Zeitung «Politiken» hat mir drei Spaltenlängen, beinahe die halbe Zeitung, geopfert, einen langen Essai über mich aufgenommen und zugleich die Novelle «Schwarz». Es ist schrecklich, was sich der arme gute Nansen anstrengt, mich als das Allerneueste zu präsentieren. Sogar unser kleines Kaffeeblatt in Holbaek hat es den großen Zeitungen nachgemacht und meldet fettgedruckt, daß der junge deutsche Farbensdichter Max Dauthendey seinen Sommeraufenthalt am Isesjörd genommen hat. Sobald ich einige Nummern von «Politiken» erhalte, sende ich Dir eine zu, damit Du Dir meinen Ruhm vielleicht herausbuchstabieren kannst. Dänemark ist wie Weimar und die früheren kleinen Musenländer. Es liebt zärtlich Künstler und Dichter, besonders die ausländischen. Sie sind ein stilles, feinfühliges, träumendes Volk und lesen lieber Gedichte als Börsennachrichten; und fast jeder Däne versucht zu dichten und zu schreiben, deshalb ihr Genuß an allem Neuen auf diesen Gebieten.

Kopenhagen ist wie eine große Familie. Und wer einmal genannt ist, wird immer wieder genannt und zur Familie gerechnet.

Ich denke nun für andere Arbeiten, welche U. von mir übersetzt hat, jetzt bald hier Verleger zu finden, und vielleicht dadurch endlich einigen Verdienst. Wir werden deshalb wohl bald nach der Stadt ziehen.

Vielleicht erzählst Du mir bald, wie Du jetzt fleißig in den Büchern und Menschen wühlst. Wie es Deinen lieben Angehörigen geht? Unser lieber Kleiner hat sein Examen so still abgemacht, viel lautloser, als er es angefangen hat. Er schreibt gar nicht, wie es ihm weiter gegangen ist. Sollte er Dir darüber berichten, bitte ich Dich um die Nachrichten.

Mit herzlichem Gruß

Dein Max

Kopenhagen, Vestre Boulevard 33/I, Holtehus,
August 1893

Lieber S., besten Dank für das Bild. Ich wohne seit Montag hier. In Pension. Die Stadt ist weiß und staubig. Sehne mich nach dem Wald und Meer. Ich bin seit vier Monaten keine Stadt mehr gewohnt. Dies kultivierte franke Häuserleben ist doch eine grausame Erfindung. Himmel und Wolken sind an den Straßen das einzige, was Lärm und Staub nicht beschmutzen können. Sonst aber ist Städteteleben für mich jetzt wie ein Kloakenleben.

Mein einziger Farbengenuss sind spärliche Sonnenuntergänge.

Mein Porträt erscheint nächste Woche. Ich habe eine neue Farbedichtung geschrieben: «Doppelleben». Sie ist bereits übersetzt und erscheint in den nächsten Tagen. Dann sollst Du sie haben.

Laß bald von Dir hören. Herzliche Grüße Deinen lieben Angehörigen.

Herzlich umarmt Dich

Dein Max

Kopenhagen, Vestre Boulevard 33, Holtehus,
August 1893

Mein lieber S., ich komme heute nur kurz.

Von hier nicht viel Neues.

Kopenhagen quält sich grau und staubig unter der Augustsonne. Heute soll der Zar kommen. Vielleicht bringt er russische Kühle mit.

Jörgensen, Dänemarks jungen Lyriker, lernte ich neulich auf einem Abendessen bei Mansen kennen. Er sagte, er habe in «Politiken» einen Artikel gegen mein Gedicht «Drosselsang» geschrieben. Aber Georg Brandes habe ihm nicht erlaubt, daß in seiner Zeitung gegen mich geschrieben würde. Am Tage sitze ich meist zu Hause. Am Abend gehe ich am Hafen «auf der langen Linie» spazieren und horche auf die fernen Leuchttürme der schwedischen Küste, die auf und niederblinzen.

Meinen letzten Brief hast Du wohl erhalten? Wie geht es Dir?

Bon N. bekam ich einige Karten aus der Schweiz.
Mit herzlichen Grüßen

Dein Max

Stockholm N., Holländaregatan 23/IV,
29. Dezember 1893

Ich konnte Weihnachten keinen Gruß senden. Ich lag zu Bett. Am 20. Dezember kam ich wieder hier an. Ich war drei Tage zu Hause gewesen. Acht Tage in Berlin bei U. Als ich hier ankam, fühlte ich schon Fieberfrost, hielt mich aber noch einen Tag aufrecht. Zum Weihnachtsabend war es besser, aber U. lag im Bett. Am ersten Feiertag mußte ich wieder in die Federn. Heute ist es besser. Das Reizvolle dieser Krankheit war die liebevolle Abwechslung, mit der sie mich berückte. Fieber, Kopfschmerzen, Brustkrampf und Rückenfrost, und wieder ebenso in umgekehrter Reihenfolge. Aber ich schickte sie mit kalten Abwaschungen und Terpentin-einreibungen heim. Dich als beinahe praktischen Arzt muß ja so etwas interessieren. Darum erzähle ich Dir dies als Weihnachtspoëm hier ausführlich.

Du weißt von Deiner Schwester wahrscheinlich schon, daß ich mit Haase den Druck von «Ultra Violet» vereinbart habe. Er will es für fünfhundertfünfzig Mark drucken in hundert Exemplaren. Du weißt, daß ich durch meine Schwester dreitausend Mark für zwei Jahre geliehen bekommen habe. Davon reichen zweitausendvierhundert für tägliche Ausgaben, mit den übrigen sechshundert Mark hoffte ich einige Bücher herauszugeben. Aber ich dachte nicht, daß «Ultra Violet» so viel kosten würde. Es soll gebunden erscheinen. Und ich will für das Stück fünfundzwanzig Mark verlangen. Nicht die Ausstattung, sondern der Inhalt soll bezahlt werden. Da das Buch doch meist nur von Künstlern gekauft werden wird, die sich besonders dafür interessieren, also von höchstens fünfzig Menschen in Europa, so habe ich dann doch keinen Verlust, wenn das Exemplar fünfundzwanzig Mark kostet.

Zum 20. Januar ungefähr will Haase es fertig haben.

Deutschland fand ich noch ebenso alt und runzelig, wie ich es verlassen hatte. Ich meine damit die Natur. Acker an Acker, sittsame Forstwälder, Fabrikrauch und Wiesen ethischer Kultur.

Aber unsere Deutschen selbst sind mir lieber als die Schweden. In Berlin ist alles frische Zugluft. Ich denke, noch zwei Monate hier zu bleiben. Dann nehme ich wieder Pension im Pfarrhaus im wilden meereinsamen Dvile. Das Stadtleben hier hat noch den Zweck, daß ich, sobald «Ultra Violet» erschienen ist, es Victor Rydberg, Wirsén und einigen andern der alten schwedischen Skalden hier selbst übergeben möchte.

In Würzburg fand ich alles sehr angenehm. Papa verwöhnte mich in den paar Tagen mit Überfluß an Wein und Zigaretten, und Lisa überfütterte mich. Der alte Papa ist aber sehr alt geworden. Bleich und eingefallen, aber der Geist bligt unter der Blässe unauslöschlich frisch.

Mit N. verlebte ich in Berlin stimmungsstarke Stunden. Ich wohnte bei ihm, und wir sprachen bis spät in die Nacht hinein über unsere Gedanken, die sich in dem Trennungsjahr bei jedem entwickelt hatten, ich freute mich an seinen naturphilosophischen Fortschritten. Er begeisterte sich für meine Naturpoesie. Es war ganz wie im ersten Jahre des Bekanntwerdens, wo die Anregungen wie Massenfäden hinüber und herüber strahlten und ein inniges elektrisches Netz zwischen den Gehirnen bildeten. (Aber dieser Vergleich ist nicht für Dich als Doktor ausgesprochen, sondern nur für mich als Dichter.)

Zum Weihnachtsabend hatten wir aber einen ganz kleinen Baum, trotz der Krankheit, bekommen. Und als die weißen Lichter brannten und ich bei allen Lieben in der Heimat schweigende Abendeinkehr hielt, war mir recht trübe, daß sich mein Gruß zum Fest für Dich verspäten mußte. Aber nun erhältst Du das kleine dänische Buch zum Neujahrswillkomm. Seinen Inhalt kennst Du. «Die Kunst des Intimen und des Erhabenen».

Dein Max

Deine Karte erhielt ich nach Berlin gesandt; herzlichen Dank!

An Richard Dehmel

Gålön, Lindersvik, bei Stockholm (Schweden),
22. August 1894

Mein lieber Richard, nur einen Gruß will ich Dir sagen, denn von meiner Stille hier ist wenig zu berichten.

Ich lebe drei Stunden von Stockholm entfernt auf einer Ostseeinsel. Schwere Eichenwälder liegen um den Gutshof, von meinem Balkon sehe ich über Laubkuppeln auf einen langen blassen Fjord, und drüben, über dem weißen Wasser, lauern lange schwarze Waldinseln.

Jetzt haben wir goldne Mondnächte. Der halbvolle Mond schwillt rotbrünstig über den dunkeln Inselstrichen auf, und über das Fjordwasser brennt eine breite goldne Lache. Aber schärfer als vom Mondlicht glitzert die Nachtluft von den tausend scharfen Grillenlauten. Und wenn sie gegen Mitternacht müde werden, dann steht ein anderer, noch eisigerer, zischender Laut über den Feldern: das Rollen des Meeres, das draußen im Mondschein kocht.

Meine Tage vergehen lautlos, aber nicht einförmig. Jede Stunde, jede Wetterstimmung spiegelt eine neue Seelenstimmung. Körperlich lebe ich wie eine Kuh hier, ich esse und verdauere, geistig versuch ich manchmal eine Biene zu sein; die Sommermonate sind kurz. Man muß sammeln und einheimen, damit man für das Stadtleben im Winter Sonnenschein im Vorrat hat.

U. ist gleichfalls hier und grüßt Dich bestens. Meinen Freund B. erwarten wir aus Berlin am 1. September hier. Die Pension hier auf dem Gute ist vorzüglich und spottbillig, nur fünfzig Kronen monatlich.

Den «Krieg» sandte ich Bierbaum. Ich arbeite manchmal an einem neuen Drama.

Grüße Deine liebe Frau! Wenn Du eine einsame Stunde hast, komme zu mir! Ich umarme Dich herzlich.

Dein Max

An einen der würzburger Jugendfreunde

Stockholm, Legnérgatan 34/2,
12. November 1894

Lieber G., ich begrüße Dich nachträglich noch herzlich zu Deinem Geburtstag.

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, aber meine nächsten Arbeiten, die Du bald erhalten sollst, werden Dir mehr von mir sagen als Briefe. Zwei Bücher sind bei Haase im Druck. In dem einen erscheint «Kind» und «Glück», im andern «Sun» und «Sehnsucht», alles Dramen. Du kennst das erste davon und den Gedankengang des letzten; «Sun» habe ich im Sommer in Berlin geschrieben, «Glück» im Herbst hier auf dem Lande. Wir wohnten zwei Monate sehr schön draußen in den Schären, U., N. und ich. Hatten die obere Etage eines schmucken Landhauses für uns, rings einsame Eichen- und Tannenwälder und sanfte türkisblaue Fjorde. Aber mein Drama steht natürlich gar nicht in Beziehung zu diesem letzten Aufenthalt. Ich beschreibe in vier Szenen vier Stadien des Liebesglückes zwischen zwei Menschen.

Das Drama «Sun» wird im Winter von Bruno Wille in Berlin aufgeführt. Es beschreibt einen Skalden in der Pfahlbauzeit, der die Blumen und Düfte und alle Dinge in der Natur singen hört, und den seine Sippe als vom Teufel besessen vertreibt. Selbst sein Weib schrecken sie durch seine Verdammung von ihm ab.

Du weißt, ich war vierzehn Tage in München. Ich wartete auf G., bis er mir schrieb, daß er kaum Zeit haben würde zu einer längeren italienischen Reise, sondern nur einige Wochen nach der Schweiz wollte. Das ärgerte mich, daß er mich monatelang mit dem Gedanken an Italien hingezogen hatte und dann sich anders entschied; ich reiste wieder nach dem Norden und verschob Italien auf den Frühling.

In Berlin hat man eine sehr vornehme Zeitschrift begründet: «Pan». Die alten Großen Böcklin und Thoma und die großen Jungen Dehmel und Dauthendey wirken mit. Das Blatt soll nur Kunstblätter und Dichtung bringen; aller Alltagsquark ist ausgeschlossen.

Aber trotzdem, was ist das Alles! Böcklin und alle Großen und Kleinen der Jetztzeit werden kaum hundert Jahre be-

stehen, dann wird man nicht mehr an diese Sandkörner denken, wir mögen uns abmühen und quälen, so viel wir wollen.

Wir haben kein Ideal mehr, das uns so begeistern kann, wie es die inbrünstige Religion des Mittelalters konnte, und wie bei den Griechen die Götterverehrung Kunstbegeisterung schuf. Ich möchte täglich weinen, wenn ich morgens aufstehe und nicht weiß, zu wem ich beten soll, und wenn ich die Menschen sehe, wie sie nur als Geschäftstiere herumlaufen, ohne den edeln, erhabenen Lebensgenuß zu kennen, wie ihn die Griechen und die Renaissance kannten.

An Richard Dehmel

Stockholm, Legnérgatan 34/II,
22. Februar 1895

Mein lieber Richard, Du kamst so reich und stimmungsstark zu mir; habe nochmals herzlichen Dank. Dein Brief hat mich aufgemuntert, die «Ersten Menschen» zu schreiben. Ich trug die Idee mit mir, aber ich war zu phlegmatisch, an die Arbeit zu gehen, bis Dein Brief kam. Der Winter ist überhaupt nicht meine Arbeitszeit, ich schlafe viel und träume nur Pläne für den Sommer. Jetzt habe ich, nachdem die Februarsonne ein paar Tage frühlingsartig in mein Zimmer schien, wieder etwas Dichtersieber und begann einen Roman. Nebenbei warte ich von Tag zu Tag auf meine Reise nach Italien oder Paris, vielleicht werde ich mit B. oder mit einem jungen münchener Maler reisen. Zum Sommer möchte ich wieder am Meer sein. Wohin wirst Du zum Frühling mit Deiner Familie ziehen? Hast Du Dich für Stadt oder Land entschlossen?

Der «Pan» wird ein starker Hebel sein, um das Interesse für die mächtige, erhabene Kunst wieder in Deutschland zu heben. Es hat Dir sicher sehr viel Kraft gekostet, aber nun darfst Du auch stolz sein, denn es wird ein stolzes Werk werden, wie es in ganz Europa noch nicht da war.

Nur, daß Ihr für das Titelblatt nichts besseres als diesen banalen Pankopf von Stuck erhalten konntet, wundert mich. Oder ist dies nur das Titelblatt des Prospektes, und wird das eigentliche Kunstheft eine andere Ausstattung haben?

Klinger wird der beste Künstler für Dein mächtiges Gedicht sein. Wie ich mich freuen würde, wenn wir nebeneinander in das zweite Heft kommen könnten.

Nebeneinander. Ich möchte gerne einmal nebeneinander mit Dir eine Frühlingsreise machen. Eine stimmungsstarke Reise durch das üppige Südfrankreich.

Stockholm ist weiß und vereist. Die Nächte sind phosphorblau vom Schnee erleuchtet. Die Nächte sind so lang und still und ereignislos, ich glaube manchmal, die Erde dreht sich nicht mehr. Aber am Tage ist es fröhlich, und das viele Weiß in der Sonne und die jagenden Schlitten mit rauschenden Schellen, die Skiläufer und der Mälarsee mit seinen Eisbrücken, das wimmelt und lacht unter dem blauen Nordhimmel wie in einem Kristallpalast.

Ein junger Norweger, Obstfelder, verkehrte viel in unserer Pension. Er sagte mir, seine Novelle «Liv» habe Dir gut gefallen. Ich konnte mich nicht gut mit ihm vertragen. Er hat eine gute Begabung, aber er ist durch eine übermäßig pietistische Erziehung schwächlich, voll Weltangst und übertrieben feig geworden.

Er hat einiges Bessere geschrieben als diese Novelle, die doch mit den Linien der großen, lebensfrohen Kunst nicht gemessen werden kann. Ich will einiges übersetzen und Dir senden.

Einer der besten schwedischen Maler ist Ernst Josephson. Trotz seiner fünfundvierzig Jahre noch wenig bekannt. Er hat ein herrliches Bild: «Strömkarlen» (d. h. Der Wassermann) gemalt: ein Knabe an einem Wasserfall, nackt wie das Wasser und wild wie das Bergwasser, spielt auf einer Violine die Melodien des brausenden Sturzbaches. Den Kopf herumgeworfen, lauscht er nach dem Wasserschall, die Violine gellt, und seine Pulse fliegen.

Leider ist der Maler wahnsinnig gewesen, aber nun geht es ihm wieder besser. Das letzte, was ich von ihm sah, war eine Skizze, die «Blumenseele». Vielleicht läßt Du ihm einen Prospekt senden. Ich werde ihn besuchen und mit ihm über den «Pan» sprechen, ebenso mit Prinz Eugen, dem jüngsten königlichen Prinzen, der sehr ernste, feinfühlige Landschaften malt und den Mittelpunkt der hiesigen Künstler bildet.

Von Dichtern sind Levertin und von Heidenstam die Bedeutendsten. Der letztere verlebte seine Jugend zwar meist im Orient, ist aber trotzdem gut schwedisch geblieben. Ich treffe mit ihnen manchmal bei Fräulein Rey zusammen, diese ist die schwedische Frau von Staël, um sie kreist das ganze literarische Stockholm. Sie ist eine gute alte Freundin von Björnson. Sie sucht mit aller gutgemeinten weiblichen Kraft der schwedischen Literatur und den schwedischen Literaten zu helfen. Sie findet, daß ich Strindberg ähnlich sehe, und hat mich darum lieb. Meine Arbeiten versteht sie nur halb.

Seitdem ich wieder an die große, lebensfrohe Dichtung glaube und auf sie hoffe, habe ich viel Langeweile von der ganzen norwegischen Literatur. Diese kleinstädtische, knausferige Art der lichtarmen Nordländer kommt mir vor wie eine Dichtung von Bettlern und Pastoren. Sie können alle so naturwahr und scheinbar aufrichtig schreiben, weil sie keine rauschende Begeisterung kennen und keine stürmende Phantasie haben; weil sie immer Grau in Grau leben, werden sie nüchtern reflektierend und vergessen, daß die größte Kunst ein heiliger Geistes- und Sinnenrausch ist.

Wann werden wir uns wiedersehen, lieber Richard, es sind so wenige, die ich so sehr schätze wie Dich.

Ich möchte gerne wieder etwas Neues von Dir lesen, ich habe lange darauf gewartet.

Grüße Deine liebe Frau von mir, ich freue mich, daß es ihr wieder besser geht.

U. grüßt gleichfalls.

Ich bin mit herzlicher Wärme

Dein Max

Grüße Przybyszewski, vielleicht sendest Du mir seine Adresse.

Ich habe keine Abschrift mehr von den «Ersten Menschen», könntest Du vielleicht einen Künstler in Deutschland finden für die Kandleisten. Vielleicht den Sattler. Ein junger Künstler heißt so, ich sah Dürerähnliche Bilder von ihm in der «Illustrierten Zeitung», er scheint kräftig und eigenartig zu sein.

Schliersee, Café Wendelstein, Juli 1895
Lieber Richard,

ich dachte mir, daß das Wetter Dich abhalten würde, noch eh ich Dein Telegramm erhielt. Es ist so eine alte Sage, die sich die Städter gewöhnlich erzählen, und Dir werden es auch Stadtphilister gesagt haben, daß das Gebirge im Regen ungenießbar sei. Aber das ist nicht wahr. Im Nebel und Regen ist die Bergwelt gewaltiger als beim faden blauen Sommerhimmel.

Das waren großartige Tage, diese letzten Regentage, jede halbe Stunde versanken die Berge oder stiegen wieder dunkel herauf, bald rauchten sie wie Krater, dann wieder war die Erde ein Nebelhimmel, und die dunkeln Bergkolosse schwebten noch in der Luft. Es waren entsetzlich grauenhafte und feierliche Bilder. Manchmal stand die Bergwand in einem Flammenmeer von Abendwolken, und man glaubte, von jeder finsternen Bergkuppe müßte ein Moses niedersteigen und die Gesetzestafeln zerschmettern; und die Wolkenfegen wehten wie der Bart Gottes.

Du hättest damals kommen sollen. Heute ist blauer, sonziger Tag und alles friedlich in blauer Sonne, es ist nicht mehr so gewaltig.

Ich hoffe doch noch, daß Du Ende der Woche hier sein wirst. Auch das Bauerntheater ist nicht so übel. Man kann billig leben hier, ich zahle monatlich sechzig Mark für Pension, Essen und Zimmer.

«Jesus und Psyche» ist für mich eines Deiner mächtigsten Gedichte. Ich freue mich, Dir noch mündlich zu danken für Dein Buch.

Auf fröhliches baldiges Wiedersehen!

Dein Max

An einen der würzburger Jugendfreunde

Stockholm, Tegnérgatan 34/II,
Sonntag, 8. September 1895

Mein lieber R.,

ich erhielt aus Schliersee Deine Karte von Montevideo nach Würzburg und von dort hierher nachgeschickt. Seit

Mitte August bin ich hier. Vorher war ich vierzehn Tage in Würzburg. Ich sah in Berlin Unter den Linden in einem Schaufenster auf einer Schiffskarte täglich, wie Dein Schiff vorwärts fuhr; und wie es in Montevideo ankam, freute ich mich. Ich war acht Tage in Berlin. Deine Karte an U. bekamen wir zuerst. Wir konnten uns gut vorstellen, wie herrlich es dort in Süd-Amerika sein muß unter all den schönen Menschen. Wir beneideten Dich sehr, und besonders um die lange stimmungsstarke Seereise.

Heute weiß ich gar nicht, wo Du bist. Ich nehme natürlich an, daß Du soeben auf der Rückfahrt im Ozean schwebst. Und daß Du, wenn Du diese Zeilen erhältst, fröhlich und gesund in Hamburg angekommen bist. Schreibe uns gleich, wie es Dir geht, und ob der jähe Klimawechsel Dir nicht geschadet hat.

Deutschland war für mich recht angenehm auf ein paar Wochen. Jetzt freue ich mich, wieder fremde Sprache um mich zu hören. Aber das ist mir auch schon beinahe zu bekannt hier, ich möchte wieder ganz neue, fremde, seltsame Reiseindrücke haben, so wie Du sie hattest. Aber ich muß erst Geld verdienen, um dies ausführen zu können.

Ich arbeite an einem Drama. Mein Gedichtbuch wird in München zu Weihnachten erscheinen. Ich sende Dir einen Artikel aus der «Zeit» (Zeitschrift in Wien), in der Bahr über mich geschrieben hat. «Colour music» heißt der Titel. Bahr selbst traf ich mit seiner jungen Frau in Schliersee. Allmählich beginnt man «Ultra Violet» zu verstehen.

Vom «Pan» sind zwei Hefte erschienen. Im Oktober-Heft kommt die Dichtung von mir.

Nun, lieber R., erzähle mir bald, was Du jetzt vorhast. Wo Du leben wirst, in Deutschland oder wieder auf Reisen; dann möchte ich mit. Ich freue mich sehr auf Deine Briefe. Ich umarme Dich herzlich.

Dein Max

An Richard Dehmel

Wisby, 2. Oktober 95

Lieber Richard,

seit zwei Tagen bin ich hier in der alten Ruinenstadt am Meer. Durch dicken Herbstnebel bin ich in einem halben Tag

und einer Nacht herüber gefahren durch acht Jahrhunderte und bin in Gotland aufgewacht im zehnten Jahrhundert.

Rings um mich stehen in herber Gotik die schwarzen unbewohnten Höhlen der Dome und Klöster; aus den roten und gelben Herbstgärten ragen die dunkeln Steingerippe. Ich gehe durch die kleinen winzigen Gassen über das uralte beulige Pflaster. Selten ein Wagen, selten ein Mensch; die Häuser stehen geduckt unter den Ruinen in zerfallenen Gärten, über den niedern roten Dächern schweben die Schiffe draußen auf dem Meer.

Heute ist Westwind, die See stürzt und kocht. Mein Zimmer liegt in einem Garten hart an der Stadtmauer, dahinter sehe ich die offene Horizontlinie des Wassers. Man wird so groß, wenn man über das freie Meer sieht. Riesige Gestalten der Wolken ziehen über die Wasserbühne, die Winde und die Brandung halten Monologe. Ich denke an Dich und spreche in Gedanken herzlich mit Dir.

Dein Max

In acht Tagen wieder Stockholm, Tegnérgatan 34/II.

Stockholm, Oktober 1895

Lieber Richard, ich danke Dir herzlich für Dein Buch. Ich erhielt es gestern Morgen im Bett, ich las es gleich liegend und stand erst um zwölf Uhr auf, als ich damit fertig war. Ich habe es so gelesen, wie Du es mir empfohlen hast, aber ich hätte es auch ohne diese Empfehlung mit ganzem Herzen gelesen. Ich wußte aus Deiner Erzählung im Sommer, daß es eines jener Dramen war, die man schreibt, weil sie kitzeln wie heilende Wunden. Du hast eine vorzügliche Komposition in diesem Drama. Als ich es durchgelebt hatte, kreuzten sich zwei Gefühle in mir, Bewunderung für die eiserne Kraft, mit der Du das nackte Leben geschildert hast, und Ekel vor der Brutalität des Lebens. Aber das Ganze hat doch so hart und kalt auf mich gewirkt.

Warum konnte man für keinen Deiner Menschen in Feuer und Blut kommen, so daß man es mit Tränen in den Augen und im Herzen hätte beklagen müssen, daß er litt!

Hättest Du nur eine lyrische Szene zwischen Peter und

seiner Braut gegeben, so hätte ich bei ihrem Tod mehr empfunden als ein bloß allgemeines menschliches Mitleid. Keine Person wurde mir lieb in diesem Drama. Sie gingen wie Straßenmenschen halbwarm an mir vorüber. Wären die beiden Brüder ein Mann gewesen, so hätten sie wohl stärker gewirkt, als getrennt in zwei halbe Menschen.

Du erzähltest mir einmal, daß Deine Verlobung in einem Park, bei Gewitter und Blitz, unter einem Baum geschehen sei.

Ich erwartete immer, daß wenigstens eine liebeserhitzte Stelle in diesem Drama vorkommen sollte, so ungefähr, wie Deine Verlobung war. Ich fürchte mich vor dieser Kälte, mit der Du geschrieben hast. Ich glaube, Du hättest warten sollen mit diesem Drama, bis Du ganz über Deiner Vergangenheit standest und nicht bloß die Qual alter Schmerzen beichten, sondern auch das Glück vergangener Freuden mitteilen könntest.

Ich war erstaunt über den Aufbau, über die gute Steigerung der Akte. Besonders gut finde ich, daß nach dem Tod der Braut noch gesteigerte Kraft für zwei Akte bleibt. Ich glaube, das ist ein dramatisches Meisterstück, diese Schlußsteigerung. Ich kannte Dich bisher nur als Lyriker, ich glaube trotz aller meiner Kritik, daß das Drama stark und fesselnd auf das Publikum wirken wird. Daß es bald angenommen wird, glaube ich ebenso. Habe nochmals herzlichen Dank.

Ich arbeite an meinem Drama «Phallus» am ersten Akt. U. hat sich vor vierzehn Tagen verlobt. Herzliche Grüße.

Dein Max

Stockholm, 12. November 1895

Lieber Richard, Deine Karte neulich war so traurig verstimmt geschrieben, aber Dein letzter Brief war erfreulich, er war ganz warm von Eifer. Ich antworte erst heute, da ich heiliegende Manuscripte, Gedichte von U. und vier Erzählungen von mir, erst reingeschrieben habe.

Für ruhige, harmonieliebende Kunstaugen wird der Titel «Marabu» nicht angenehm sein, aber er paßt in unsere Zeit;

doch macht es mich traurig, wenn ich denke, daß sich Dichter ihrer Zeit unterwerfen und nicht offenen Widerstand leisten.

Ich habe keine Ahnung, was mit dem «Pan» passiert ist. Ich hörte nur von einem Wechsel der Vorstände. Ich würde gerne wissen, ob er noch existiert. Ich habe in den letzten Wochen zweimal wegen meiner «Schwarzen Sonne» angefragt, aber keine Antwort bekommen. Ich sandte die Dichtung bereits im Juli ein.

Beifolgenden Brief an Dich schrieb ich gleich nach Lesung Deines Dramas. Entschuldige, er ist aus Versehen in meinem Schreibtisch liegen geblieben.

Von Würzburg aus wirst Du in diesen Tagen ein Buch Gedichte im Manuscript erhalten, ich hatte Dir daraus vorgelesen in Schliersee. Drei Monate lag seitdem das Manuscript im Rupprechtschen Verlag in München. Ich will die Druckkosten nicht bezahlen, deshalb nimmt er es nicht und sendet es jetzt zurück.

Willst Du Dir davon aussuchen, was Du für den «Marabu» verwenden willst?

Strindbergs Adresse kann ich Dir in den nächsten Tagen senden, ich werde seinen Bruder treffen. Von den Schriftstellern hier weiß keiner sicher, wo er sich momentan aufhält.

Levertin möchte ich Dir nicht empfehlen; jetzt wo ich besser schwedisch verstehe, kommen mir auch Heidenstams Gedichte nur als gute Salonartikel vor; aber ein freier, selbständiger Dichter ist er nicht. Neben Strindberg wirkt er kleinlich und glatt. Ich sende Dir ein paar Übersetzungen von U. mit. Er ist der einzige, der neben Strindberg stehen kann. Nur ist er viel mehr Adler, gegen den grausamen Strindbergschen Geier.

Habt Ihr schon eine Einbanddecke für den «Marabu»? Ich möchte Euch raten, Euch nach Kopenhagen zu wenden, an den Gyldendalschen Verlag. Hier sind herrliche dänische Bücher ausgestellt. Tiere und Pflanzen originell zu stilisieren, verstehen die Dänen ebenso gut wie die Japaner. Aber der Vorteil ist, daß sie unsere germanische Tier- und Pflanzenwelt benützen. Laß Dir auch einmal den illustrierten Katalog der Königlichen Porzellanmanufaktur in Kopenhagen senden. Es ist jetzt das formenschönste und stimmungsvollste Porzellan der Welt.

Ich danke Dir, daß Du mein Drama nach München sandtest.

Auf baldiges Wiedersehen, herzlich

Dein Max

H. Gorters Gedichte, welche ich aus dem Holländischen übersezte, hat Bierbaum. Er wollte sie für den «Pan» haben. Ich habe leider keine Abschrift. – Ich wünsche Euch Glück, daß der «Marabu» ein stolzes Buch werden möchte.

D. M.

An einen der würzburger Jugendfreunde

Stockholm, November 1895

Lieber N., ich gratuliere Dir warm zu Deiner Rückkunft und zu dem Weltereignis, zu Deinem fertigen Buch.

Zwei Briefe von mir liegen in Hamburg. Der eine, geschrieben im September, ist erst mit dem zweiten, geschrieben im Oktober, abgegangen, und beide sind angekommen, als Du eben nach Freiburg gereist warst. Ich erfuhr das jetzt erst vor ein paar Tagen durch eine Karte mit Rückantwort, die ich an Deine Mietleute schrieb. Aber sie wußten nicht, wohin Du gereist warst, und meine Schwester erwähnte ebenfalls nur kurz, Du habest nach mir gefragt, aber wo Du seist, sagte sie nicht.

Den versprochenen Brief aus Süd-Amerika habe ich nicht erhalten, nur die Postkarte.

Inzwischen hat sich manches geändert. Ich bin in diesen Tagen mit meiner Abreise von hier beschäftigt. Ich reise am ersten oder dritten Dezember nach Paris.

Im September hat sich U. verlobt. Wir machten darnach eine Reise nach der Insel Gotland. Dort waren wir im uralten Wisby bis Mitte Oktober.

Natürlich dachten wir viel an Dich, wir wurden ängstlich, daß Du Deine Ankunft nicht meldetest. Du hättest lieber manchmal schreiben sollen, aber wir konnten wohl verstehen, daß die Reise viel zu schön war, um dabei alte Gedanken niederzuschreiben. Deine neuen Gedanken bieten das Größte. Willst Du nicht Eingehenderes darüber mitteilen? Eh Du abreist, möchte ich Dich noch ein Mal sehen und mit Dir sprechen über alles, was wir seit unserm letzten Zu-

sammensein gedacht haben. Du kannst das möglich machen, der Umweg über Paris nach Hamburg ist nur eine Ausgabe von ein paar hundert Mark. Und das ist es vielleicht wert, das Wiedersehen und – Paris.

Wenn Dein Buch erscheint, laß mir zehn bis zwanzig Exemplare senden. Ich will sie an Strindberg, Dehmel, Tolstoi und andere senden. So wird es mit einem Schlage über ganz Europa bekannt, und die Dichter und Künstler werden das Erhabene und Begeisterte Deiner Gedanken schneller erfassen als die gewöhnlichen Gelehrten, und Du bist sicher, daß das Buch nicht totgeschwiegen wird. – Wie ich mich freue auf den Tag, wo ich es in Händen haben werde!

In Paris werde ich Dich Strindberg vorstellen und Verlaine und einigen Malern aus Schweden. Wenn Du Weihnachten dort sein könntest, wäre es gemütlich, und wir könnten vielleicht acht Tage zusammen sein, wenn Du Ende Dezember nach Hamburg reisen mußt.

Antworte mir, wenn Du kannst, hierher, so bekomme ich Deinen Brief noch vor der Abreise.

Ich habe meinen Kehlkopf etwas erkältet und schreibe diesen Brief im Bett. Gestern habe ich den ganzen Tag geschwitzt, heute ist es besser. Ich denke in ein paar Tagen ganz frisch zu sein.

In der Dramatik habe ich mir seit letztem Winter Shakespeare als Vorbild genommen; er ist der einzige, der große Menschen schuf.

Im Januar erscheint ein Buch «Europäische Dichtung», in dem meine letzten Arbeiten erscheinen.

Zum Schluß will ich Dir noch herzlich zu Deinem verflossenen Geburtstag gratulieren.

Laß uns ein fröhliches Weihnachten zusammen feiern!
Ich umarme Dich warm, grüße Freiburg! Dein Max

Kopenhagen, Kolbjørnsensgade, 13/II,
31. Januar 1896

Lieber M., herzlichen Dank für Deinen Brief heute, und herzlichen Dank für die guten Stunden bei Dir! Ich kam ermüdet hier an, ich habe jetzt in dem stillen Zimmer hier

wieder Ruhe bekommen und lese Homer. Ich bin Dir innig dankbar, daß die verfluchten Sorgen in vierzehn Tagen etwas gelindert werden, wir werden es einrichten, alle einen Tag mit Dir bei der Durchreise zusammen zu sein, und sagen uns dann auf fünf Monate Lebewohl und auf Wiedersehen in Paris. Du wirst noch genaue Nachricht von mir wegen der Ankunft in Hamburg erhalten.

Ich umarme Dich herzlich.

Dein Max

Kopenhagen, 7. Februar 1896

Mein lieber N.,

ich wartete von Stunde zu Stunde. Kannst Du mir vielleicht telegraphisch mitteilen, ob das Geld schon hierher abgeschickt ist? Ich möchte es wissen, um in der Pension hier mein Zimmer zu kündigen und den Abreisetag zu bestimmen. Ich höre aus Stockholm, daß das kleine taube Fräulein Laurenz todkrank und von zwei Ärzten bereits als hoffnungslos aufgegeben ist. Die Brust ist vereitert, sie hat Wasser in den Füßen und kann bereits nicht mehr sprechen. Ich bin sehr erschüttert. Sie war so vorzüglich gut zu mir; und als ich Abschied nahm, war sie zwar etwas unwohl, aber ich dachte nie, daß sie so entsetzlich schnell sterben muß. Ich bin sehr traurig. — Ich kann mir denken, wie froh Du bist, Dein zweites Buch abgeschlossen zu haben, und gratuliere Dir herzlich. Ich werde wohl auf der Durchreise Dein erstes Buch in Empfang nehmen können.

Vielleicht können wir wieder einen so anregenden Spaziergang durch Hamburg machen, wie neulich zum Freihafen.

Hast Du nun bestimmte Ordre, wann Dein Schiff abgeht, und bist Du schon darauf gewesen?

Ich hoffe, sofort abzureisen, sobald ich das Geld in der Hand habe. Was Przybyszewski und seine Frau tun, ist noch nicht bestimmt. Ich glaube, sie werden ebenfalls an demselben Tag wie ich reisen. Ich soll herzlich grüßen von ihnen. Es ist wieder ein Buch «Im Malstrom» von ihm erschienen, vor acht Tagen.

Ich bitte Dich um schnelle Nachricht und grüße Dich herzlichst und dankbar

Dein Max

Jersey, Gorey-village, Bankdale,
12. Mai 1896

Lieber N., seit acht Tagen bin ich verheiratet. Richtig verheiratet in der Kirche zu St. Helier auf Jersey. Der goldene Trauring glänzt fröhlich an meinem Finger.

Deine beiden Briefe habe ich erhalten, den einen aus Port Said, den andern aus Singapore. Du bist jetzt wahrscheinlich schon auf der Rückreise. Ich begrüße Dich schon in Gedanken bei uns. Alle die letzten Monate seit meiner Ankunft in Paris bis zum 1. Mai waren mir eine lange Trauerprozession von Sorgen, Sorgen.

Paris war teuer und unser Geld in kurzer Zeit aus. Gustaf und ich hatten tagelang nichts zu essen, lebten in eiskalten Zimmern und konnten nirgends Geld erhalten. Ich dachte dabei viel an Dich, wie ruhig und sicher Du auf Deinem Schiff lebst; und als Dein erster Brief aus Agypten kam, war unsere Not so groß, daß ich im Bett lag, weil ich nichts zu essen hatte, und mich warm hielt durch Schlafen und Vergessen. Als ich endlich ein kleines Monatsgeld von zu Hause bekam, sagte ich zu Gustaf, er solle damit nach Würzburg reisen und meinem Vater eindringlich auseinandersetzen, daß er mir ein Jahresgeld geben müsse. Gustaf reiste, richtete aber nichts zu Hause aus, und ich saß nun allein und ganz ohne Geld in Paris. Da ließ mir James Reisegeld, ich fuhr nach Würzburg, sprach zwei Stunden mit meinem Vater, erhielt viertausend Mark und reiste wieder zurück nach Paris am gleichen Tag. Ich sandte davon tausend an Gustaf, er war in Berlin und kam wieder nach Paris. Nach vierzehn Tagen kam Annie Johansson nach Paris. Sie hat mir immer gefallen, und ich hatte meine besten Gedichte an sie gedichtet. Wir sahen uns ein paar Tage, verlobten uns, reisten hierher nach Jersey, und da wir uns anderthalb Jahre schon kennen, warteten wir nicht länger und heirateten gleich.

Jetzt wohnen wir auf Jersey in Gorey-village, einer kleinen Dorfstraße an der Küstenecke der Insel. Wir haben zwei gemütliche Zimmer. Der Salon mit drei Fenstern sieht hinaus auf das Meer, wie blaues Gas schwebt das weite Wasser, und der weiße Frühlingshimmel glänzt zu uns

herein. Morgens, wenn wir um neun Uhr frühstücken, ist es Ebbe, und die Sonne wärmt den gelben Strandsand. Eine große englische Burgruine liegt nahe an unserem Haus, und die Mauern und Felsen und Eichen stürzen senkrecht auf den Meeresspiegel. Unser Zimmer ist voll Pfingstrosen und frischem lila Flieder und kühlen Narzissen. Ich lebe ganz allein mit meiner schönen jungen Frau, und wir essen zu Hause und machen Spaziergänge am Meer und leben wie die Blumen nur von Sonne und Liebe. Wir sehen und kennen keine Menschen hier und fühlen als dritte Person nur die Ewigkeit bei uns, Gott.

Dein Buch wollte ich natürlich überall verbreiten, aber ich weiß nicht, was Pierson denkt, er sendet mir nicht ein einziges Exemplar, er antwortet mir überhaupt gar nicht. Ich warte Wochen und Monate darauf, aber er sendet mir nichts, er hat meine Adresse in Paris, aber er sendet nichts.

Ich bleibe noch einen Monat, also bis Anfang Juni, hier. Dann reise ich nach Paris. Ich hoffe wir sehen uns dort.

Ich danke Dir herzlich für Deine Briefe, ich wundere mich, daß der Orient in den Städten einen solch traurigen Eindruck auf Dich macht. Es sind dort doch uralte Kulturen, man muß also doch dort auch Menschen sehen, die ungemain vertieft und begabt und veredelt sind?

Ich freue mich auf Deine Mitteilungen über Japan. Und daß Du das Ewige auf der Meerreise so stark empfinden würdest, das fühlte ich voraus. Ich glaube, diese lange Reise hat Dich klar gewaschen – und Du wirst die neue Religion für die Massen schreiben können.

Annie läßt Dich grüßen, wir freuen uns, Dich bald bei uns zu sehen, wenn wir wieder in Paris sind.

Glückliche Reise und auf ein frohes Wiedersehen!

Herzlich

Dein alter Max

Ferney, Gorey-village, 30. Mai 1896

Vor ein paar Tagen erhielt ich Deinen Glückwunschbrief und gestern einen Brief aus Paris nachgesandt mit Deinem Bild und Buch. Meine Frau läßt Dich grüßen und war erfreut, Dich zu sehen.

Wir sind mitten im Abreisetrubel, morgen Sonntag reisen wir leider schon. Wir wohnten drei Wochen herrlich am Meer. Die Insel blühte tropisch reich und ist voll uralter Gärten und Ruinen. Feigen- und Kampfer- und Kamelienbäume, dazu die See mit ihrer riesigen Ebbe und Flut.

Aber jetzt muß ich allein nach Petersburg reisen, um Vermögensangelegenheiten zu ordnen. Wir reisen über Würzburg, und meine Frau erwartet mich in München nach acht Tagen zurück. Es ist grausam für uns, aber diese russische Reise muß sein.

Vielleicht sehen wir Dich mal bei uns zu Gast, wenn wir in München leben. Wir sind noch nicht ganz entschieden, ob wir dortbleiben. Meine Frau ist ebenso wie ich immer viel gereist, sie kennt Italien, London, Paris, aber nur wenig von Deutschland. Sie spricht deutsch am schlechtesten, und deshalb wählte ich eine deutsche Stadt zum Aufenthalt.

Ich sende Dir ein paar Bilder, sie sind wundervoll ähnlich, die Kleider nämlich, die Gesichter sind etwas mißgeboren, aber das schadet nichts in England.

Meine Frau hat rotes Haar und grüne Augen, aber ihre Seele ist tiefblau.

Grüße Deine Verwandten freundlich von mir! Meine Frau ist entzückt über Deinen herzlichen Brief, und sie sagt eben, ich soll richtig herzlich grüßen.

Habe noch Dank für Dein Buch!

Dein Max

Paris, rue Boissonade 6, Boulevard Raspail,
Sonnabend, 20. Juni 1896

Lieber N., ich erhalte eben erst Deinen letzten Brief aus Port Said. Er hat in Würzburg gelegen. Ich bin herzlich erfreut, daß Du zurückkommst. Ich erwarte Dich natürlich hier bei uns. Ich habe mit meiner Frau ein kleines Atelier gemietet, und es ist ein Zimmer dabei, so daß Du bei uns wohnen kannst. Wir freuen uns beide sehr auf Dich. Wir hoffen, Du telegraphierst die Stunde Deiner Ankunft, wir holen Dich dann fröhlich vom Bahnhof. Es wird Dir hoffentlich auf dem Rest Deiner Reise gut gegangen sein, und Du warst nicht mehr krank. Wir hoffen ein paar frohe Tage mit Dir zu erleben.

Herzlich willkommen bei uns! Sei herzlich begrüßt von
meiner Frau und umarmt von Deinem Max

An Richard Dehmel

Paris, rue Boissonade 6, Boulevard Raspail,
13. August 1896

Lieber Richard, U. gibt in Schweden ein Buch heraus «Dichter, welche kommen», Übersetzungen aus dem Deutschen, Englischen, Französischen. Möchtest Du einige neue Gedichte von Dir senden. Von Frankreich sind dabei: Pierre Louys, Griffin, von Holland: Gorter, Berven, von Deutschland: Du, Hoffmannsthal, Stefan George und ich, von anderen noch: Walt Whitman, Przymiski.

Bitte, sende möglichst bald. Das Buch soll womöglich Ende dieses Monats zum Druck kommen. Verleger ist Per Lamm hier, ein schwedischer Buchhändler in Paris.

Ich danke Dir freundlich für Deinen letzten Brief. Natürlich tat es mir sehr leid, Dich nicht in Berlin getroffen zu haben. Nun bleibe ich leider auch nicht mehr in Paris. Ein Amerikaner, James Durand, gründet eine Künstlerkolonie am Genfer See bei Montreux. Maler, Musiker, Dichter sollen jeder ein Stück Land kaufen und ein kleines Haus und ungezwungen mit ihren Familien nebeneinander leben, jeder nebenbei mit einer Liebhaberei beschäftigt, mit Taubenzucht oder Blumen oder Bienen.

Er veröffentlicht eben einen Artikel darüber in den amerikanischen und englischen Zeitschriften, ich will die Übersetzung davon nach Deutschland senden. Er ist Maler und Bildhauer und studierte in den letzten Jahren die Kabbala. Er wünscht, daß die Kolonie weder Chef noch Oberhaupt haben soll, daß nur Menschen zusammenleben, die es selbstverständlich finden, meinungsfrei zu leben, und die sich nicht an der Verschiedenheit des andern stoßen, sondern an ihr stärken.

Nur intelligente junge Künstler, die der ernstesten brotlosen Kunst angehören, sollen zusammen leben in großer Natur, in der Nähe einer Stadt. Dafür ist die Lage bei Genf günstig, am See und gegenüber dem Mont Blanc und bei den Eisbergen von Savoyen.

Wahrscheinlich reise ich in der nächsten Woche mit meiner Frau schon nach Lausanne. Anfang Oktober kommt Durand mit seiner Frau. Wenn sich nur einige bis dahin zusammenfinden, so hoffen wir, die Idee wird sich bald verbreiten. Willst Du mir Deine Ansicht darüber schreiben?

Solltest Du nach Paris kommen, so wird U. wohl noch hier sein und Dir die «Kleine» Stadt zeigen. Seine Adresse ist:

Rue de l'abbé de l'épée 14,
Maison meublée.

Dieses Hôtel würde ich Dir empfehlen, es ist anständig und billig und ein Absteigequartier der meisten skandinavischen Schriftsteller. Sehr leid tut es mir, daß ich nicht mehr hier bin und nicht Dich und Deine Frau bei uns sehen kann, wie ich hoffte. Aber vielleicht wird das am Genfer See sein.

Ist Dein Buch erschienen? Ich danke Dir im voraus. Meine Frau grüßt mit mir. Herzliche Umarmung!

Dein Max

An einen der würzburger Jugendfreunde

Paris, 24. April 1897

Ich habe Dir nicht schreiben können, weil mich Dein letzter Brief teilweise schmerzte, und weil unsere Ansichten nicht mehr wie früher harmonieren. Ich habe einen schweren Winter gehabt, voll großer Unzufriedenheit mit meinen Gedanken, trotzdem mein äußeres Leben glücklich war. Vor drei Wochen bin ich auf einem Frühlingsspaziergang in der Mitte des Weltalls angekommen, das heißt, ich weiß, daß jedes Leben der Mittelpunkt des Universums ist, und jedes Leben kann sagen: «Ich bin alles.» Ich sage mir dieses nicht nur als eine philosophische Phrase, sondern ich versuche mich in die Verwirklichung einzuleben. Ich betrachte meinen Körper, den fünf bis sechs Fuß hohen Menschen an mir, nicht mehr als mein einziges Ich. Er ist mir dasselbe wie Du oder ein anderes Lebewesen. Ich versuche meine Sinne dazu zu zwingen, keinen Körperschmerz stärker zu empfinden als die Schmerzen, die man mir erzählt, und ebenso die

Freuden. Ich verlasse also meinen Körper und lebe in der Mitte des Weltalls. Jedes Ding, das mir begegnet, bin ich selbst, indem ich die Freuden und Leiden aller Leben gleichmäßig stark wie die Freuden meines Körpers empfinde. Es ist dieser Zustand jener unendliche Empfindungszustand gleichmäßiger Glückseligkeit, da ich meinen Körper nicht mehr stärker als eine Erzählung empfinde. Ich töte meine Sinne nicht ab, sondern ich liebe sie nur nicht stärker, das heißt, ich höre ihnen nicht stärker zu als den Sinnen der Umgebung. Indem ich so lebe, fühle ich mich weltallgroß und unsterblich. Denn da ich diesen Empfindungsgrad annehme oder habe, alle Dinge als mein zu fühlen, so bin ich ewig lebend, wenn auch mein Körper vergeht, der jetzt nur der Milliardenteil meines Ichs geworden ist. Es schmerzt mich nicht mehr im Sterben, als wenn ich Pflanzen oder Freunde um mich sterben sehe.

Max

An James und Theodosia Durand

(Englisch geschrieben)

Paris, Hotel de la Haute-Loire,
Boulevard Raspail 203, 3. Mai 1897

Unsere lieben James und Theodosia,

wir haben heute euren Brief aus Atlanta bekommen, worin ihr uns über Mexiko berichtet. Ich bin überzeugt, daß dies der richtige Platz ist. Mexiko liegt im Mittelpunkt der Welt. Wir haben die Ozeane auf beiden Seiten nah genug, um von den Geistern der beiden Meere befruchtet zu werden, und wir können nach dem Westen sehen bis Asien und Australien, nach dem Osten über den Ozean bis Europa und Afrika. Nach den anderen beiden Himmelsrichtungen sehen wir Nord- und Südamerika.

Dieses Mexiko ist der wirkliche Mittelpunkt der fünf Kontinente. Es ist eine heilige Erde für die Kunst; es hat heilige Wurzeln für die neue Kunst. Das rote Herz, das ihr gesehen habt, ist das Herz des Weltalls, und dies Herz ist in uns, in allen Sonnen, in allen Planeten und in der Erde. Und nun heißt es, dieses Herz der Welt zu finden, und dieses Herz

ist Mexiko. Ihr habt es schon gefunden. Ihr habt mir immer gesagt, daß Mexiko zu heiß sei. Für eine tiefe und ernste Kunst kann wohl keine noch so große Hitze ein Hindernis sein. Die Abende und Nächte auf den Bergen werden uns große Eingebungen schenken, und wir werden von den Bergen auf die Erde niederblicken wie Könige im Reich der Kunst. Und wir sind dann Kinder vom Herz des Weltalls. Ich kann mir auf diesen Bergen nur große Bauten und breite einfache Architektur und große Statuen denken. Und dort kann nichts Kleines sein.

Wir wollen alle zusammen Harfen haben, und wir wollen alle zusammen dichten und alle zusammen arbeiten an den großen Statuen und Malereien.

Das Zeichen, von dem Ihr in Eurem heutigen Brief schreibt, ist wohl das Zeichen der Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Und es ist das alte heilige Steinzeichen der Azteken, des Urvolks von Mexiko. Und wir wollen dort zusammen anfangen, eine neue Sprache auszudenken, und wollen die Gründer eines heiligen, einfachen Volkes werden.

Auch wir hatten Geldschwierigkeiten. Und augenblicklich habe ich nur fünfzig Centimes in der Tasche. Aber wir empfinden es nicht als etwas Schlimmes. Es ist nur wie ein Wolfenschatten. Sobald ich Geld bekomme, um nach Würzburg zu reisen, will ich das tun, und es wird für uns alle bald gut werden. Ich kann den Tag nicht angeben, wann ich Euch Geld werde senden können. Aber ich hoffe das Beste. Ich tue alles, was ich kann, und ich hoffe, Gott wird uns helfen. Ich glaube, ich werde vor dem 8. Mai Geld bekommen, um nach Würzburg zu gehen, und dann, binnen nicht allzu langer Zeit, wird mir ein Teil meines Vermögens ausbezahlt.

Sobald ich eine größere Summe habe, sende ich Euch Geld, und ich reise von hier direkt nach Vera Cruz, und von dort aus wollen wir uns treffen. Gebt Eure Adresse auf dem Konsulat der Vereinigten Staaten in Mexiko ab, wenn Ihr nach Mexiko kommt, und gebt Eure Adresse auch auf dem Konsulat in Vera Cruz ab.

Annie und ich grüßen Dich und Theodosia herzlich. Auf Wiedersehen im Land des Herzens!

4. Mai

Ich habe heute von dem norwegischen Maler Munch Geld bekommen, so daß ich heute Abend nach Würzburg reisen kann. Annie wartet in Paris, bis ich zurück bin.

Ich las gestern in einem französischen Buch, daß Mexiko jetzt in sehr rohen Händen ist, aber wenn es eine Bevölkerung bekommen würde, die verstünde, dieses fruchtbare Land zu bearbeiten, dann könnte Mexiko das verheißene Land des Glücks werden.

Wenn Ihr vor uns nach Mexiko kommt, dann, bitte, spricht kein Wort von der Kolonie zu irgend jemand, denn die Spanier würden sich, ihrem Charakter nach, zu uns armen Künstlern sehr hochmütig zeigen. Ich glaube, wir müssen am Anfang leben wie die Nomaden in den Bergen. Wir müssen zuerst hoch hinaufgehen und dort in den wilden Gegenden auf dem Pferderücken leben. Und wir wollen nur wenig Land kaufen und ganz klein anfangen und ganz für uns leben und ganz einsam Marmorwerke machen und Malerei und Musik, nur den Göttern und uns Bieren zur Freude und sonst niemand. Nach einigen Jahren wird die Welt zu uns kommen, uns zu hören und zu sehen. Aber am Anfang sollen wir uns nicht um die Welt kümmern, bis wir ganz starke Berg-Künstler sind.

Wollt Ihr Eure Adresse nach Vera Cruz schreiben und auch nach der Stadt Mexiko. Ich möchte nicht mexikanische Familien aufsuchen. Unsere Herzen werden uns die rechten Wege in diesem neuen Land zeigen, das jetzt unser Vater und unsere Mutter sein wird.

Ich küsse Euch, meine großen Freunde.

An B. Bäck

Stadt Mexiko, 10. Juli 1897

Sie lieber Mensch, Sie, wir fuhren von Pouldu am 11. Juni über St. Malo nach Southampton und von dort mit dem Norddeutschen Lloydsschiff «Luitpold von Bayern» nach New York. New York ist entsetzlich. Nachdem wir zehn Tage eine sehr kalte Seefahrt ohne Seekrankheit hatten, wirkte dieses New York noch kälter als der Ozean.

Alle Riesenturmhäuser sehen aus wie babylonische Kassenschränke, und man fühlt keine Menschen, nur rastlose Elektrizität und maschinenartige, menschenähnliche Zahlen und Buchstaben. Es ist unheimlich still in New York. Die elektrischen Wagen und die elektrischen Menschen fliegen lautlos und herzlos aneinander vorüber.

Von New York reisten wir nach zwei Tagen weiter mit dem Dampfer «Concho» nach Vera Cruz. Das dauerte neun Tage. Meistens schönes blaues Wetter und vom heißen Himmel strömende Hitze.

In Habana blieben wir einen Tag. Es sieht vom Wasser gesehen wie das weiße Venedig aus. Die Häuser leuchten und glühen weiß, und die Küste ist flach und grau grün, ohne Papageien, ohne Tabak, aber voll von gelbem Fieber und Pocken, und am Abend brennen die Plantagen, die von den Insurgenten angesteckt werden, und Kriegsschiffe und Gefangene liegen im Hafen.

Dann Vera Cruz, ebenso leuchtend, mit spanischen Kathedralen und drei Palmen am Hafeneingang. Aber drückend heiß, mit lähmend stiller Fieberluft. Wir blieben nur ein paar Stunden und nahmen die Eisenbahn nach der Stadt Mexiko. Und nun war das ein sonderbarer Einzug in das Zukunftsland*. Die braunen Indianer standen da, wie aus alten Gräbern gekommen. Schwarze Geier zogen mit uns und verwirrte einfarbig grüne, unendlich grüne Wälder. Und immer wieder Indianer mit unheimlichen Nachtaugen an allen Stationen. Mir ist, als sei ich in ein teuflisches Land gekommen, und als könnten hier alle Menschen zaubern und töten.

Der Eisenbahnzug war voll von internationalen Abenteurern. An den Fenstern des Coupés zogen die üppigsten Palmen und Kakteen, Kaffeebäume und Bananen mit wilden Grimassen vorüber. Dabei stürzte ein rasender tropischer Regen herunter, und ungeheure Wolkenleiber hingen auf den Kratern und in den Schluchten. Die Eisenbahn flog über Abgründe, schoß an den Bergen fast senkrecht hinauf und glitt um Ecken und Windungen. Es war wie eine Herenfahrt.

* Siehe den Roman «Raubmenschen».

Wir mußten unterwegs übernachten und wurden von einigen Abenteurern unangenehm belästigt und betrogen und sind heute noch nicht sicher davor, von ihnen hier in der Stadt verfolgt zu werden.

Erst am nächsten Abend kamen wir in Mexiko an. Wir haben noch keine Nacht ruhig geschlafen, da diese zudringlichen Kerle, die bei uns viel Geld vermuten, immer hinter uns her sind. Wir haben schon das Hotel gewechselt, da sie uns nachkamen, und wir wissen nicht, wie das enden wird.

Durands habe ich noch nicht angetroffen. Wir sollten sie hier finden, aber es ist, als ob sie verschwunden seien. Wir haben telegraphiert, und das Telegramm kam zurück. Sie sind nicht zu finden. Wir waren auf den Konsulaten, aber niemand kennt sie. Sie sollten Briefe an uns postlagernd hieher senden, aber nichts ist da. Ich glaube, die Kerle, die meinen Namen wissen, haben die Briefe abgeholt. Wir sind nun fast den ganzen Tag in Unsicherheit in dieser unheimlichen Stadt.

Die Eingeborenen, die Häuser, alles ist ziemlich spanisch und wild und gibt viel Stoff zu Dichtung und Phantasie. Aber die Menschen, die Europäer hier, sehen alle schlecht, dämonisch und liederlich aus. Die Restaurants, die Wagen, die Promenaden sind wie in Europa. Nur wilder, ungepflügter und tropisch reicher.

Wir machen jeden Nachmittag eine Spazierfahrt auf der großen Wagenpromenade «La Reforma», einer breiten Allee mit teuflisch roten Bäumen, die nach dem stundenweiten alten aztekischen Königsschloß «Chapultepec» führt. Unterwegs stehen am Abendhimmel die schneeweißen Vulkanke am Horizont und viele bleiblaue Krater und Berge weit im Gürtel um das meilenweite Tal.

Es ist Regenzeit hier, und während ich schreibe, stürzt der Regen, der jeden Augenblick kommt und verschwindet. Sie nennen dies ihre Winterzeit. Es ist lauwarm und angenehme Temperatur, und wir sind in warme Kleider gekleidet. Die Sommerzeit beginnt im November. Dann wird es fünf bis sieben Monate fast regenlos, mit immerblauem Himmel und zarter, warmer Luft. Eingeborene und Vegetation sind befriedigend, aber es ist so viel anderes Unangenehme hier, daß ich dies nicht allein überwinden kann, um die Kolonie

zu gründen. Wären wir sechs Männer, dann wäre es besser.
Ich grüße Sie und alle lieben Freunde. Wenn es sich nicht
ändern läßt, kehre ich bald zurück.

Ihr Max Dauthenden

An „The Macmillan publishing Co.“

Mexiko, 12. Oktober 1897

Ich frage an, ob Sie sich für ein größeres Unternehmen
interessieren.

Ich will mich Ihnen zuerst vorstellen und sende Ihnen bei-
folgend vier von meinen Büchern.

Ich bin deutscher Schriftsteller und habe in Europa in
Petersburg, Berlin, München, London, Stockholm, Paris,
Venedig und Sizilien Literatur, Malerei und Musik stu-
diert. Ich kam vor kurzer Zeit von Paris nach Mexiko, um
die Kunst der alten Azteken zu sehen.

Ich will ein Werk in sieben Büchern, betitelt «Urkünstler
der Erde», herausgeben.

- I. Buch der Azteken,
- II. Buch der Japaner,
- III. Buch der Chinesen,
- IV. Buch der Inder,
- V. Buch der Perser,
- VI. Buch der Ägypter,
- VII. Buch der Griechen.

Ich werde das Buch so schreiben, daß der Leser unter jedem
der Urvölker einige Zeit künstlerisch zu leben meint. Ich
werde die Urschönheit des Geistes und der Natur jedes Lan-
des darstellen.

Ich werde jedem Buch eine Mappe großer photographi-
scher Kunstblätter der Natur und der Kunstwerke des Landes
beilegen, eine Mappe Gedichte und eine Mappe von der Ur-
musik des Landes. Nur das Beste und das Lieffste, was
jedes Volk geschaffen hat, und die erhabensten Szenerien
des Landes.

Ich frage an, ob Sie den Verlag dieses Werkes überneh-
men wollen. Die Manuskripte sende ich Ihnen in deutscher
Sprache und gebe Ihnen das Übersetzungsrecht für alle

Sprachen. Ich wende mich an Sie, weil ein amerikanischer Verleger stärkere Unternehmungskraft hat als die Verleger in Europa.

Ich sende Ihnen einige von meinen bis jetzt erschienenen Büchern, um Ihnen einen Eindruck meiner Schreibweise zu geben.

Ich rechne als Arbeitszeit für jedes Buch: ein halbes Jahr in Mexiko, ein Jahr in Japan, ein halbes Jahr in China, ein Jahr in Indien, ein halbes Jahr in Persien, ein Jahr in Agypten und ein Jahr in Griechenland. Und ich werde nach Ablauf des Jahres oder des halben Jahres aus jedem Lande Ihnen sofort das vollständige Buch des Landes senden.

Ich will mich nicht damit abgeben, eine banale Reisebeschreibung zu liefern, sondern ein Kunstwerk ersten Ranges, in dem ich das Interessanteste und Tiefste der Künste jedes Landes bringe, weil ich Dinge sehen und hören werde, die nie vorher beachtet wurden, das Beste in Malerei, in Architektur, Dichtung, Musik und Dramatik.

Ich verlange für jedes Buch mit Illustrationsmappe, Gedichtmappe und Musikmappe zehntausend amerikanische Dollars, und vom Verkauf der sieben Bücher einen Prozentsatz, den ich Ihnen zu bestimmen überlasse.

Ich beanspruche einen Kontrakt auf sechs Jahre vom Oktober 1897 bis Oktober 1903. Ich verpflichte mich, nach Ablauf der festgesetzten Zeit das letzte Buch zu liefern, wenn Sie sich verpflichten, die Hälfte, also fünftausend Dollars zur Arbeit jedes Buches, vor auszubezahlen und die anderen fünftausend Dollars bei Ablieferung jedes Manuskriptes.

Wollen Sie sich näher über meine Person erkundigen, so wenden Sie sich an das deutsche Konsulat in Mexiko.

Max Dauthenden

An einen Unbekannten

Berlin, Januar 1899

Lieber Freund,

Wahrscheinlich bin ich bald in Paris, wo man leichter unsichtbar leben kann als hier. Immer sagt mir die Mutter=

sprache, wie gut es ist, Brot zu verdienen, aber das fremde Land sagt: «Ich mache dich einsam, damit du deinem Ideal nachleben kannst.» Dafür muß man dann auch mehr leiden, aber man ist nicht untreu gegen sich selbst.

Wie ich Dir von Würzburg aus sagte: es ist mir nicht bange. Wenn ich Gott treu bin in der Kunst, wird mich auch der Gott im Leben nicht verlassen. Oder tut er es doch, dann soll ich eben zu ihm kommen, und das ist dann wahrscheinlich auch notwendig.

Ich wollte Dir nur noch ein Mal sagen, daß ich Dir danke für alle frühere Hilfe, womit Du mir so viel und reichlich geholfen hast. Aber alles hat seine Grenzen, und jetzt wo Du Dich so stark und glücklich entwickeln mußt, freue ich mich, daß es Dir gut geht. Ich darf auch im März nichts mehr von Dir annehmen, das wäre nicht gut. Laß uns nicht mehr darüber sprechen.

An Korfiz Holm

Paris, Boulevard Raspail 203,
Karfreitag 1904

Lieber Herr Holm,

nehmen Sie und Ihre liebe Frau herzliche Ostergrüße von uns, und wir wünschen, daß Ihnen der dickste Glückshaf' über den Weg springen möge und direkt in den Schoß. Dafür senden Sie uns bitte einen tüchtigen münchner Salvator-
rausch.

Ich freue mich, daß der «Balzer» gefallen hat, und hoffe von Langen das Beste. Es war so freundlich von Ihnen, daß Sie mir gleich geantwortet haben, ich danke Ihnen herzlich dafür. Ich glaube, daß das Buch, weil es ein Bänkelsang und kein zu ernstes Gedicht ist, ein Publikum, ein Kauf-
lustiges, finden wird.

Hier in Paris ist jetzt im ganzen Winter gar nichts wirklich Neues, weder in Buchform noch auf der Bühne, gewesen. Es ist auch gar kein Zeitstrom in der Luft, wie früher. Das einzig Amüsante sind die vielen Mordtaten täglich, so viel

Morde* wie in diesem Winter hat es noch nie gegeben. Ich schneide mir mit großem Genuß besonders alle Liebesmorde aus den Zeitungen. Es sind die prachtvollsten Dramenstoffe, die man sich denken kann, und jeden Tag mindestens ein halbes Duzend. Dann denke ich: es lohnt sich wirklich heutzutage nicht mehr, sich umzubringen, es tun es zu viele, und man wird zu wenig gewürdigt, wenn man es hier tut. Deshalb wünsch' ich mir lieber einen münchner Salvatorrausch.

Herzlich

Ihr Max Dauthendey

An Richard Dehmel

Paris, 15. Dezember 1904

Lieber Richard,

ich hatte eine so herzliche Freude über Dein schönes Buch, nur verstand ich durchaus die Widmung nicht. Warum sollte mein Balzer dieses Buch verlachen, da er doch nur sein eigenes Schicksal belacht und sich nur als Hofnarr seiner eignen geplagten Seele fühlt?

Seit einem Jahr wollte ich Dir «täglich» schreiben. Wie ein Gespenst wurde dieser Wunsch immer unheimlicher und zuletzt ganz drohend, daß ich mich wie von einem Mutter-, Vater- und Brudermord verfolgt fühlte, und es wurde zuletzt so schauerhaft, daß ich gar nicht mehr daran denken konnte ohne moralisches Zähneklappern. Aber der «Balzer» war schuld, weil er so lang ungedruckt blieb und ich das Buch immer mit dem Brief und den Brief mit dem Buch senden wollte, und das dauerte dann ewig und machte Gewissensbisse.

Ich danke Dir herzlich, daß Du so freundlich bei der englischen Übersetzung an mich dachtest. Ich bin so dumm und glaube immer, Gedichte sind entstellte Leichen, wenn man sie in fremden Sprachen liest. Ich habe deshalb nichts senden können. Entschuldige meinen ängstlichen Aberglauben!

Das wär mal eine rechte tüchtige Freude, wenn ich Frau Iff und Dich einmal wiedersehen könnte. Aber damals, als ich von Norwegen durch Hamburg nach Paris fuhr, war ich

* «Neue Pariser Moritaten», ein Gedichtbuch von Dauthendey.

so schwach nach meiner Gelenkrheumatismuskrankheit, daß ich weiterreisen mußte, um mich in Paris schleunigst wieder ins Bett zu legen. Seit drei Jahren lebe ich jetzt mit Sommerunterbrechungen in Paris. Ich lebe ganz fern von aller Literatur.

Die prachtvolle deutsche Natur, die aus allen Deinen Büchern in starken Landschaften zu einem kommt, gefiel mir besonders bei den «Zwei Menschen». Und was der weibliche Mensch zum männlichen in dem Buch sagt, das fand ich immer am künstlerischsten, es hat so angenehm wohlige Körperlichkeit.

Meine herzlichsten Grüße an Frau Isi. Entschuldige nochmals, lieber Richard, wenn ich der schlechteste Brieffschreiber der Welt bin. Mit treuen Grüßen

Dein Max Dauthendeny

An die Schwester, Elisabeth Dauthendeny

Nikko (Japan), Kanaya Hotel,
12. Mai 1906

Liebe Liesel, als ich gestern im Hotel ankam, kriegte ich Deinen Brief, das machte mich sehr froh. Japan möchte mich am liebsten ganz behalten. Es befriedigt mich äußerlich aufs intensivste, und wenn Annie da wäre, so daß ich auch innerlich zufrieden wäre, wäre dies für uns beide, für sie und mich, ein Idealland zum Leben. Die Bescheidenheit und zarte Gediegenheit aller täglichen Dinge ist göttlich. Die Menschen leben wie die Götter in einer delikaten Leere, in der sie ihre Gedanken in Bronze, Seide oder Lack auftauchen lassen und Phantasie essen.

Von den leeren Bambushäusern mit ihren leeren Holzwänden hebt sich der Mensch in Seide schön ab, und jeder Blumenzweig in der Vase stellt sich wie ein Leckerbissen hin. Ich habe das fleißige Tokio gesehen, eine Millionenstadt aus lauter Jahrmarktuden und einstöckigen zierlichen Hütten. Ich fühl mich wie ein Riesenbauer in dem Zwergland, wo Wälder in Blumentöpfen auf jedem Ladentisch winzig fein gezüchtet werden, wo die Menschen wie die Bienen so anspruchlos leben, emsig und mathematisch genau mit den Lebensreizen umgehen und immer das Große im Kleinsten

darstellen. Man kommt sich plump und hilflos vor, und wie ein Bär sitzt mein Herz unbeholfen in mir unter diesen Zwergen, die uns tausend Jahre an Lebensweisheit und Lebensfülle voraus sind. Abends war ich in vielen Theatern, zu Kirschblütenfesten und in Teehäusern und sehe Japan jetzt so angenehm innerlich wie nicht am Anfang, wo ich nur Sorge statt Schönheit in allen Straßen sah.

Nikko ist ein Gebirgstempeldorf, hoch über Wasserfällen, zwischen Bergwolken und Bergabhängen gebaut. Es regnet natürlich wieder, es regnet schon seit Wochen, und nur in Tokio war blaues Wetter. Wir kamen gestern an und können vor Nebel vorläufig wenig sehen. Mittwoch fahren wir nach Yokohama, wo wir bis zum 24. Mai den Dampfer nach San Franzisko abwarten.

Denver (Colorado), 18. Juni 1906

Lise liebe, mußt doch einen Gruß, einen dicken, aus dem «Innern» von Amerika kriegen. Weißt Du noch, wie Papa die Todesanzeige von Kaspar in der Zeitung schrieb: «gestorben im Innern von Pennsylvanien». Ich bin hier aber wirklich «im Innern», denn es ist noch sehr, sehr weit bis nach New York, noch vier Tage und Nächte im Pullmancar. Um mich stehen augenblicklich die prachtvollen Colorado-gletscher am Horizont, wie weißhäuptige Atlasriesen, die den Himmel tragen. Denver ist fünftausend Fuß hoch, und morgen Abend fahren wir nach Colorado Springs und Manalu. Das ist noch einige Tausend höher, und dann zum Pikespeak, der ist vierzehntausend hoch. Dort kann man keine Kartoffeln mehr kochen, die Luft ist dort so dünn, daß das Wasser nicht mehr kocht. Aber wir bleiben nur eine Stunde oben, dafür haben wir hoffentlich Luft genug. Jedenfalls lebe ich hoch und höher als Ihr niedriges Würzburgergeziefer, Ihr! Ich kann Dir sagen, daß ich sehr glücklich bin, das große Amerika zu durchjagen. Es ist doch ein interessantes Land. Vier Tage war ich zwischen Los Angeles und hier auf der Eisenbahn, habe Entfernungen wie Paris-Mishninowgorod in ein paar Tagen durchgekostet, an allen Eisenbahnstationen andere Arten von lebenden Indianern gesehen, wilde und zahme. Ich bin durch endlose Wüsten mit und

ohne Kakteen geflogen, immer in fabelhaft eleganten Pullmanpalacecars, und da ist das Reisen nicht mal nach vier Tagen ermüdend. Zwischen Würzburg und München bin ich müder gereist als hier, wo die Wagen geräuschlos und bewegungslos fliegen. Bibliothek, Schreibzimmer, Aussichtsalon, Eßsaal und Schlafsäle bilden zusammen einen amerikanischen Eisenbahnzug. Man promeniert und unterhält sich in allen Cars, als ob man auf einer fliegenden Hotelterrasse säße und plauderte und das Weltall vorüberfliegen ließe. Denn die Tropen von Kalifornien wechseln mit Schneebergen und Wüsten täglich vor den Augen ab, und ebenso die indianischen Volksstämme, die an den Eisenbahnstationen große, bunte Märkte abhalten. Heute sind hundert Millionäre aus New York hier im Hotel versammelt, um einen Goldminenring zu bilden, sie laufen in allen Korridoren herum.

An Annie und Korfiz Holm

Würzburg, Sanderring 23, 14. Juni 1907

Liebe Annie und lieber Korfiz, ich muß heut noch mal einen besondern Dank auf Euch ablassen für Eure liebe Depesche neulich, die mich von einem Abdruck erlöste. Erst wollt ich sofort zurückdepeschen, dann dachte ich aber, schöner sei's, zu telephonen; da aber am Sonntag, wo ich telephonen wollte, so herzlich schönes Wetter war, dachte ich mir, jetzt sind beide mit Kind und Flock sicher nach Starnberg oder Umgegend ausgeflogen, und so unterblieb's.

Ich war gar nicht vorbereitet, mit Bollmüller mitzufahren*, und hatte weder Brille noch Reiseumäze, und Ihr könnt Euch vorstellen, wie ich ausah, nachdem im Speessart mein Panama dahin war und ich mit fliegendem Perrückenkopf in Frankfurt vor der Tribüne der schönen Frankfurterinnen einzog. Von Würzburg bis Frankfurt standen die Leut mit Blumen, und der ganze Wagen war voll, bis wir ankamen. Wir sind so schnell gefahren, daß es zuletzt war, als ob das Automobil still stände, und die Landschaft drehte sich als Kreisel darum.

* Im Automobil bei der Herkomer-Fahrt.

Bollmüller ist jetzt, wie er selbst sagt, zwei Jahre nur auf Geldjagd aus, und dann will er wieder angenehm sein, wenn er entweder alles gewonnen oder alles verloren hat.

Wenn wir doch nach Finsterwald könnten! Ich will täglich ein Talglicht auf dem Käppele stiften, damit's geht.

Seid nochmals herzlich bedankt und umarmt von eurem

Maxen

Würzburg, 25. Dezember 1907

Liebe Annie und Korfiz,

ich hab mich sehr über den Roald Amundsen gefreut und hatte es mir eben bei der Buchhandlung bestellt, als Eure Sendung so lieb morgens ins Haus fiel, nun sitz ich bei den Eskimos und amüsier mich gut. Dabei nähre ich mich am magnetischen Pol von Deinem süßen Gebäck, liebe Annie, das mich an das vorige Weihnachten erinnert.

Annie hat ein eingerichtetes Zimmer zu Weihnachten von mir bekommen. Das Zimmer, das immer zwischen Eß- und Schreibzimmer als Wüste leer lag, hat sich jetzt mit Klavier in ein gemütliches Lustgemach verwandelt. Von dem Zimmer ging in Würzburg die Sage, weil bisher immer die Jalousien dort geschlossen waren, so lange es unbewohnt war, daß ich dort eine Fnderin versteckt halte, die ich von der Weltreise mitgebracht hätte. Jetzt hat Annie die Fnderin an die Luft gesetzt und ist dort zum Erstaunen der Würzburger täglich am Fenster zu sehen. Wir tun jetzt in den Feiertagen nichts, als prozig in den vier Zimmern Front auf und ab gehen.

Gestern Abend hatten wir unseren ersten Baum nach zwölf Ehejahren in der eigenen Wohnung, und meine beiden «Herren» Neffen und meine Schwester waren unsere Kinder, denen beschert wurde. Leider konnten sie sich nicht so niedlich, wie bei Euch die Kinder, in langen Nachthemden zeigen. Aber sie amüsierten sich auch in Taghemden.

Seid herzlich alle miteinander begrüßt von

Eurem Max

An Annie Holm

Würzburg, Dienstag, 18. Mai 1909

Liebe, sehr liebe Annie,

Dein Brief war zum Weinen schön, und Annie hat geheult, als ich ihn ihr vorlas. Es tut sehr wohl, wenn meine Gedichte Euch und andern wohltun. Ich fühle mich aber wahrhaftig gar nicht stolz dabei, sondern nur sehr angenehm feierlich, wenn ich so gründlich gelobt werde, wie Du mein «Lufamgärtlein» feierdest.

Aber gründlich grau wurde mir gestern zu Mute, als ich Annie bei ihren herzlichen Schlechtigkeiten ertappte und sie mir eingestehen mußte, daß sie nicht nur B., sondern auch Dich für unsern Geldbedarf in Bewegung gesetzt hat. Ich war außer mir und schimpfte und stampfte wie eine Treitmühle durch die Zimmer. Ich bitte Dich ein für allemal, nie mehr darauf zu hören, wenn Annie einen Notseufzer schriftlich sendet. Ich bin noch ganz blau vor Ärger, daß B. für mich «sammeln» geht. Er meint es natürlich freundlich; aber das ist nicht zu ertragen, von Leuten, denen ich nicht einmal «Danke schön» sagen kann, weil mir's zwischen den Zähnen stecken bleibt, hundert Mark anzunehmen. Weiß Gott, ich verhungere lieber, als daß ich eine solche unheimliche peinliche Sammelei über mich ergehen lasse.

Ich habe ja Geld von Juncker zu bekommen; aber Annie war so nervös durch ein paar meiner niedergeschlagenen Tage, daß sie ganz aus dem Häuschen geriet und das Schlimmste, was sie tun konnte, tat, da sie an Dich und B. schrieb, die Ihr doch Euere eigenen Häuser voll Sorgen bis unters Dach habt.

Und gestern ging sie wie eine Ziege, der die Milch ausbleibt, mißmutig im Nachmittag herum und log, es sei das Gewitter über der Festung, das ihr die Nase platt drückte, und endlich rutscht ihr Dein Telegramm über Fräulein B. aus der Tasche. Und dann habe ich statt des Gewitters angefangen zu donnern. Annie konnte etwas Geduld haben und auf Juncker warten. Aber dann meint sie immer, sie hilft schneller, wenn sie Briefe schreibt, die nur für alle Teile ungemütlichen Lärm machen.

Heute Nachmittag kommen Annies Schwester Ellen und

ihr Mann für ein paar Tage aus Wiesbaden herüber. Bis Pfingsten sitzen wir reich im Gold, hoffe ich, und wir freuen uns schon täglich auf die großen Spargelessen und Maibowlen mit Euch. Wir erwarten Euch bestimmt.

Herzliche Umarmung von

Deinem Maxel

An Korfiz Holm

München, Amalienstraße 14, 5. April 1910

Lieber Korfiz,

ich hätte Dich längst besucht, um die Ausstattung von «Weltspuk» zu besprechen, aber ich muß leider die Zahngeschwulst noch mit Hitze behandeln und sitze im Stubenarrest und kann nur im Wagen zum Arzt hin- und zurückfahren.

Vielleicht findest Du morgen Zeit, zu kommen; ich sende Dir mit diesem Brief die andere Hälfte der Geschichte: «Die Segelboote im Abend von Nabase heimkehren sehen»*. Ich hoffe, sie gefällt Dir, wenn Du den Schluß liest. Sie verherrlicht für mich den japanischen Frauengehorsam.

Auf baldiges Wiedersehen

Dein Max D.

An Annie Holm

Würzburg, Sander Ring 23, 2. Juni 1910

Liebe Annie, weilste heute früh Anniemulde so lieb geklagt hast, daß Ihr noch kein Jahr so wenig von der Sommerreise vorausgewußt hättet, so setz ich mich schleunigst an meine Linde und male Dir diesen Brief mit ausführlichen Vorschlägen zur schwedischen Himmelfahrt.

Also, ich denk', es wäre am besten so:

Wenn Ihr es einrichten könntet, daß Ihr am 15. Juni abends 8 Uhr in Berlin am Stettiner Bahnhof sein könntet, so dachte ich, treffen wir uns in Berlin. Wir holen Euch

* «Die acht Gesichter am Bivasee».

entweder am Anhalter Bahnhof ab, oder wir treffen uns am Stettiner abends acht Uhr am Mittwoch, 15. Juni. Der Zug geht acht Uhr fünfzehn vom Stettiner Bahnhof, kommt nachts ein Uhr neunundvierzig in Saßnitz Hafen an, geht nachts zwei Uhr neun von Saßnitz mit der Dampffähre ab, sehr bequem und breit, in heller Sommernacht über das Meer, nach Trelleborg, wo wir früh um sechs Uhr neun landen. Dann geht sofort, erster Klasse, ein bequemer Zug an der Westküste entlang nach Gothenburg.

Du mußt bedenken, daß alles äußerst bequem ist, kühl und animiert, und daß es gar nicht anstrengend ist, in der Seeluft zu reisen. Vom Zug aus sehen wir bis Nachmittag zwei Uhr fünf, wo wir in Gothenburg ankommen, immer das Meer, am Bahngelände linker Hand.

In Gothenburg können wir sofort entweder mit dem Dampfschiff oder mit demselben Zug weiter, so daß wir abends per Bahn am Küstenort sind, den wir wählen wollen.

Ihr hättet also von München gerechnet bis zum Bestimmungsort achtundvierzig Stunden Reise. Aber eine sehr bequeme Reise, die auch Edith gar nicht angreifen wird. Denn die Dampffähre zwischen Saßnitz und Trelleborg ist ein schwimmender Hotelpalast, wo wir alle Schlafkabinen bekommen können. Bis morgens fünf Uhr könnten wir, von zwei Uhr nachts an schlafen. Im Sommer ist ja das Nachtreisen angenehmer. Und dieser Zug ist der beste, weil wir dann am Tag Schweden an der Küste entlang sehen. Es gibt nur zwei Verbindungen. Die andere wäre: elf Uhr Vormittags in Berlin abzureisen, nachts neun Uhr nach Trelleborg zu kommen und in der Nachtdämmerung durch Schweden zu reisen, was ich als Entree in Schweden entschieden traurig fände, da die nordische Nacht am Land nur halb hell ist, und nicht so hell wie auf dem Meer.

Wir dachten, daß wir entweder in Gustafsberg oder Fiskebeckskil an der Westküste Wohnung nehmen sollten.

Ich werde noch an Korfiz schreiben, daß er und ich jeder nochmals an die Staatsbahnen schreiben müssen, um an der Westküste auch Billetts zu haben, da unsere jetzigen Billetts nur an der Ostküste bis nach Lappland gelten. Mein Eisenbahnschwager schrieb mir, Korfiz müsse jetzt sein Billett

haben. Er habe sofort telephoniert, daß man das Billett eiligst absenden solle, und daß wir nicht persönlich in Stockholm um weitere Billetts vorstellig werden müßten, sondern schriftlich einfach alles erhalten, was wir wollen.

Wir können also kreuz und quer, wohin wir wollen.

Ich dachte, daß wir uns vom 16. bis zum 21. Juni an der Westküste ausruhen, und dann, wenn wir Lust haben, eine Lustfahrt nach Falun in Dalekarlien machen, um am 22. Juni, am Tag vor Johanni, Midsummertag, in Dalekarlien anzukommen, wo auf einem See hunderte von Rähnen mit Schwedinnen und Schweden in Nationaltracht, echten Bauern, am Morgen die Kirchfahrt über den See machen und die ganze Nacht um den Midsummerbaum auf freien Wiesenplätzen tanzen. Es ist dort, wo die Lagerlöf wohnt und die Maler Jörn und Larsson.

Dann könnten wir über Stockholm, wenn wir nicht für zwei Tage einen Abstecher nach Lappland machen wollen, wieder zur Westküste zurückkehren und vom 25. Juni bis Mitte Juli dort festliegen, baden und uns am Meer auslüften und faulenzeln.

Dieses ist mein Vorschlag, der natürlich ganz nach Eurem Wunsch abgeändert und vereinfacht werden kann, wenn Korfiz z. B. keine Lust hat, die Westküste zu verlassen.

Aber Ihr werdet selbst sehen, wie einfach in der schwedischen Waldluft das Eisenbahnfahren ist, noch dazu in der ersten Klasse. Ich bin sicher kein Freund von Eisenbahnfahrten, aber in Schweden, immer durch Wald und an Seen vorbei, ist es ganz staubfrei und herrlich anstrengungslos und gar nicht ermüdend.

Ich werde Korfiz meinen Brief in Abschrift senden, den ich an die Eisenbahn um weitere Billetts schrieb. Auf alle Fälle ist es gut, wenn Korfiz alle die gleichen Billetts in der Tasche hat. Wenn er sie nicht benützt, gibt man sie später zurück.

Dein Maxel

Ich schreibe Dir natürlich noch öfters bis zur Abreise.

An Korfiz Holm

Würzburg, 3. Juni 1910

Lieber Korfiz,

Du hast vergessen, daß ich Euch immer Strömstad, wo Annies Bruder Axel wohnt, als Ziel nannte, und daß außerdem noch Fjellbacka, das drei Dampfschiffstunden südlich von Strömstad liegt, in Betracht kommt. Du hast die Namen vergessen.

Aber die Reiseroute wollte ich Dir sofort schreiben, sobald der Termin näherrückt, da Du doch immer noch vor acht Tagen von der Reise als «zweifelhaft» sprachst. Was ich natürlich nicht glaubte, aber Dich doch nicht mit Plänen stören wollte, so lange Du noch eifrig in der Arbeit an Deinem Roman warst. Auch ließ ich inzwischen illustrierte Kataloge kommen, die ich vorgestern vom schwedischen Reisebüro aus Berlin erhielt. Ich schrieb gestern Abend acht Seiten an Deine Annie und sagte auch, daß Du Dir dieselben Kataloge kommen lassen solltest. Nun ist das aber einfacher, ich sende Dir heute meine Kataloge, damit Du nicht zu warten brauchst. Denn ich bin froh, daß Dich endlich auch das Reisefieber ein wenig wißbegierig nach der Reiseroute macht, und schreibe Dir jetzt nochmals mit einiger Abänderung die Route, die ich gestern Annie beschrieb. Denn Dein Brief heute Morgen hat mich auf den Gedanken gebracht: Du meinst, daß es nicht gut ist, wenn ich bei der Verhandlung in Berlin dabei bin – ich bin derselben Ansicht und wollte mir die Verhandlung nur aus Pflichtgefühl auferlegen; da könnten Annie und ich hier schon nächsten Mittwoch abreisen, also acht Tage vor Euch, um ganz genau in unser aller Interesse die Westküste nach dem schönsten Badeplatz abzusuchen. Wir hatten außer an Fjellbacka, welches kein Kurort ist, an den Kurort Gustafsberg gedacht, den Du im schwedischen Kurortkatalog abgebildet findest.

Wir reisen Euch bis Gothenburg oder bis Trelleborg entgegen. Denn die Eisenbahnfahrt und die Zollrevision in Trelleborg haben für deutsche Reisende gar keine Schwierigkeit.

Wir telegraphieren Euch sofort aus Schweden unsere Adresse, so daß Ihr uns von München oder Berlin telegra-

phieren könnt, mit welcher Fähre Ihr in Trelleborg ankommt, ob morgens sechs Uhr oder neun Uhr abends. Ich würde sechs Uhr morgens für Euch angenehmer finden. Wir sind dann entweder in Trelleborg oder in Gothenburg am Bahnhof.

Denn Ihr besteigt von Trelleborg aus am besten den Zug, der Anschluß an die Dampf Fähre hat, mit der Ihr gekommen seid. Aber Du mußt nach dem Zug Trelleborg-Gothenburg-Kristiania fragen und nicht in den Zug nach Stockholm steigen, der zu gleicher Zeit abgeht.

Du weißt, lieber Korfiz, daß Du mit den Scheinen, die Dir die Staatseisenbahnen senden, in Berlin Unter den Linden 23, dicht neben der Passage, zum schwedischen Reisebureau gehen mußt, wo Dir das Kuponbuch ausgehändigt wird.

Und was nun unsere Billetts betrifft, so schreibt mir mein Schwager, daß wir sofort nochmals die andern Reiserouten einreichen sollten, damit wir dieselben dazu erhalten.

Ich lege Dir Abschrift meines Briefes bei und bitte Dich, mit einigen Wortabänderungen von derselben Adresse daselbe zu fordern, was in meinem Brief steht.

Ich sende meinen Brief heute ab und hoffe, bis Mittwoch die Billetts zu haben, die an der Westküste entlang gehen, so daß Annie und ich Mittwoch nachts ein Uhr von hier nach Berlin reisen; also Mittwoch, den achten Juni, und nicht erst am fünfzehnten Juni, wie ich gestern Abend an Annie schrieb. Bis Gothenburg, wenn sich das Abholen in Trelleborg nicht bewerkstelligen läßt, braucht Ihr keine Angst vor Unannehmlichkeiten zu haben. Die Schweden sind ein gutmütiges, grundehrliches Volk, und alle Bahnbeamten, Schaffner, Zollbeamten und Restaurantkellner sprechen deutsch, weil dort immer so viel Deutsche reisen.

Wenn wir südlicher von Gothenburg einen schönen Kurplatz entdecken, dann kommen wir nach Trelleborg, wenn der Platz aber nördlich von Gothenburg liegt, kommen wir nach Gothenburg und sind präzis am Bahnhof von Gothenburg. Da Ihr dann übrigens telegraphisch unsere nähere Adresse habt, so kann sich ja gar kein Mißverständnis oder Verfehlen einstellen, denn Du kannst Dir denken, daß ich es mir heftig angelegen sein lassen werde, Euch aufs Beste

in Annies Schweden einzuführen, und mich schon heute sehr verantwortungsvoll fühle.

Ich lege den Zettel der Dampfährzeiten und Zuganschlüsse diesem Brief bei.

Es erleichtert mich sehr, daß ich nicht zu der Verhandlung mit Juncker gehen muß, da ich gleichfalls fürchte, daß ich zu eifrig reden und mir schaden könnte.

Seht doch, bitte, den Kurortkatalog durch und sagt uns, was Ihr am besten findet. Dann können wir den Ort auch gleich ansehen. Ubrigens liegen alle Orte so nah beieinander, und das Gepäck auf dem Dampfschiff kostet so wenig, daß wir, wenn Euch unser Ort nicht gefällt, leicht einen andern erreichen können. Es ist alles eine Kleinigkeit, wenn wir mal dort sind.

Hoffentlich bist Du zufrieden mit diesen Plänen, ich glaube, es wird alles sehr schön, und wir werden viel Freude haben, wenn das Wetter seinen blauen Himmel dazu gibt.
Herzlichen Gruß

Dein Max

Würzburg, Sonntag, 5. Juni 1910

Lieber Korfiz,

ich freue mich sehr, daß Dir Lappland jetzt auch sympathisch ist.

Es wird auf alle Fälle herrlich, ob es schneit oder die Sonne scheint.

Ich wollte Dir und Annie nur sagen, daß Ihr für Euch alle eine Garnitur Winterunterkleider mitnehmen müßt und Eure dicken Reisemäntel, die Ihr in Italien hattet, da in Narvik oben noch Schnee liegt und uns Annies Schwester Ellen eben schreibt, daß es nie sehr warm ist in Lappland. Für die Westküste kannst Du nur Sommerkleider wie in München brauchen. Aber sehr heiß ist es um diese Jahreszeit auch noch nicht an der Westküste. Aber wenn Du einen rohsidenen Anzug mitnimmst, kann das ja nicht viel Platz brauchen und ist für heißeste Tage vielleicht richtig, oft wirst Du ihn aber kaum anziehen können. Da aber die Lapplandreise kaum vier bis fünf Tage hin und zurück dauern wird, so würde ich Euch raten, Euch nicht mit zu viel Wintersachen



zu schleppen. Einen warmen Winteranzug nehme ich auf alle Fälle mit.

Ihr werdet erstaunt sein, wie seltsam friedlich und gut gelüftet das Schwedenland sich Euch vorstellen wird. Da überall Waldluft oder Binnenseeluft oder Meerluft und höher hinauf Schneebergluft herrscht und es sehr wenig Menschen und sehr wenig Eisenbahnstationen hat, ist es wie ein Paradies im Sommer, urwüchsig und friedlich und reinlich. Die Menschen sind immer erfreut, Ausländer zu sehen, sind sehr sanft und sehr zuverlässig, und Ihr braucht bis Gothenburg nichts zu fürchten, keine Belästigung oder Übervorteilungen, wie sie in Italien an der Tagesordnung sind, wenn man in der Provinz dort reist.

Herzliche Grüße Annie und Dir von uns.

Max

An Annie und Korfiz Holm

Malcesine, Hotel Malcesine, etwa
25. August 1910

Liebe Annie und lieber Korfiz, ich habe heute früh einen Segelbootausflug von Torbole nach Malcesine gemacht, bekam Sturm unterwegs und sitze jetzt vom Gewitter eingeregnet im Hotel in Malcesine.

Ich benütze die Nachmittagzeit, um an Euch zu schreiben.

Ich bin Euch sehr dankbar für alle guten Ratschläge, ich bin aber noch nicht entschlossen, ob ich hier in Malcesine oder in Torbole bleiben soll. Torbole ist sehr voll von Touristen, lauter Wienern und anderen Österreichern, an dreihundert Personen bei der Table d'hôte. Die Terrassen des Hotels von Schwingshackl dort, bei dem ich wohne, sind sechsfach ausgebaut, es ist alles besetzt, teils von Touristen, teils von Pensionären. Aber hier in Malcesine ist es besser, kaum zwanzig Menschen als Gäste. Die Schreibfeder ist gräßlich italienisch und will gar nicht gehorchen.

Es scheint mir ganz unmöglich, daß ich mich entscheiden kann, ehe Annie kommt.

Hier kostet die Pension sieben Kronen, in Torbole acht Kronen.

Es ist sehr teuer für uns arme deutsche Dichtersehegatten.

Ich las gestern in der «Freien Presse», daß heutzutage jeder bessere Dichter seine Villa und sein Scheckbuch habe, ich gehöre demnach noch lange nicht unter die besseren.

Eigentlich möchte ich jetzt ein ganzes Jahr wenigstens in Italien bleiben, ich fühle, daß sich mein ganzer Atemgang erholt, das heißt, ich fühle mich trotz den Sorgen in dieser selbstverständlich warmen Luft seit vierundzwanzig Stunden sorgloser und phantasievoller. Ich glaube den Roman, den ich vorhabe, hier schnell schreiben zu können, sobald nur meine rothaarige Wilde wieder bei mir ist. Ohne sie bin ich immer eine einsame Null. Es ist mal so, ich wundere mich immer wieder. Es geht übrigens Korfiz ebenso, darum geniere ich mich nicht, es Euch zu gestehen.

Ich werde besonders geschwäßig, wenn es donnert. Und geniere mich eigentlich doch.

Ich finde es im Grunde schöner in Eurem Garten bei der Akazienallee als in Italien, wenn der Garten mein wäre und ich keine Sorgen in den Garten pflanzen müßte, wie das bei mir immer der Fall ist, wofür ich aber nichts kann.

Der rote Wein hier ist jetzt, wo ich unbeweibt leben muß, mein großer Trost.

Das freut mich vor allem, daß dieser rote Zubälter der Annie gut bekommen wird. Er verwandelt die Fischmägen von Koster in warmblütige Fleischmägen. Es donnert unausgesetzt!

Der See ist trüb wie eine Zitronenlimonade, und das andere Ufer ist in den Himmel gefahren; die paar Leute um mich legen Patience und spielen Mühle. Ihr könnt Euch denken, wie ich mich fühle! Wenn ich nur wüßte, ob Annie schon abgereist ist! Vielleicht gibst Du, lieber Korfiz, ihr die Korrekturen mit.

Herzlich umarmt Euch

Euer Maxel

An Annie Holm

Limone, 4. Oktober 1910

Liebe Annie, liebe,

ich muß mit roter Tinte schreiben, weil die schwarze nicht flüssig genug ist, um lebhaft mit Dir zu plaudern; vom we-

nig Schreiben ist die schwarze Tinte fast eingetrocknet, und wenig geschrieben habe ich wirklich, nur rote Korrekturen, außer Verlagsbriefen. Aber daß ich meinen Mund hielt und die Feder nicht anrührte, geschah, weil ich nicht von Plänen plappern wollte, die vor Wochen erst im Entstehen waren.

Als ich nämlich an die Einteilung eines neuen Romanes ging, merkte ich, daß mir, um das Buch recht außergewöhnlich zu schreiben, ein Hintergrund für meinen Europa-Roman fehlte, ein schwungvoller Hintergrund, der Europa mit fremden Augen betrachtet; und eines Nachts kam mir der Gedanke, daß Abessinien in Afrika der richtige Platz dafür wäre, das Buch ganz zeitgemäß, modern und interessant zu machen.

Im Handumdrehen habe ich dann beschlossen, wenn ich es erreichen kann, für zwei, drei Monate nach Abessinien zu reisen. Aber das war alles für mich selbst unerwartet sowohl in der Idee als in der Ausführung, so daß ich wie ein Vogel Strauß den Kopf vor dieser Reise-Idee oft in den Sand steckte und grübelte, ob ich nicht ohne Abessinien leben kann.

Außerdem war der 5. Oktober der Termin vom Zuckerprozeß; den wollte ich abwarten, und so schwieg ich mich aus.

Du kannst mir's glauben, es ist absolut keine mutwillige Freude bei der ganzen Reise dabei. Ich leide mehr als vor der Reise um die Erde, da ich weiß, welch schrecklichem Alleinsein ich mich dort aussetze, von Annie getrennt, unterwegs von Menschen umgeben, die Literatur nur aus der Ferne und vom Hörensagen kennen, denen ich auf der Reise ganz unnütz erscheine, so wie ich es auf der Weltreise stündlich erlebte.

Diesmal reise ich auch nicht mit einer Gesellschaft, sondern ganz allein, mit Anschluß an Karawanen, und höchstens mit ein paar Empfehlungen an deutsche Konsulate versehen, die ich vielleicht durch die Fürsorge des Verlages in München erhalten kann. Wenn der Verlag sich für mich an das französische und italienische Konsulat wenden möchte und dort sagen, daß er mich durch Italienisch-Eritrea oder durch Französisch-Somaliland nach der Hauptstadt Addis-Ababa, Abessinien, senden möchte, um Aufsätze für den «März» oder Bücher für den Verlag darüber zu schreiben, dann bin

ich ja sehr gut von Empfehlung umgeben; aber eine Trauerfahrt bleibt im Herzen jede neue Trennung doch.

Vor der Reise um die Erde hätte es mir vielleicht niemand geglaubt, daß man eine Dichtung rund um die Erde schreiben kann. Jetzt glaubt Ihr es mir vielleicht auch nicht, daß ich absolut Abessinien, dieses seltsame Kaiserreich christlicher Neger, nötig habe, um einen Roman von Europa zu schreiben.

Ich lebe wie im Fieber, seit die Idee der Abreise und Trennung mich verzehrt; ich verstecke mich am liebsten wie ein kranker Rater unter ein Sopha, weil ich mich so sehr schäme, ehe ich das Buch geschrieben habe, schon so viel darüber zu schreiben und schon so viel Vertrauen dafür zu erwarten.

Und dann weiß ich ja gar nicht, wie ich reisen soll, wenn mir der Verlag den Vorschuß nicht bewilligt. Dann sitze ich ganz verblödet hier in Limone, wenn das eintrifft, daß der Verlag Nein sagt. Ich kann an nichts anderes denken jetzt als an diese Reise. Ich, der gar nie Geld zum Leben habe, muß gerade von meinem Schicksal ausgewählt werden, erotische Bücher aus fremdesten Ländern zu schreiben. Das findest Du doch auch tragisch. Nicht?

Ach, und dabei bin ich jetzt gar nicht mehr so jung wie vor fünf Jahren, und doch verlangt mein Herz und Hirn diktatorisch von mir, daß ich diese Negerreise unternehme.

Da ich Prosa und keine Dichtung schreiben will, denn ich habe mich ganz erschöpft in Reimen ausgegeben, so hoffe ich, daß der Verlag mir vielleicht, weil «Lingam» mit Rippling und Hearn und Jensen in der Kritik öfters lobend verglichen wurde, Glauben schenkt, daß ich einen Weltroman schreiben kann, der Paris, London, Petersburg, Rom, Griechenland und Skandinavien als Mittelpunkt hat und Abessinien dazu.

Liebe Annie, ich spreche Dir die Ohren taub, aber verzeih mir, ich weiß mich an niemand anders als an Dich und Korfiz zu halten, wenn diese Idee in mir, die Idee der Reise, verwirklicht werden soll. Ich glaube immer, wenn Ihr es wollt, dann will es der Verlag auch. Lege also, bitte, ein gutes Wort für mich bei Korfiz ein.

Bis ich von der Reise zurückkomme, hat sich dann vielleicht die «Geflügelte Erde» etwas verbreitet, so daß ich mich nicht so bedrückt fühle wie jetzt stündlich.

Wir lebten ganz zurückgezogen hier in dem totenstillen Limone und verließen fast nie den Garten vor dem Haus, der dicht am See liegt. Wir aßen unsere Mahlzeiten unter einem unbeweglichen japanischen Nispeibaum, der ist mir bald so lieb geworden wie die würzburger Bäume.

Vorhin war ich im Garten unten, um ihn noch anzusehen, ehe ich an Dich schrieb, und um ihn Dir zu beschreiben, aber heute ist der ganze lautlose Garten im Sturm, der draußen auf dem See arbeitet, zu einer Werkstatt geworden. Es hämmert und schallt drunten wie in der Eisenhalle eines Maschinenbauers. Haufen von gelben und roten Rosen sind neben den Bambusbüschen, aber man sieht sie heute vor lauter Geräusch beinahe nicht. Vielleicht ist der Garten nicht mehr so sichtbar wie sonst, weil wir jetzt von nichts anderem als von Abreisen darin reden.

Dein alter und immer derselbe Max

An Richard Dehmel

Würzburg, Sander Ring 23, 2. Dezember 1910

Lieber Richard,

vor drei Tagen erst bin ich mit Annie aus Rom zurückgekommen, vorher waren wir seit dem Frühjahr in Schweden.

Wir hatten einen wundervollen Sommer auf der urschwedischen Insel Koster bei Strömstad an der Westküste von Schweden.

Die Schweden haben die Insel erst seit vier Jahren als Sommeraufenthalt entdeckt, und es waren kaum zwanzig Badegäste dort, die alle in primitiven Fischerhäusern zerstreut wohnten und einander kaum sahen. Die Insel ist voll wilder Rosen im Juni und Juli, voll Wacholder, Eichen vereinzelt, und viele Kühe weiden am Meer.

Man lebt wie in der primitivsten Urzeit hauptsächlich von Fischen.

Am fünfzehnten August wurden die Nächte, die vorher bis Mitternacht taghell waren, dunkel und das Wetter stürmisch. Die Kühe wurden von den nebligen Wiesen fort in die Ställe getrieben, und wir bayrischen Tierchen, Annie und ich, zogen direkt in fünfzig Stunden Eisenbahnfahrt nach Limone bei

Riva am Gardasee. Dort waren wir wieder primitiv bei Rotwein und italienischer Kost zwei Monate in einem Olivenwald sesshaft, dann einen Monat in Rom. Wo es bitter kalt war und Schnee in den Apenninen fiel, so daß wir jetzt froh sind, im geheizten deutschen Winter angekommen zu sein. Zu Haus ist es doch viel herrlicher als überall.

Ich muß Dir noch erzählen, daß ich in Rom die Neuauflage von Bethges «Lyrik seit Liliencron» erhielt und drei Tage nichts anderes tat, als Annie wiederholt Deine Gedichte daraus vorlesen, die alle so wundervoll sind, daß wir abwechselnd vor Entzücken leibhaftige Tränen weinten. Seit langen Jahren hatte ich nicht mehr so Schönes gelesen.

Der eine Satz in dem Gedicht «Morgenstunde»:

«Nun steh ich auf und geb' der Lillie Wasser...»,
den konnten wir gar nicht oft genug wiederholen. Er ist so innig und einfach und göttlich edel in seinem Ausdruck und überwiegt dicke Gedichtbände aller Zeiten.

Ich wollte Dir damals gleich schreiben, aber ich hätte in Rom nicht alles so klar sagen können, da ich noch zu sehr unter dem Eindruck der Stimmung stand.

Ich hatte von Rom aus eigentlich nach Afrika gewollt, aber es machte sich nicht, ich muß noch etwas warten und mir das Reisegeld zu Hause erarbeiten, denn ich konnte in Rom in dem Lärm und in den herbstlich stinkenden Ruinen und in den vielen steinernen Straßen gar keine Arbeitslust bekommen.

Vielleicht erzählst Du einmal, wie es bei Euch geht.

Herzliche Grüße von uns an Frau Isi und Dich.

Dein Max

Für Korfiz Holm

Wenn uns der Tod doch stündlich hinterm Schuh
Gleich wie ein zweiter Schatten an der Ferse hängt,
Weshalb nimmt nicht ein jedes Blut, das sich in's Leben
drängt,

Die Lebenslust als Festeszeit mit großer Ruh!

Wer weiß vermessen, ob das Heut zum Morgen reicht,
Ob nicht die Spanne einer Ewigkeit mit grimmigem Vergessen
In nächster Stunde schon uns aus dem Lebensbuche streicht.

Und ist es dann kein Fest gewesen,
Und müssen wir beim letzten Atemrest
Aufschaudern vor dem Hinfall und Verwesen,
Dann gibt es kein Zurück;
Darum nimm festlich breit
Dein Stückchen Ewigkeit
Und statte es dir aus mit Liebesglück.

Herzlich

Max

1910. Dezember.

Für Annie und Korfiz Holm

Weihnachtsgruß 1910

Hinter Fenstern heben Funken an zu brennen,
Kerzen leben auf in Weihnachtsbäumen,
Und ich muß dir weihetrunken nennen,
Was ich nie noch vorher jemals sah:
Daß in dieser Nacht sich alle Häuser kennen,
Alle Menschen, ob sie wachen oder träumen,
Berge und die Sternenlichter fern und nah.
Alle Lebenden und Toten rücken dichter
Um der Weihnachtsbäume hundertäugige Gesichter.
Tote, die zu Tränen wurden, fanden
Heimlich heim in dieser Weihenacht.
Alle, die mit Schmerzen dir entschwanden,
Heute hell als Seligkeiten landen
Bei der Weihnachtskerzen sanfter Nacht.

Max Dauthenden

An Korfiz Holm

Würzburg, Sander Ring 23, 17. Januar 1911

Lieber Korfiz,

als der Brief an den alten L. abgegangen war, wollte
Annie, die gar nicht recht mit meinem Schreiben einver-
standen war, nach der Postdirektion telegraphieren, um den

Brief zurückzuhalten. Ich hielt sie aber davon ab; trotzdem sah ich auch selbst gleich ein, ich hätte die Antwort von ihm auf Deinen Brief abwarten müssen.

Ich habe sehr viel Qual und Selbstvorfürfe in den letzten achtzehn Stunden durch mein Schreiben bei mir aushalten müssen; aber es hatte mich so aufgebracht und empört, daß er sofort zum 1. Februar durch den Rechtsanwalt die Schuldsomme «eintreiben» wollte, das war zu hart von ihm gesagt.

Und da ich außerdem in meinem täglichen Phantasieren gerade mitten in der Raubwelt Mexiko zu Hause bin, so ging das mit den Zeitungen, die mir «zur Verfügung» stehen sollten, vom Romanstil auf den Briefstil über. Aber, wie gesagt, ich habe mich selbst hinterher genügend geprügelt mit Vorwürfen darüber, daß ich mich hatte hinreißen lassen. Heute habe ich nun diesen Brief nachschicken müssen, ich lege Dir Annies Abschrift bei. Vielleicht kann ich ein wenig dadurch ausbessern, was ich vorher schlimm gemacht habe. Ich danke Dir herzlichst für Deine Antwort heute.

Herzlichste Grüße

Dein Max D.

Würzburg, Sander Ring 23, 23. Januar 1911

Lieber Korfiz,

daß es Dir so ärgerlich war, daß ich dem alten L. einen Brief zugleich mit Deinem Brief geschrieben hatte, tut mir sehr leid, ich hatte aber die Meinung, daß ich Dein Schreiben dadurch unterstützen würde. Ich glaubte absolut, um alle weiteren Drohungen abzuschneiden, eine Gegendrohung machen zu müssen. Daß das sonst nicht meine Art ist, weißt Du wohl. Aber ich will Dir erklären: was mich hier jetzt so aufregt und aus meiner Art bringt, das ist die Hölle von Gläubigern, in die ich hier geraten bin. Seit ich von Rom heimkehrte, sind fast keine zwei Tage vergangen, wo ich nicht drangsaliiert worden bin. Erst der Roberts mit dem Rechtsanwalt S., dann hier alle die kleinen Schulden, dann meine Abmachung mit dem Verlag, ehe sie zu Stande kam, dann gleich der L. und nun wieder der B. – das waren fortgesetzte Aufregungen. Ich sah alles das voraus, und deshalb wollte ich diesen Winter den Gläubigern ausweichen und

nach Abessinien. Der B. schreibt heute: «Wenn der Verlag Tausende für den Ankauf Ihrer Bücher von Juncker gezahlt hat, dann wird es ihm auf ein Tausend auch nicht ankommen!»

Er denkt, wie alle denken, daß der Verlag Milliarden züchtet.

Ich bin ganz außer mir, daß ich seit dem Erscheinen meiner letzten Bücher bei Langen nun in den Ruf komme, statt in Federbetten auf Goldsäcken auszuruhen.

Du verstehst mich wohl: wenn ich auch den Verlag mit-erwähne, so soll das keine Klage sein, ich meine nur, daß das alles meine Nerven so überspannt hat, weil ich nun durch alle diese sieben Wochen seit ich aus Rom da bin, auch noch den vierhundertseitigen Roman schreibend, von einem Schreck in den andern fliege, als wenn ich ein Fußball bin und alles mit mir Fußball spielt.

Dabei schlinge ich jeden Morgen mit jeder Post noch unzählige Aufregungen hinab, die zu klein sind, als daß man davon schreiben könnte, die aber zusammen ein Gewimmel von Ungezogenheiten und Gehässigkeiten abgeben.

Ich hoffe, den ersten Roman trotzdem bis 15. Februar fertig zu haben. Ich bin aber schon ganz weiß im Blut und Mut von der Aussicht, daß mich täglich neue Drohbriefe überfallen und ich nicht auch einmal aus der Haut fahren darf, wenigstens einem solchen Menschen wie dem alten L. gegenüber, denn der B. hat mich nie so roh drangsaliiert wie der alte L., der weiß, daß sein Sohn freundlich bei uns verkehrte, und mich wie einen Weinrestaurateur behandelt, dem man, wenn er nicht alles zahlt, den Rechtsanwalt zum «Eintreiben», wie er sich ausdrückte, sendet. Dieses «Eintreiben» machte mich so wild.

Warum sollen wir diese rohen, ungebildeten und Kaltblütigen Kaufleute so sehr entschuldigen, die nicht einmal wissen, zu was sie ihr Geld hergeliehen haben. Und nur weil ich es weiß, daß ich mit diesem Geld die «Geflügelte Erde» zum Teil hier schreiben konnte, konnte ich dann meine Drohung zurückziehen und mich entschuldigen. Mehr leid als alles aber tut mir, daß Du Dich dabei aufgeregt hast, Dich ärgerst und mir doch mit allen Kräften und mit aller Herzlichkeit, als wirklich bester Freund, geholfen hast.

Ich danke Dir nochmals warm für alle diese verfluchte Schreiberei, die Du an den alten L. hattest, der das gar nicht wert ist. Wenn Balzac sich eine zweite Tür in sein Haus machen lassen mußte, um von seinen Gläubigern ungestört seine Wohnung verlassen zu können, so ist das doch recht trostlos zu bedenken. Er, der eine ganze Bibliothek von Romanbänden hinterließ, ist nicht ohne diese zweite Tür ausgekommen.

Sei herzlich begrüßt von Deinem alten dankbaren Max

Würzburg, Sander Ring, 16. März 1911
Lieber Korfiz,

ich habe eben an den Verlag wegen Wilhelm Michel und sonst noch wegen einiger Kleinigkeiten geschrieben.

Willst Du mir das Manuskript senden, dann will ich die «Polizeiberichte» nochmals durcharbeiten.

Da das Buch einen Roman der Schrecken, in dem Lande der Schrecken und des Raubes, darstellen soll, dürfte, glaube ich, dadurch, daß ich Schrecken an Schrecken reihe, der Abschluß des Buches, der zufällige Tod des Verbrennens, mehr als eine grauenhafte abschließende Steigerung angesehen und entschuldigt werden. Und besonders, meine ich, da Rennewart in weiteren vier Büchern wiederkehrt, wie Du selbst schreibst, und andere Erlebnisse und andere Frauen die Erinnerung an das Schreckensbuch verdrängen werden – dadurch wird später die Begegnung mit Hanna und ihr rascher Tod nur noch als Episode dastehen und nicht als Abschluß.

Ich hatte zuerst vor, das Buch da zu schließen, wo sie das Schiff verlassen; als Du neulich hier das Manuskript in den Händen hieltest und ich glaubte, daß es schon fertig sei, da schloß das Buch bei den Worten, die sie beide ausrufen, als sie die europäische Erde miteinander betreten.

Aber tagelanges Überlegen hat in mir den Gedanken immer deutlicher gemacht, daß das Buch, das derart grauenhafte Morde und Schrecknisse aus Mexiko erzählt, nicht wie ein empfindsamer psychologischer Roman liebevoll und gütig, sondern grausam, grell und unerhört gewaltsam schließen muß.

Da sonst das Wort «Raubmenschen» nicht bis zum Schlußwort durchklingen würde, mußte der Schrecken rein äußerlich bis an's Ende währen.

Dieses sind meine Gründe, warum ich nachträglich noch fast fünfzig Seiten dazuschrieb, nachdem ich gedacht hatte, ich wäre fertig.

So schrecklich der erste Roman war, um so liebenswürdiger wird der zweite jetzt.

Herzlichen Gruß, lieber Korfiz, von uns an Euch

Dein Max

An Richard Dehmel

Würzburg, Sander Ring 23, 27. November 1912

Lieber Richard,

Deine Postkarte tat mir recht wohl, besonders in meiner jetzigen Verfassung. Sollte man es für möglich halten, daß ich, trotzdem meine Arbeiten Anerkennung finden, immer wieder Betteln gehen muß und keine Mittel zum Leben habe. Da ich unendliche Schulden aus meinen Reisejahren abzahlen hatte, wurde mir sofort das genommen, was ich im Vorjahre vom Theater verdiente. Der Verlag schloß mir auch ein paar Tausend zum Bau eines kleinen Waldhauses vor, damit ich ein kleines Heim haben könnte, aber das Häuschen wird wahrscheinlich niemals mein, da ich es nicht fertig bezahlen kann.

Als Du mir im Sommer schriebst, ich solle doch bedenken, daß manche Schriftsteller den Schillerstiftungsfonds notwendig hätten, die nicht beachtet worden sind, und daß ich unterschreiben möchte, wenn ich selbst es auch jetzt nicht mehr nötig hätte, den Fonds in Anspruch zu nehmen (ich zitiere nur den Sinn, nicht den Wortlaut Deines Briefes), da wurde mir recht wehmütig ums Herz, weil niemand an mich denkt und alle annehmen, daß es mir gut geht. So lang ich denken kann, geht es mir schlecht, und ich habe mich, seit ich mein Vaterhaus verließ, mehr als zwanzig Jahre mühselig durchschlagen müssen und besitze heute noch nichts als Schulden und Sorgen in Unendlichkeit. Ich wußte und weiß

fast nie, wie ich von einem Monat zum andern Monat leben soll. Alle Einkünfte vom Verlag verschwinden für Schulden und Rechnungen. Selbst bei Wohnung und Essen muß ich heute noch von Kredit leben, das ist mir eine ewige, unendliche Qual.

Mein Hirn ist, nachdem ich in den letzten sechs Jahren fünfzehn Bücher geschrieben und herausgegeben habe, nicht arbeits-, aber sorgenmüde.

Ich möchte Dich bitten, bei der Schillerstiftung für mich zu sprechen, wenn es Dir möglich scheint, daß mir dadurch eine Hilfe (und wenn es nur eine einmalige Summe von einigen tausend Mark wäre) kommen kann.

Ich hoffe, mir mit der Zeit durch Theatererfolge eine ständige Einnahme zu verschaffen. Aber vorläufig bin ich erst am Beginn dieser Hoffnungen.

Ich stehe augenblicklich vor einem Nichts, da mein neues Stück zu spät fertig wurde und in dieser Saison nicht mehr gespielt werden wird.

Ich bitte Dich herzlich, wenn es in Deinen Kräften steht, diese augenblickliche Hilfe für mich befürworten zu wollen. Apollo und Aphrodite mögen Dich dann reichlich dafür segnen!

Herzlichste Grüße von Haus zu Haus. — Ich lebe ganz arbeitsabgeschlossen hier, sah seit einem Jahr fast keinen Menschen und weiß mir vor Sorgen jetzt keinen Rat.

Dein Max

An Wilhelm Panzerbieter

Würzburg, Sander Ring 23, 23. Dezember 1912

Lieber alter Willy,

die Nachricht, daß Deine liebe Mutter das Buch gelesen, und daß es ihr gefallen hat, freute mich sehr. Ich habe bis jetzt auch nur gute Kritiken darüber von den Zeitungen erhalten, und das will in der heutigen Zeit der erkälteten Gefühlswelt viel heißen. Wie leid es mir tut, zu hören, daß Deine liebe Mutter dieser Unfall traf! Da reiste sie so kühn in ihren hohen Tagen nach dem «wildem Westen», und dort passiert ihr garnichts, und in dem altgewohnten München muß sie so Schlimmes erleben. Sage ihr doch, bitte, von

Annie und mir die herzlichsten Grüße und die besten Wünsche, daß sie hoffentlich die unbequemen Krücken im neuen Jahr bald weglegen darf, das wünschen wir von Herzen.

Dieser Herbst brachte uns nur Trauriges. Ein Schwager meiner Annie, der Eisenbahndirektor der schwedischen Bahnen in Stockholm war, starb binnen vierzehn Tagen am Pemphigus, einer Krankheit, die alle hundert Jahre einmal vorkommt. Er erstickte an Geschwüren im Halse. Fünf Ärzte standen um ihn und sahen zu, ohne helfen zu können. Vorher war er noch vier Wochen in Berlin und auf Rügen gewesen und wollte uns besuchen. Wir schlugen aber vor, daß er lieber nächsten Sommer kommen sollte, wenn mein Waldhaus fertiggebaut wäre. Jetzt ist er tot.

Ich habe diesen Sommer ein von mir gezeichnetes Häuschen in einem Seitental des Guttenberger Waldes bauen lassen. Im Frühjahr ziehen wir ein. Es hat Diele, ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer, ein Schreibzimmer, ein Besuchs- zimmer und Küche und Veranda. Alles wie für Würzburger Zwerge gebaut. Du wirst staunen, wie urgemütlich es ist. Morgen zum Weihnachtsnachmittag wollen wir ein kleines erstes Kaminfeuer dort anzünden und das neue Häusle einweihen. Ein großer Garten mit frischgepflanzten Obstbäumen ist am Hügel hinauf um das Haus. Uralte Obstbäume stehen auch darin.

Hoffentlich besuchst Du uns bald einmal. Du bist natürlich immer willkommen, wenn Du das Haus nicht heimlich abreißt und mitnimmst. Das wäre nämlich möglich, weil es durchaus Westentaschenformat hat.

Einen Brunnen könntest Du gelegentlich mitbringen, der fehlt noch. Vorläufig müssen wir uns mit Regenwasser waschen und Selterswasser trinken.

Noch ein Leid ist mir im Herbst geschehen. Euer liebes altes Atelierhaus wird seit vierzehn Tagen abgerissen. Weil die Handelskammer hingebaut wird. Ein riesiger Barockbau wird bald dort stehen, wo Du immer die Treppe hinter Otto und mir heruntergepurzelt bist, als wir noch «im Flügel- kleide» gingen. Ich habe das Haus immer so gern angesehen, es war ein lieber Jugendkamerad. Nun ist es auch fort- gegangen.

Du fragtest auch nach meinen Sorgen. Ich suche sie durch

Arbeit, ununterbrochene Arbeit am Schreibtisch, zu bewältigen und durch – neues Schuldenmachen. Das Letztere wird hoffentlich bald wie alles Überlebte absterben müssen.

Grüße Deine liebe Schwägerin vielmals von uns und Deinen Bruder Karl. Laß Dich bald einmal mit Deiner Malpalette bei uns sehen. Herzlich grüßt Dich

Dein alter Max

An Arnold Billinger

Berlin W. 3, Potsdamerstraße 123a, April 1914

Lieber Arnold,

warum hören wir so gar nichts aus Altona?

Ich habe Dir natürlich auch längst schreiben sollen; wenn ich es nicht tat, war das teils, weil ich in diesen letzten Monaten Annie ein neues Novellenbuch diktierte, teils weil Dr. Blei mich sehr geärgert hat, da er Deine Abhandlungen zu ernst fand für ihren Verlag.

Aber wenn Deine Artikelferie beendet sein wird, werde ich sie nun meinem Verlag Albert Langen vorlegen, dessen Leiter sich schon öfters persönlich erkundigt haben, wer, wo und wie der Philosoph ist, der im «Gedankengut aus meinen Wanderjahren» die Welt bewegte, d. h. meine Welt.

Heute überrasche ich Dich und Jenny mit der Nachricht, daß ich am fünfzehnten oder am dreißigsten April von Hamburg nach Java und vielleicht auch Neuguinea reise.

Der Verlag will die halbe Reise bezahlen, der Norddeutsche Lloyd in Bremen die andere Hälfte.

Da auch dieses Reisetieber seit Wochen bei mir und Annie entsetzlich unruhig spukte und ich unendliche Schreibereien und Geduldproben mit dem Lloyd und dem Verlag auszuhalten hatte, schrieb ich auch nicht früher.

Ich reise über Gibraltar, Suez, Singapur, Batavia, wo ich in Java vierzehn Tage bleibe: vom fünften Juni, wo ich ankomme, bis zum dreiundzwanzigsten Juni. Dann geht das Schiff nach Neu-Guinea, wo ich bis fünfundzwanzigsten Juli reise und dann umkehre und am achtundzwanzigsten September in Hamburg oder Bremen zurück bin.

Da beim Verlag alles so günstig für die Reise gestimmt ist, wollte ich nicht die Gunst des Augenblickes vorübergehen

lassen, und nachdem der Lloyd fünfzig Prozent Preisermäßigung versprach und der Verlag das Weitere vorstreckt, bin ich sehr für diese asiatische Sommerfahrt.

Die Trennung von Annie wird mir ganz sonderbar vorkommen. Da wir jetzt hier wie zwei Brutkarnickel monatelang eng auf einem Zimmer gehaust haben und uns die Köpfe noch vom Diktieren brummen, so wird mir das fünfmonatige Alleinreisen sehr spanisch vorkommen.

Vorläufig reden wir uns ein, daß wir uns hart und gefühllos machen wollen. Ob es möglich ist, weiß ich nicht. Ohne heimliche Salzlösung in der Augenegend werden die Trennungslasten nicht zu tragen sein.

Ich sitze seit gestern, seit ich mit dem Lloyd die Abmachungen beendet habe, zwischen Seekarten und Fahrplänen vergraben wie ein Feldherr über Schlachtplänen.

Dazu bin ich jetzt recht müde vom berliner Straßenlärm und sehne mich aufs stille Meer.

Ich kann die Abreise kaum erwarten.

Lieber Arnold und liebe Jenny, seid herzlich von uns begrüßt. Annie wundert sich wehmütig in ihrem Herzen, warum Du, liebe Jenny, ihren Brief nicht beantworten mochtest.

Hoffentlich seid Ihr und Euer liebes kleines Trio recht munter und gesund.

Euer Max

An Wilhelm Panzerbieter

Kaiser-Wilhelms-Hafen auf Neu-Guinea,
30. Juli 1914

Lieber Willy, ich muß Dir doch aus der Südsee nördlich von Australien einen alten Freundesgruß senden, lieber William.

Wie geht es bei Euch Bajuwaren? Ich lebe hier unter Kanakern. Du hast natürlich keine Ahnung, wie diese Leute sich nähren. Sie räuchern ihre Leichen, und wenn sie appetitlich abgelagert sind, dann werden sie in Streifen zerschnitten und sind Leckerbissen. Den Leichensaft hat man vorher abgezapft und trinkt ihn statt Hofbräu.

Bis jetzt lebe ich noch, denn Europäer schmecken zu tranig. Diese Geschmacksrichtung finde ich sehr beruhigend.

Du weißt natürlich, lieber William, daß ich vier Wochen in Java weilte. Es war dort zwar sehr schön, und ich sah Tänze und Schattentheater und bestieg zu Pfingsten zwei Krater. Aber hier ist es entschieden romantischer, weil es Deutschland ist, hier in Deutsch Neu-Guinea. Man lebt hier in der Steinzeit. Das Bronzealter verkörpere ich ganz allein, wenn ich in ein Menschenfresserdorf komme.

Gestern kaufte ich mir einen Kasuarhaken, der hier das Messer vertritt und, glatt geschliffen, so gut wie ein Dolch arbeitet.

Eben gab mir der Kapitän der «Manila», Herr Roscher, vier alte abgelegte Taschenmesser, mit denen ich, sobald wir am nächsten Küstendorf landen, Tauschhandel treiben will. Ich handle mir damit mindestens ein halbes Dorf ein. Das heißt, die Ethnologica, die nackten Figuren, schön aus Palmenholz geschnitten, die jetzt die Missionare den Kanakern zu schnitzen verbieten.

Mit schönen Muscheln und Korallen und Papageien bin ich schon reich beschenkt. Außerdem habe ich Tanzmasken aus Holz und Trommeln und Waffen; bei meinem Einzug in Würzburg werden sie im Guckesgraben verwendet.

Bisher war schönes Tropenwetter, d. h. man schwitzte Tag und Nacht und lebte wie im Dampfbad. Jetzt regnet es. Aber das ist kein Unterschied. Man lebt jetzt im heißen Bannenbad statt im Dampf.

Das Schiff stößt etwas, davon leidet meine Schrift, Du mußt die Haren entschuldigen.

Mitte September komme ich wieder vor den Toren von Würzburg an.

Hier an der Küste gibt es viele Namen von Städten und Häfen. Aber die Städte sind noch nicht gegründet, und die Häfen auch nicht. Polizeimeister und Postmeister sitzen aber doch schon dort. Außer Menschenfresserdörfern gibt es nichts. Und gar keine Europäer-Einwohner. Die Pflanzungen und Pflanzler an der Riesenküste, die größer als Deutschland ist, kann man zählen; es sind sehr wenige. Meistens pflanzen sie Kokospalmen, deren Produkt «Kopra» heißt, wie Du weißt, wovon dann Palmbutter, die ekelhafteste Butter der Welt, gemacht wird. Menschenfett wäre hier viel leichter in den Dörfern zu bekommen als Palmbutter. Ich reise in

Begleitung von Malariaprofessoren, Bezirksamt Männern und Pflanzern. Es geht mir bisher, ungerufen, sehr gut. Aber nach meiner Annie, die in Schweden bei ihrer Mutter ist, sehne ich mich doch sehr. So, nun bist Du orientiert. Sei herzlich begrüßt von

Deinem alten Max

An Jenny und Arnold Billinger

Dampfer «Manila», 23. August 1914

Lieber Arnold, liebe Jenny,
fern aus der Südsee sende ich einen und viele herzliche Grüße.

Ich war auf der Reise von Neu-Guinea nach Java begriffen, als der Krieg uns am sechsten August überraschte. Das Schiff, die «Manila», muß nun bis Friedensschluß in dem neutralen holländischen Hafen von Amboina auf der Insel Amboina (Molukken) festliegen. (Damit es nicht von den Engländern gekapert wird.) Ich bin nun noch vierzehn Tage Gast des Kapitäns gewesen und reise morgen mit einem holländischen Dampfer weiter nach Java oder Sumatra, wo ich auf einer Plantage bei einem der berühmtesten Ärzte hier, Dr. Schüffner, Unterkunft finden soll. Denn aller Schiffsverkehr mit Europa stockt. Sollte aber doch ein holländischer Dampfer gehen, so ist es möglich, daß ich bis Amsterdam weiterreise. Vielleicht komme ich dann noch zu Annie nach Schweden hinüber.

Ich hoffe, Ihr selbst leidet nicht zu sehr unter den Kriegsunruhen.

In Neu-Guinea war es sehr unterhaltend. Ich meine damit, ich habe starke, ungewohnte künstlerische Eindrücke unter den Urwaldwilden, den Kanakern, erlebt. — Die Bezirksamt männer, die Stationsärzte usw. haben mich aufs freundlichste zu sich eingeladen und herumgefahren. Und ich habe in den zwei Monaten, die meine Reise an der Küste von Kaiser-Wilhelmsland und im Bismarckarchipel dauerte, viel Schönes und Seltsames erlebt, das ich bald niederschreiben will, sobald ich Ruhe zum Schreiben finde.

Ich hoffe, daß mir der Krieg das kleine Guckelesgraben-

haus nicht zerstört. Ebenso hoffe ich, daß Annie nicht vor lauter Ungewißheit und von den Aufregungen krank geworden ist. Sie konnte ja fast keine Nachricht von Neu-Guinea von mir bekommen, da keine Postdampfer außer der «Manila» (drei Mal im Jahr) dahin gehen.

Deshalb konnte ich auch Euch nicht schreiben, denn es hätte keinen Zweck gehabt, da ich selbst mit dem Postschiff gereist bin.

Ich beneide Euch, daß Ihr so nahe am Kriegsschauplatz lebt und die täglichen Ereignisse verfolgen könnt. Wir bekommen hier an der ersten Telegraphenstation, die wir erreicht haben (in Neu-Guinea ist kein Telegraph), täglich vierzig Worte aus Soerabaya (Java). Das ist zu wenig bei der Flut der großen Ereignisse, und das macht entsetzlich ungeduldig, man möchte mehr und immer mehr wissen.

Wann wird dieser Brief zu Euch kommen? Ich habe keine Ahnung! Vielleicht reist er mit demselben Schiff, mit dem ich von Batavia nach Europa möchte. Aber ich weiß nicht, ob so bald ein Schiff gehen wird.

Ihr könnt mir wohl nachfühlen, wie schwer mir die Trennung von Annie wird – diese lange, unendliche Trennung. Dazu ist es ganz unabsehbar, wann wir uns wiedersehen.

Außer einem heftigen Choleraanfall bin ich bis jetzt wohl und stark und von Malaria und Schwarzwasserfieber, die hier sehr heftig sind, verschont geblieben. Auch die Pest in Java hat mir nichts getan. Ich besuchte in Buitenzorg bei Batavia mit einem schwedischen Professor der Botanik, der meine Bücher kannte, einen Zoologieprofessor dort, der hatte alle Pesttrattenarten von Java in seinem Hause ausgestopft auf einem großen Tisch stehen. Es waren mindestens fünfzig Sorten der Ratten, deren Flöhe die Pest verbreiten sollen. Der berühmte botanische Garten von Buitenzorg ist nicht so schön wie ähnliche große Gärten in Englisch-Indien. Ich habe einen Professor Leber aus Göttingen jetzt auch auf der Heimreise von Neu-Guinea kennen gelernt und einen Dr. Gehrman, Regierungsbeamter, und beide haben mir ihre Freunde in Batavia und Sumatra empfohlen, so daß ich, wenn ich hier in Asien noch bis Friedensschluß warten muß, hoffentlich gut aufgehoben bin auf verschiedenen Pflanzungen.

Denkt Euch: es hat mich recht gefreut, als mal ein Pflanzer von den entlegenen Admiralitätsinseln an Bord kam und mir erzählte, daß er mein Buch «Weltspuk» auf seiner Insel Manun besitze und lieb habe. Er hatte es sich aus Deutschland kommen lassen. Auch die Bezirksamt männer begrüßten mich meistens mit der Frage, ob ich verwandt mit dem Herrn wäre, der die japanischen und asiatischen Novellen geschrieben habe. Ich war gleich bekannt und gut aufgehoben, als ich die Verwandtschaft bejahen konnte. Selbst der Agent des Norddeutschen Lloyd in Batavia hatte schon die «Geflügelte Erde» gelesen. Meine «Raubmenschen» fand ich in der Schiffsbibliothek des Norddeutschen Lloyd. Dieses alles hatte ich nicht vermutet und war angenehm berührt, als mir Kaufleute erzählten, daß die deutschen Klubs in China und Japan meine Bücher für ihre Mitglieder angeschafft hätten.

Gottlob ist es hier in dieser Jahreszeit gar nicht heiß. Es regnet seit zwei Tagen und ist meistens bewölkt. Wir sind zwar alle immer in weißen Leinwandanzügen und im Tropenhut, aber es ist auf der ganzen Neu-Guinea-Reise kühl, fast liebliche Windluft gewesen, und ich habe nie unter Hitze gelitten. Dagegen war es vorher auf Java, wo ich vier Wochen reiste, in Batavia sehr heiß.

Ich fürchte mich ein wenig, in diese Hitze zurückkehren zu müssen, da ich fühle, daß mein Herz das auf die Dauer nur schwer aushält. Ich fühle dann Beängstigung und Atemnot.

Amboina liegt sehr schön auf einer hügeligen Insel. Wir ankern in einer großen Bucht. Es sind schöne Spazierwege am Land. Der Ort ist nur klein; wie eine lebenswürdige Gartenstadt unter Palmen sieht er aus. Es sind zwei Moscheen und zwei Holzkirchen da, und alle Häuser sind hell und haben nur Erdgeschosß und eine Veranda rundum und liegen in Gärten, die mit gelben und purpurnen Blätterbüschen lebhaft in der Sonne leuchten. Abends ist oft Meeresleuchten. Ich bin der einzige Passagier an Bord, und die zehn Offiziere sind sehr freundlich und höflich und musizieren abends und spielen mit mir Schach. Man ahnt in dieser stillen Südseebucht, wo man gestern das mohammedanische Neujahr mit Feuerwerk feierte, kaum die gewaltigen Kämpfe, die im fernen Europa toben.

Liebe Jenny! wie geht es den Kindern allen? Ich kann mir

lebhaft vorstellen, wie Franzel sich über den Krieg erkundigt und alle Franzosen und Russen totschießen will. Und wie geht es Lore und Grete? Hat Lore noch Zeit zum Malen? Und warst Du mit den Kindern in Freiburg?

Ach, wenn ich nur mitten unter Euch sitzen könnte! Aber wenn ich vom Schreibpapier aufsehe, stehen fremdländische Palmen drüben am Meer im Regen, und die Wellen schlappen laut um die Bordwand des Schiffes.

Ich grüße Euch alle herzlich und, bitte, tröstet Annie mit einigen Briefworten, wenn Ihr könnt.

Hoffentlich einmal auf Wiedersehen!

Euer Max in Asien

An Annie und Korfiz Holm

Garoet (Java), Hotel Papandajan,
24. März 1915

Lieber Korfiz und liebe Annie,

ich bin von Sumatra wieder nach Java gefahren, denn innerhalb Niederländisch-Indien nehmen die holländischen Kapitäne Deutsche an Bord. Aber nach Europa nimmt kein holländisches Schiff einen Deutschen mit, wegen der Scherelei mit den Alliierten.

Ich wollte versuchen, von Java nach Amerika zu kommen. Dort könnte ich vielleicht in deutschen Klubs Vorlesungen halten. Aber bis jetzt ist auch nach dieser Weltrichtung kein Fortkommen von hier möglich.

Was ich aushalte, das will ich gar nicht klagen, das ist stündlich ein Jammer in meinem Herzen, der bald meine Kräfte erschöpft.

Daß ich diese große Zeit so elend einsam in der Fremde und in Asien verbringen muß, das ist das Qualvollste. Daß ich von Annie so lange getrennt sein muß, ist nicht minder qualvoll, aber das läßt sich bei späterem glücklichem Wiedersehen nachholen. Doch die tiefe Stimmung, die jetzt durch alle Menschen in Deutschland geht und aus siebzig Millionen Deutschen einen einzigen Deutschen macht, das erlebt Ihr, und ich fühle es nur wie den Schatten eines großen Erleb-

nisses aus der Ferne nach. Das quält mich jeden Augenblick. Ich hörte, daß Dein Hans, liebe Annie, bei Mülhausen kämpft. Wie stolz Du sein darfst, dieses zu wissen. Ich wünsche ihn Dir aber trotzdem recht bald gesund und unverletzt nach Hause. Der Friede wird uns allen nach diesen langen, langen Monaten eine große Erlösung sein.

In Sumatra lebte ich auf vielen Pflanzungen als Gast. Alle waren sehr gastfrei, alle Deutschen dort, und ich wurde viele halbe Tage in Autos herumgefahren, bis hoch ins Gebirge und die Menschenfresserdörfer des Battakervolkes.

Ich habe auf allen Reisen viele Aquarelle gemalt. Zwölf Bilder davon stellte der Kunstverein, der holländische, in der Hauptstadt Medan aus. Die Zeitungen schrieben lange Aufsätze darüber, daß ein malender deutscher Dichter es der Öffentlichkeit vergönne, sein Tagebuch in Farben anzusehen. Und sie wußten alle gar nicht, daß Sumatra so lebhaft farbig ist.

Eine kleine Gedichtsammlung, ganz hübsch ausgestattet, wie ein besserer Preiskurant einer Weinfirma, gab der «Deutsche Verein» von mir heraus, zum Besten der Hinterbliebenen der «Emden». Ich nannte die Lieder: «Des großen Krieges Not». — Ich sende es Euch, sobald ich Exemplare erhalte.

Ich habe außerdem diesen Winter ein dickes Kriegstagebuch geschrieben, das die Kriegswirkung und die Wirkung der falschen Neutertelegramme hier im Osten beschreibt und die Aufstände hier in ganz Indien, hervorgerufen durch die Erklärung des Heiligen Krieges. Ebenso beschreibe ich mein Sumatralieben im Urwald.

Hier in Garoet, das ein Luftkurort auf einer Gebirgshochebene ist, umgeben von vierzig Kratern, von denen noch einige rauchen, sah ich gestern Abend zum ersten Mal in einem Bioskop einen Kriegsfilm. Aber nur Ruinen belgischer Städte. Kriegsbilder von Soldaten erlaubt die neutrale holländische Regierung nicht.

Alle deutschen Zeitungen und illustrierten Blätter erhalten wir aber hier. Und ebenso täglich Telegramme, natürlich sehr kasstriert.

Meine tägliche Gesellschaft hier ist ein älterer Major, Herr von Auer. Er war früher Adjutant des Großherzogs von

Weimar. Ich habe ihn auf der Neu-Guinea-Reise auf dem Schiff kennen gelernt und ihn jetzt wieder zufällig hier getroffen. Er hat noch einige Zeit die Besetzung von Deutsch-Neu-Guinea mitgemacht. Und er floh auf einem kleinen Segelboot und entkam nach wochenlangen Strapazen hierher. Aber von hier kann er auch nicht weiter und wartet wie ich sehnlichst auf Frieden.

Hier in Java ist das immergrüne Land des ewig schönen Sonnenwetters. Nachmittags regnet es noch manchmal. Denn wir sind am Ende der Regenzeit, in der es jeden Spätnachmittag gewittert und sturzregnet. Den ganzen Winter sah ich Rosen in den Gärten, sowohl in Sumatra als auch jetzt in Java. Immer laufe ich wie alle in weißen Schuhen, weißem Leinwandanzug ohne Weste, weißem Strohhut oder Tropenhut. Auch wenn es regnet, ist es heiß wie im Kesselraum eines Dampferwerkes.

Jetzt ist seit drei Tagen die Sonne mittags nach Norden gewandert. Im Winter stand sie anständig wie in Europa zu Hause im Süden, jetzt beginnt aber wieder die verrückte Zeit, wo die Sonne alles verkehrt macht.

Lieber Korfiz, ich danke Dir, daß Du mir das Büchlein der Lena Christ schicktest. Ich lebte die ganze Kriegserklärungszeit in München dadurch bei Euch ganz und gar mit. Sehr gelungen ist die Wasserleitungsvergiftungsnachricht geschildert. Sehr schön und ergreifend der Auszug aller Truppen. Grüßt die Lena herzlich von mir! Ach, wie werde ich Deutschland wiederfinden? Werde ich überhaupt noch einmal nach Hause finden? Ich sitze oft im Geist in meinem winzigen Häuschen im Guttenberger Wald, gehe von Gartenbank zu Bank und besuche meine Bäume dort. Wenn es nicht so unmännlich wäre, möchte ich den ganzen Tag die Hände vors Gesicht halten und wie ein Kind heulen über die schwere Sehnsucht, die ich bald nicht länger ertragen kann.

Ich bin hier so fürchterlich allein mit mir und mit dem Heimweh. Von Annie kommt alle vier Wochen ein Brief, da die andern alle verloren gehen. Von Euch habe ich in der ganzen Kriegszeit noch nie einen Gruß bekommen. Vielleicht ist auch von Euch Nachricht verloren gegangen? Das muß wohl so sein. Ich höre sonst alles nur aus Zeitungen.

Wüßte ich nur, ob dieser Brief Euch erreicht. Ich möchte

so gern in dieses Briefpapier eingewickelt mit dem Brief zu Euch reisen.

Lieber Korfiz, liebe Annie, wir haben es alle recht schwer. Ihr ebenso wie ich, das weiß ich. Ich umarme Euch beide herzlich. Grüßt alle Kinder.

Euer Max

Besondere Grüße an Hans.

An Wilhelm Panzerbieter

Garoot (Java), 20. April 1915

Lieber alter Willy,

Du hast mir einen so schönen ausführlichen Brief geschrieben, und diese edle Tat muß gleich vergolten werden.

Also ich will Dir zuerst meine Freude sagen darüber, daß Du so festes Vertrauen in den endlichen Sieg unserer deutschen Waffen hast. Ich hatte immer hier aus der Ferne die vollste Überzeugung, daß ein so gut geordnetes Heer, wie das unsere, und daß ein so opferfreudiges Volk zusammen siegen müssen über alle Feinde der Welt. Zuerst als der Krieg begann, war ich natürlich tief erschrocken über die Menge der verschiedenen Feinde, und ich litt viel innere Pein, denn ich fürchtete, wir könnten von dem Massenansturm der großen Feindschaft an allen Grenzen niedergedrückt und langsam erstickt werden.

Gleich aber nach den ersten raschen Heldentaten, und als ich las, wie fröhlich jeder im Lande mithalf, sein Bestes zu tun, da war ich beruhigt.

Du weißt, daß ich die Kriegsnachricht am sechsten August auf dem deutschen Reichspostdampfer «Manila» erhielt. Das Schiff liegt heute noch bei den Molukkeninseln im gleichen Hafen, wo ich es damals verlassen mußte. Und ich war damals schon auf der Heimreise von Neu-Guinea begriffen und sollte am achtzehnten September in Genua europäischen Boden wiedersehen. Und sollte im Winter 14/15 eine große Vortragsreise durch Deutschland, Österreich und die Schweiz halten. Daraus wurde nichts. Ich kam mit einem holländischen Schiff nur bis Sumatra. Dort wurde mir gesagt, daß ich auf der Weiterreise im ersten englischen

Hafen, wie so viele heimreisende Deutsche, von dem neutralen holländischen Schiff heruntergeholt würde. Und der deutsche Konsul sagte mir, daß ich in Sumatra den Kriegsverlauf abwarten müsse. Damals im September, denn so lange dauerte es, bis ich von den Molukken nach Sumatra kam, glaubte man, der Krieg wäre spätestens bis Weihnachten beendet.

Die Deutschen auf den Gummi- und Tabakpflanzungen nahmen mich sehr liebenswürdig auf. Und der deutsche Verein von Sumatra, an dessen Spitze ein berühmter Tropenarzt Prof. Dr. Schüffner steht, ließ später meine kleine Sammlung Kriegslieder, die ich auf Sumatra in Sehnsucht und Heimweh geschrieben hatte, drucken. Sie wird jetzt zum Besten der Hinterbliebenen der «Emden»-Besatzung von der dortigen Buchhandlung zu drei Gulden und mehr verkauft. Ich schicke Dir ein Exemplar. Es sind ungefähr vierzig Lieder.

Ich habe außerdem viele Aquarellbilder gemalt und im Kunstverein der Hauptstadt Medan ausgestellt, und die holländischen Zeitungen schrieben lang und breit darüber.

Da alle Pflanzer dort gute Autos besitzen, reiste ich viel im Lande umher und kam auch ins Gebirge und war oben am Toba-See. Das ist ein See, groß wie unser Bodensee, der einsam und nur von Menschenfresserdörfern des Batakervolkes umgeben hoch im Gebirge liegt.

Ich habe mit den Menschenfressern, die merkwürdigerweise gute Schachspieler sind, sogar Schach gespielt und meine Partie gewonnen. Jedes Dorf besitzt eine erhöhte Holzgezimmerte Pfahlhütte, das ist das Schachklubhaus. Auf dem Bretterfußboden sind die Schachbretter eingericht, und man liegt auf der Diele und spielt, umgeben von allen Dorfältesten, die ohne Waffen herumhocken, eifrig das Spiel verfolgen und alle glänzend spielen.

Der See ist von Tropenlandschaft, Kokos- und Betelpalmenbeständen und hohen Bergzügen umgeben. Und ich reiste mit Professor Schüffner und einem Dr. Baermann aus München zur Weihnachtswochen dorthin, und wir feierten dort am See die Sylvesternacht. Die Wilden haben dort einen Marktplatz, wo sie wöchentlich unter uralten Bäumen zusammenkommen, wie ehemals bei uns die alten Deutschen. Sie haben lange Einbaumboote, darin rudern an die fünfzig

nackte braune Kerle, und bei ihnen hocken ihre kleinen Weiber. Sie bringen Nüsse, Tabak, gebratene Hunde (Leckerbissen) usw. auf den Markt, und es machte mir viel Spaß, dort wie ein Wilder herumzuwandern. Wir gingen in Badekostümen von morgens bis abends, und wenn wir nicht im warmen Seewasser lagen, saßen wir im brutheißen Strandsand; und dies im Januar, in den Neujahrstagen! Auch die Frauen der Ärzte waren dabei, und man konnte glauben, man wäre in einem europäischen Seebad.

Die Menschenfresser erzählten mir auch, daß die Handflächen der Menschen, wenn diese älter sind, am besten schmecken. Am besten schmeckt die linke Handfläche, weil der Battakermann damit zeitlebens das Gemüse ißt. Mit der rechten ißt er den Reis. Vom Gemüseangreifen wird nun die linke Handfläche mit der Zeit würzig und schmeckt besser als die fadere rechte Hand. Jeder Vater und jede Mutter wird, wenn sie alt genug sind, im Schoße ihrer Familie geschlachtet und von der Verwandtschaft verspeist. Sie finden gar nichts dabei, da sie sich lieber ihren Angehörigen als den Würmern in der Erde gönnen.

Mitte Februar reiste ich von Sumatra, wo ich in der ersten Zeit viel unter dem mörderischen Klima zu leiden hatte, nach Java zurück.

Es war dies zufällig gerade in den Tagen, als in dem englischen Singapur, das Sumatra gegenüberliegt, der große Militäraufstand der indischen Truppen war. Die englischen Offiziere wurden eines Tages plötzlich von meuternden indischen Regimentern im Kasino der Stadt überfallen und beim Billardspielen und Whiskytrinken erschossen. Das war vom 12. Februar bis 20. Februar. Und heute ist es noch nicht sicher dort. Die ganze europäische Bevölkerung, meistens Engländer, flüchtete mit Frauen und Kindern auf die im Hafen liegenden holländischen und chinesischen Handelsschiffe. Man rief durch drahtlose Telegraphie einen japanischen und einen französischen Kreuzer zu Hilfe. Denn seltsamerweise befinden sich gar keine englischen Kriegsschiffe mehr hier draußen in den asiatischen Gewässern. Seit man die «Emden» nicht mehr zu fürchten hat, sind alle Schiffe nach Suez und zu den Dardanellen gewandert. Die meuternden Jnder liefen in Singapur zuerst zum Gefangenens-

Ramp, wo man seit Monaten alle deutschen Kaufleute aus Singapur und Penang hinter Stacheldrahtzäunen festgesetzt hatte. Die Meuterer boten den Deutschen Gewehre und Munition an. Diese wollten aber als Europäer nicht auf Europäer schießen. Vierzig von den gefangenen Deutschen flohen in die Wälder und zur Küste. Aber nur sechzehn kamen davon, herüber zu uns nach Niederländisch Indien.

Die andern wurden wieder eingefangen oder stellten sich freiwillig. Viele hundert Meuterer wurden von Japanern und Franzosen (Marinesoldaten) niedergeschossen.

Nun bin ich auf Java, im Hochgebirge. Ich fand viele Deutsche hier, die, wie ich, nicht weiter können. Meine tägliche Gesellschaft ist ein Major, mir aus Neu-Guinea bekannt, der auch hier wartet. Vielleicht gelingt es uns, da Japan deutschfreundlich geworden ist, mit einem japanischen Dampfer Amerika zu erreichen und dann Europa.

Sei herzlich begrüßt, alter Willy, von

Max Dauthenden

An Georg Kademacher

Garoet, Hotel Papandajan,
31. Dezember 1915

Sehr verehrter Herr Konsul,

ich habe Ihren kurzen Besuch noch in lebhafter Erinnerung und möchte deshalb zum Jahreswechsel meinen besten Wünschen für Sie ein wenig Luft machen. Möchten Sie und wir alle im Jahre 1916 noch eine Reihe Siege feiern dürfen und endlich am großen europäischen Friedenstag froh aufatmen.

Wenn mir auch die lange Verbannung und Trennung von der Heimat oft sehr weh getan hat, so freue ich mich doch, dadurch hier draußen eine Reihe Männer kennen und schätzen gelernt zu haben; und wenn man solchen Deutschen wie Ihnen gegenübersteht, so wird dadurch manches wieder gut gemacht, und man freut sich, bei allem Traurigen auch blei-

bende angenehme Erinnerungen aus der Gefangenenezeit mit in die Friedenszeit hinübernehmen zu können.

Dieses mußte ich Ihnen zu Neujahr sagen.

Ihr aufrichtig ergebener

Max Dauthenden

Garoet, Hotel Papandajan,
2. Januar 1916

Sehr geehrter Herr Konsul Rademacher,

ich danke Ihnen bestens für Ihren freundlichen Neujahrsgruß und für die Benachrichtigung.

Mit einem holländischen Paß zu reisen, würde ich nicht wagen können, da ich gar kein Holländisch spreche. Aber mit einem schwedischen Paß könnte ich recht gut reisen. Doch wo den hernehmen, da er auf braune Augen und braune Haare lauten soll und alle Skandinavier hell sind. Ueberhaupt ist mir die Paßfrage nicht sehr sympathisch, wenn das Glück nicht gerade einen durchaus passenden Paß in meine Hand gäbe. Viel lieber wäre es mir, wenn Sie Ihren Einfluß geltend machen wollten und mir einen Platz auf dem Schiff verschaffen könnten, so daß ich ausnahmsweise als Deutscher mitreisen dürfte.

Ich bin so beglückt von dem Gedanken, von hier fortzureisen zu dürfen, daß ich Ihnen gar nicht genug versichern kann, wie glücklich mich Ihr Brief gestern Abend machte.

Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, daß Sie an mich dachten. Ach, wenn Sie meine Reise auf jenem Schiff durchsetzen könnten – ich wäre wie neugeboren.

Könnten Sie vielleicht dem Kapitän versichern, daß ich nur nach Amerika möchte, um dort in gesunderem Klima den Frieden abzuwarten. Und da ich als neunundvierzigjähriger Mann nicht mehr militärpflichtig bin, so kann er mich doch gern mitnehmen.

Man braucht ihm ja nicht zu erzählen, wie sehr ich mich nach Europa heimzukommen sehne.

Und glauben Sie nicht, daß die Kapitäne durch die großen deutschen Erfolge ein wenig deutschfreundlicher denken? Denn jedem echten Mann muß doch Deutschlands Kraft, Ausdauer und Mut Achtung einflößen. Bitte, versuchen Sie

Ihren Einfluß geltend zu machen. Und darf ich bei Zusage um das Telegrammwort «Ja» bitten. Ich meine, wenn der Kapitän zugestimmt hat, daß er mich mitnehmen will.

Mit herzlichem Dank und Gruß
Ihr sehr ergebener

Max Dauthenden

Garoet, 1. Februar 1916

Sehr geehrter Herr Konsul Rademacher,

für die telephonische Benachrichtigung neulich nochmals meinen besten Dank.

Wegen der bevorstehenden Reise möchte ich einige Fragen stellen, hoffe Sie aber dadurch nicht zu belästigen. 1. Wird von den Mitfahrenden an Bord des für mich in Frage kommenden Dampfers vorher in Soerabaya in den Zeitungen eine Liste, wie es sonst Sitte ist, veröffentlicht?

2. Verlangt der Kapitän von mir einen Paß?

Wenn beides der Fall ist, so müßte ich doch unter angenommenem fremden Namen reisen, da durch die letzten englischen und indischen Zeitungsnotizen, die von meinem Verschwinden aus Sumatra sprachen, mein Name den Engländern und Holländern bekannter geworden ist, als es mir für meine Reise lieb sein kann. Ich freue mich sehr auf die endliche Reise, die hoffentlich zustande kommen wird.

Möchten Sie mich, sobald Ihnen die Abreisezeit bekannt ist, bitte, recht früh davon benachrichtigen. Ich wollte dann vorher noch einen kurzen Ausflug nach Tosari machen.

Einen Paß, auf meinen Namen lautend, habe ich bereits im Sommer 1915 von Konsul W. erhalten (versehen mit einer Photographie). Hier habe ich den Herren erzählt, daß ich nach Tosari und dann nach Sumatra reisen will. Und ich habe also keine Indiskretionen zu befürchten.

Könnten Sie schon in Erfahrung bringen, ob die zuletzt Abgereisten gut angekommen sind?

Ich bin Ihnen zu herzlichem Dank verpflichtet für Ihre Mühe.

Ihr sehr ergebener

Max Dauthenden

Garoet, Hotel Papandajan,
11. Februar 1916

Sehr geehrter Herr Konsul Rademacher,

Graf Moltke, Generalstabschef, hat mir durch meine Frau sagen lassen, ich solle mich von den Engländern gefangen nehmen lassen. Dann würde ich durch das Kriegsministerium sofort ausgetauscht werden. Meine Frau war in Berlin bei Gräfin Moltke, nachdem das Auswärtige Amt mit dem Kriegsministerium wegen meines eventuellen Austausches verhandelt hatte. Alle bedauerten, daß ich nicht in englischer Gefangenschaft bin, denn dann wäre meine Heimkunft leicht zu bewerkstelligen. Ich schicke dieses voraus, damit Sie verstehen, wie es mir nun in Bezug auf meine Reise nach Manila ganz gleich ist, ob englische Kriegsschiffe die holländischen Schiffe untersuchen.

Ich danke Ihnen bestens für Ihre gestrige Nachricht. Meinen Brief, den ich Ihnen vor acht Tagen ungefähr schrieb, haben Sie wohl erhalten? Lieber wäre mir natürlich, wenn ich nicht erst die Lage einer Gefangenschaft durchkosten müßte. Aber ich bin ja Schriftsteller, und da wird die Gefangenschaft später eine literarische Erinnerung werden. Ich möchte Sie dringend und herzlich bitten, doch zu versuchen, den Kapitän zu bewegen, daß er mich vielleicht, wenn es nicht anders geht, heimlich mitnimmt. Im Notfall würde ich mich auch hinter seinem Rücken auf dem Schiff einschmuggeln. Ich halte es nicht länger hier aus, ich werde gemütskrank durch das lange Getrenntsein von zu Hause. Aber vor allem hält mein Herzleiden das Klima kaum noch aus.

In Amerika, in Philadelphia, lebt eine verheiratete Schwester von mir, auch ist mir das Klima dort zuträglicher. Und außerdem habe ich Hoffnung, da ich schwedisch spreche, von dort als Schwede nach Norwegen reisen zu können.

Ihr gestriger Brief machte mir einen so schweren Schrecken, ich hatte so sicher gehofft, nun am 23. Februar mitreisen zu dürfen. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Fürsorge und bitte Sie um baldige weitere Nachricht.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr Max Dauthenden

An Hedwig Fischer

Soerabaya, Simpang-Hotel,
17. Januar 1917

Sehr verehrte und liebe Frau Fischer,

von Zeit zu Zeit versuche ich mal wieder Briefe nach Deutschland zu senden. Aber ich fürchte, es kommt keiner an seine Adresse. Schicke ich sie direkt, so kommen sie gar nicht mehr an, lege ich Briefe in Annies Briefe, so werden sie herausgenommen, weil das Mitschicken von andern Briefen verboten ist. Ich versuche es trotzdem wieder.

Wie es Ihnen geht, Ihnen und Ihrem lieben Gemahl, das kann ich mir so schwer vorstellen. Mitten im belagerten Land! Mitten im gequälten Land! Es ist traurig, daß der Krieg weiterdauern muß. Aber es wäre viel trauriger, ihn zu früh zu beenden, so lange wir nichts zurückerhalten für all das vergossene Blut.

Ich bin jetzt hier an das Klima halb und halb gewöhnt. Es ist sonderbar, daß der Mensch selbst das gewohnt wird, was ihm zuerst tödlich erschien.

Java ist aber ein wundervolles Land, trotz allen Qualen, sage ich mir täglich wieder. Es hat herrliche Landschaften und graziöse und künstlerische Eingeborne. Musik und Tanz hier sind das Schönste, was ich je auf Erden gehört und gesehen habe. Die Leute aus Vorderindien kommen mir gegen die Javaner plump vor. — Ich war auch in den Gebirgen oben, wo ich es aber der feuchten Nebelluft wegen nicht lange aushalte. Dann bin ich lieber in der Hitze unten am Meer. Aber es gibt herrliche Gebirgsritte zu Vulkanen, deren es unzählige gibt. Und dort oben ähneln die Vulkanlandschaften den Mondkraterlandschaften — nur Lava, nur Asche und donnernde Rauchwolken in unendlicher Einsamkeit. Aber man reist auf Java wie in Europa. Ich machte viele Autofahrten. Die Wege sind, bis hoch in die Berge, so gut wie in der Schweiz und noch besser. Es gibt prachtvolle Gasthäuser, überall elektrisches Licht, künstliches Eis und Badezimmer. Der Java-Express hat Speisewagen wie in Europa, die Reisewelt ist hier wie in Europa, man muß immer erst telegraphieren, um Zimmer zu bekommen, so-

viel wird gereift. Ich erzähle Ihnen das, damit Sie es sich vielleicht mal in Friedenszeiten überlegen, solch wundervolle Javareise zu machen.

Ich habe unzählige Versuche gemacht, von hier fortzukommen. Aber immer scheiterte es. Einmal war ich schon zehn Stunden an Bord eines Dampfers der Pazific-Java-Linie und dachte, nach San Franzisko kommen zu können und von dort über New York und Schweden nach Deutschland. Aber vor Abgang des Dampfers hat man mich mit allen Koffern wieder an Land gesetzt. Die Linie, d. h. der Agent, sagte, sie arbeiteten mit englischem Kapital und dürften keinen Deutschen mitnehmen. Auch am 23. Dezember letzten Jahres war wieder alles fertig für mich zur Abreise nach Amerika. Wieder wurde im letzten Augenblick alles umgestoßen. Ich erlebe dann immer grauenhafte Wochen von Enttäuschung nach der heftigen Anspannung vorher.

Wir fürchten hier, daß wir doch noch England oder die Japaner auf Java landen sehen werden. Und was dann mit uns Deutschen geschieht, das kann man nicht ausdenken. Denn auch der unschuldigste Deutsche hier ist England ein Dorn im Auge.

Immer noch werden die um Java reisenden Schiffe von englischen Kriegsschiffen angehalten und nach Deutschen untersucht. An ein Fortkommen ist deshalb nicht zu denken. Auch ist eine mohammedanische Bewegung hier im Gang, die heißt Sarikat-Islam. Sie will alle Europäer aus dem Osten vertreiben, das Christentum ausrotten, die Herrendienste aufheben und die Steuerlasten abschaffen. In Sumatra begann diese Bewegung im September mit blutigen Aufständen. Auf ganz Java ist der Sarikat-Islam verbreitet. Ich selbst habe hier ein Abendfest im Stadtgarten von Soerabaya mit erlebt, vom Sarikat-Islam gegeben. Es waren Hunderttausende, Mohammedaner, Javanen und Araber, versammelt. Sie zeigten Wettkampfspiele und Sport aller Arten bei Musik und Theater Vorstellungen in der Nacht im besflaggten Stadtgarten, der reich beleuchtet war. Die Europäer besuchten das Fest harmlos. Erst nachher erfuhr man, daß derselbe Sarikat-Islam die Ermordung der Europäer in Djambi auf Sumatra angestiftet hatte. Bisher hatte die holländische Regierung den mohammedanischen Sarikat-

Islam-Bund geduldet. Jetzt erst sind ihr die Augen aufgegangen, und sie wurde vorsichtig. Ich fürchte, ich habe noch viel zu erleben hier, und leider nichts Friedliches.

Denn das deutsche Friedensangebot wurde ja hier allgemein von allen Zeitungen verhöhnt. Es ist eine übermenschlich große Zeit, in der wir leben. Ich glaube, es ist die alte, von den Vedas seit Tausenden von Jahren prophezeite Zeit des Kampfes der Riesen der Götterdämmerung.

Die Erde häutet sich. Das alte Europa verblutet. Der alte Erdteil Asien ist an der Reihe, aufzuleben und die Führung der Erde zu übernehmen. Was hilft es, wenn Deutschland auch siegt! Die Welt ist nicht bloß ein Futterplatz. Wir haben kein leitendes Ideal mehr. Das Christentum ist abgestorben. Hier in Asien feiert man wenigstens das Leben als ein geräuschloses tägliches heiliges Fest. Man arbeitet, aber man feiert im Arbeiten innerlich. Bei uns ist vom Innerlichen nur noch Lebensnot da, oder Frivolität. Die Asiaten, die klugen hier, staunen, daß das maschinenkluge Europa sich mit seinen eigenen Maschinen ermordet. Sie hatten nie erwartet, daß das möglich wäre. Wir haben es ja in Europa immer geahnt, daß der Krieg über uns kommen muß, aber von dieser Größe und Grausamkeit hat ihn sich keiner gedacht. Ich halte die Asiaten für die Asen, für die Lichtgötter, die nach der Götterdämmerung, nach dem Kampf der Riesen die Führung der Welt übernehmen.

Denn aus diesem Krieg ersteht Europa nie mehr zur alten Macht. Japan hat hier bereits alles, was sonst aus Deutschland eingeführt wurde, mit seinen Waren überschwemmt. Selbst nachgemachtes deutsches Bier kommt jetzt aus Japan nach Java. Stoffe, Maschinen, alles mögliche kommt jetzt aus Japan hier an und verdrängt Deutschland und England. Aber ich unterhalte Sie mit Politik, liebe Frau Fischer, Sie werden täglich genug davon zu Hause in den Zeitungen haben.

Wie geht es Ihrer kleinen Tochter? Oft mußte ich denken, wie grausam es ist, daß Sie Ihren Sohn vor dem Krieg hergeben mußten. Er wäre jetzt vielleicht ein mutiger Soldat geworden!

Ich habe auf den öden Hotelveranden in meinen langen Stunden so viel Zeit, nach Hause und an alle, die mir lieb

sind, zu denken. Denn da ich nicht weiß, ob die Briefe durchkommen, lockt es mich nicht, für den Papierkorb des englischen Zensors zu schreiben. Und dann unterhalte ich mich besser stundenlang in Gedanken mit der lieben Heimat. Aber nun versuchte ich es mal wieder mit einem Brief. Ich bitte alle guten Geister, den Brief in Ihre Hände zu bringen.

Sein Sie und Ihr Haus herzlich begrüßt, ebenso alle Freunde und ganz Deutschland von einem still Verzweifelten!

Ihr Max Dauthenden

An Marie Minderman

Tosari, 3. April 1917

Liebe Mie,

gestern bekam ich Ihren Brief vom 23. März.

Sie hätten recht, sich zu beklagen, wenn ich nicht in dieser Zeit des Schweigens einen großen Brief an die ganze Menschheit geschrieben hätte.

Die ganze Zeit hier war eine Art unbewußter Vorbereitung. Und nun habe ich die Arbeit, die aber keine Arbeit war, sondern helle Freude, so ziemlich abgeschlossen. Es ist ein großes Lied, das ich dichtete. Über hundert Seiten lang, und es gibt meine weltfestliche Lebensanschauung in einem Liede zusammengefaßt. Es heißt: «Das Lied vom innern Auge» (Gedanken von der Weltfestlichkeit im Geist). Ich begann mit dieser Arbeit am 19. März und beendete sie jetzt in den letzten Tagen. Ich bin wie befreit von einer geistigen Unruhe. Seit ich meine letzten Bücher (zwei Bände, «Gedankengut aus meinen Wanderjahren») geschrieben hatte, schwebte mir immer der Wunsch vor, diese festliche Weltauffassung in Versen als eine geschlossene Arbeit niederzuschreiben. Denn in den beiden Bänden ist der Gedanke zwischen Lebenserinnerungen eingeschlossen und ich hatte ihn nicht für sich allein gegeben.

Ich bin jetzt sehr froh gestimmt, und es tut mir nur leid, daß ich niemand hier habe, dem ich mein Lied vorlesen könnte. Denn beim Vorlesen erst erkennt man, da man dann

auch mit fremden Ohr zuhört, ob es Lücken in den Versen gibt, oder ob der Gedanke sich rein und flüssig entwickelt.

Nun werden Sie es mir wohl nicht übel nehmen, wenn Sie hören, daß ich auch für Sie dieses Lied geschrieben habe, so wie für alle klugen, lebensweisen Menschen, die gelebt, geliebt und gelitten und doch den Mut nicht verloren haben. Daß ich in der Zeit, wenn ich dichte, gar keine andere Zeile schreiben kann, das werden Sie begreiflich finden. Wenn ich dichte, gehe ich auf Patrouillengang und durchdringe ganz einsam und atemlos die Urwälder des Chaos und suche mir helle Wege durchzuschlagen, geistige Wege, und dann bin ich nicht ein bequemer, sondern ein barbarischer Freund, der das Schweigen dann als Geistespflicht betrachtet, bis er wieder abgelöst wird von der Ruhe nach der Arbeit.

Anfang März hatte ich zum zweiten Mal hier in Tosari Malaria, dieses Mal stärker als das erste Mal, 41 Grad Fieber. Und wieder kam an diesem Fiebertag ein Brief von Ihnen zu mir an das Krankenbett. Ich sagte zu mir: «Sie hat versprochen, zu kommen, wenn du krank bist, und sie hält wirklich ihr Wort.» Ich freute mich sehr über Ihre treue Freundschaft. Aber meine Freundschaft ist ebenso treu, wenn mich auch mein Schreiber-Beruf manchmal zwingt, Pausen zu machen und auf Patrouillengang zu gehen.

Herzlich Ihr

Max Dauthenden

An Georg Rademacher

Tosari, Freitag, 6. April 1917

Lieber Herr Rademacher,

es tat mir sehr leid, daß Sie nicht mehr nach Tosari heraufkamen. Ich hatte mich so sehr darauf gefreut. Ich danke Ihnen bestens für die Zusendung der Briefkarte und eines Briefes meiner Frau. Die Karte war von einer mir ganz unbekanntem Dame aus New York, die ein Gedicht über den Main bei Würzburg von mir in einer amerikanischen Zeitung gelesen hatte; daraufhin schrieb sie. Das war doch nett.

Aber ich habe noch gar nicht von Ihnen gehört, wie Ihnen meine Bücher gefallen haben, «Raubmenschen» und die andern. Vielleicht hatten Sie noch keine Zeit zum Lesen?

Ich habe hier viel gearbeitet. Besonders in der zweiten Märzhälfte schrieb ich ein ganz langes Gedicht, das die Gedanken meiner festlichen Weltanschauung zusammenfaßt. Es heißt: «Das Lied vom innern Auge». Ich glaube, ich habe damit etwas ganz Außergewöhnliches geschrieben, aber ich meine das ohne jedes Selbstlob; ich will nur sagen, daß ich mich freue, etwas Großes getan zu haben. Daran ist die hohe, einsame Bergluft schuld, die einen das Leben innerlicher sehen läßt. Auch schrieb ich eine Reihe Tosari-Lieder.

Wo werden Sie Ostern verbringen? – Herr Holz erzählte mir, daß Frau Schmidt wieder krank und in Soerabaya ist. Geht es ihr bald besser? Ich habe noch nie im Leben so viel von Krankheiten gehört wie hier auf Java. Ich bin jetzt seit dem zweiten Malaria-Anfall ganz wohl und kräftigte mich wieder, dank der guten Bergluft. –

Dienstag, 10. April

Inzwischen von einem neuen Anfall ganz schwach geworden. – Nun haben wir also immer noch die ganze Welt gegen uns, China auch. Hoffen Sie immer noch auf baldigen Frieden?

Und Herr Lohmann soll nun auch entlassen sein. Das tut mir herzlich leid. Wieder ein Märtyrer der guten deutschen Sache. Wird er nicht zu schwer davon getroffen? Bitte, sagen Sie ihm und Frau Lohmann meine mitfühlenden Grüße. Es ist schauerlich, wieviel Opfer der Krieg verschlingt. Auch in der Sumatra-Post stand gestern eine Notiz, daß mein Freund Karl Schadt, Administrator der Rubber-Pflanzung Lima Poelock, von der belgischen Compagnie des Caoutchoucs de Padang entlassen wurde. Der Arme ist so ein fleißiger Mann gewesen, und nun auch entlassen, nur weil er deutsch ist.

Ostern ist vergangen. Und dieser Brief mußte leider drei Tage liegen bleiben. Ich hatte wieder ziemlich schweres Fieber, 39,3. Das Chinin-Essen hat wieder beginnen müssen. Ich wollte den Brief am Samstag beendigen, statt dessen mußte ich mich zu Bett legen. Nun bekommen Sie meinen Ostergruß verspätet.

Vorläufig ist es wohl das Beste, wenn ich noch im ruhigen, kühlen Tosari bleibe, wenn ich auch große Sehnsucht

nach deutschen Familien habe, und vor allem nach Ihnen und Ihrem mir so lieben Hause.

Es wäre schön, wenn Sie mal wieder heraufkommen wollten! Beste Grüße allen Bekannten! Recht herzlich

Ihr Max Dauthenden

An W. Blochert

Tosari, 7. Juli 1917

Lieber Herr Blochert,

Ihre Büchersendung ist gut gelandet, ebenso Krawatten und Postanweisung. Ich danke Ihnen bestens. «Im Schlaffenland» und «Jagd nach Liebe» habe ich beide gelesen. Es ist eine schauerliche Literatur, und ich werde mich mit diesem schwelgerischen Geist nie befreunden. Am Schluß jedes Buches blieb mir Ekel im Halse. Es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, ich wäre lieber Ihrer Ansicht gewesen und hätte gern gelobt. Aber mit dem besten Willen finde ich keine Erquickung an den widerlichen Helden dieser Romane.

Sehr gut gefielen mir die «Auszüge aus den javanischen Briefen». Die haben mit jedem Satz gesagt, was uns allen täglich auf der Zunge liegt und nicht zu Worte kommt. Ich freue mich sehr darüber.

Ich habe in mein Skizzenbuch Aquarelle gemalt, Erinnerungen an die Smeroe-Besteigung. Außerdem schreibe ich viel Tagebuch.

Es regnet jetzt gar nicht mehr. Ich gehe nachmittags zu Sonnenuntergangsstunde meistens mit der Gesellschaft meiner Gedanken spazieren und plaudere dann mit allen Geistern, die ich wiedersehen möchte, nah und fern.

An Georg Rademacher

Tosari, Sanatorium, 14. Juli 1917

Lieber Herr Rademacher,

es tut mir so leid, daß ich Sie neulich nicht erreichte. Zuerst war einer dazwischen, der mit Semarang sprechen

mußte, sagte man. Und am zweiten Abend versuchte ich es aus allen Kräften, bekam aber zuletzt Fräulein Bullschläger im «Tête à Tête». Ich freute mich, zu hören, daß es Ihnen allen gut geht. Bei mir klopft die Malaria immer noch alle paar Wochen als Stammgast an, dann muß das Chinin dieser mir unlieben javanischen Freundin die Tür weisen.

Werden wir denn nicht bald die letzte englische Tonne versenkt haben? Ich glaube, der Unterseekrieg wird nach der gescheiterten Offensive 1917 bei den Feinden doch Friedenslust zeitigen. Aber ich muß mich wohl auf einen vierten indischen Winter vorbereiten. Dann wird es, so wie Herr Diehn im Sommer 1916 zu mir sagte: «Finden Sie nicht, daß die Zahl 1918 genau so klingt, als ob es dann Frieden gibt; denn es klingt gut in den Ohren, wenn man später in der Geschichte sagen wird «der Krieg 1914 bis 1918». Alle andern vorhergehenden Zahlen, 15, 16, 17, klingen nicht so schwerwiegend im Ohr wie 1918. —

Ich werde mich dann, nach Berlin zurückgekehrt, in der Literatur-Geschichte «javanisch-deutscher» Dichter von den Kritikern nennen, d. h. schimpfen lassen müssen. Weil ich zu lange auf Java war. Aber ich hoffe doch nicht entdeutsch zu sein.

Ich schreibe jetzt das «Weltfestlichkeits-Lied» ab. Bei der Reinschrift merkte ich erst, wie umfangreich es ist. Und da ich auch noch Einschaltungen mache, bin ich erst in ein paar Wochen damit fertig.

Ich habe auch ein Dutzend Aquarelle von der Smeroe-Aussicht gemalt, nach Bleistift-Skizzen, die ich unterwegs machte.

Aber nun weiß ich doch nicht, wann Dr. v. Faber zum Tdjen-Plateau geht? Vielleicht teilen Sie es, wenn Sie Zeit finden, dem Tosari-Einsiedler, bitte, mit. Wenn ich nicht Fieber habe, würde ich gern mal die Tdjenreise meinem Java-Buch einverleiben. Ich glaube, die Zensoren in England essen jetzt alle Briefe meiner Frau auf, an Stelle von Toast mit Jam. Der letzte war vor fünf Monaten geschrieben.

Lieber Herr Rademacher, küssen Sie Elschen von mir. Herzlich grüßt Sie

Ihr Dauthendey

An W. Blochert

Losari, den 21. Juli 1917

Lieber Herr Blochert,

gestern Abend bekam ich von Herrn Mademacher telefonische Mitteilung, daß ungefähr zwanzig Herren meinen Geburtstag mit mir in Malang zu feiern wünschten. Aus zwei Gründen mußte ich es ablehnen, trotzdem mich der gute Gedanke und die Ehrung sehr freuten.

Erstens hatte ich immer wieder Fieberanfänge, mal schwerer, mal leichter. Und vorgestern Abend konnte ich deshalb auch nicht zu Tisch, mußte Chinin nehmen und mich bald legen. Ich darf meinem Körper diese riesige Temperaturschwankung nicht zumuten. Es ist wohl nicht nötig, daß ich beteuere, wie wenig lustig mir solche Fest-Diät vorkommt.

Aber wenn einige Herren mich in einem Auto besuchen wollten, ganz in aller Gemütlichkeit, ohne weitere Umstände, so würde mich das natürlich sehr freuen. — Doch wenn ich ganz aufrichtig sein soll, würde es mich am meisten freuen, wenn wir bei Kriegsschluß ein Friedensfest machten; und wenn dann jemand dabei meiner fünfzig Lebensjahre bei einem Glas Wein gedenken will, so halte ich das für vollkommen genug. Denn dann sind wir sicher alle in köstlicher, erlöster Heimkehrstimmung, und es wird eine wirkliche Freude dabei sein. Die habe ich jetzt nicht, da ich drei Jahre von Frau und Heimat getrennt bin. Und da, meine ich, ist Geburtstagseinsamkeit das Beste und das, was mich am wenigsten schmerzt. Mich freuen zu sollen in diesem Kriegsleid jetzt, bereitet mir innerlich Schmerz. Bei näherem Nachdenken werden Sie und auch die anderen Herren das alles mit mir fühlen.

Auf der Sonnenaufgangsveranda, die Sie gesegneter Schläfer aber nie mit diesem Namen zu würdigen gewußt haben, haust jetzt unter den bügelnden Javanenbabus eine echte Singapore-Chinesin, die den Javanen alles auf Englisch vorträgt. D. und ich lachen sehr, wenn die Babus dann ganz ernst der Chinesin mit «Yes» antworten.

An Georg Rademacher

Zofari, 26. Juli 1917

Lieber Herr Rademacher,

mir scheint, es fehlte am Schluß vom Feste
gestern die mündliche Dankbarkeitsgeste.
Doch war mein Mund auch vernagelt stumm,
mein Geist ging in allen dankbar um.

Das ist's, warum Dichter sich immer verspäten:
Versunken und schwärmend sie's Feuer anbeten.
Sie wärmen sich gläubig am Glühen vom Fühlen,
Sie kosten die Funken aus noch im Verköhlen.

Da sie das Echo des Blutes gern fangen,
Erwachen sie erst, wenn alles gegangen.
Sie strecken die Hände dann dankbar aus
In's leere, verlassene festliche Haus.

Doch ich bitte, es sei uns Träumern vergeben!
Wir schaffen dem Dank einst ein ewiges Leben.
Gefühle, die schwanger an Liedern sich tragen,
Singen Dank auf Trümmern von toten Tagen.

Max Dauthendey

Zofari, Sonntag, 5. August 1917

Lieber Herr Rademacher,

besten Dank für Ihren Gruß aus Djokja. Es freute mich,
daß Sie bei dem künstlerischen Denkmal an mich gedacht
haben.

Nun habe ich in dieser Woche die Reinschrift des Weltfest-
lichkeits-Liedes fertig gearbeitet.

Ich mußte einen volkstümlichen Titel an die Spitze setzen,
da das Lied ja für unser Volk und alle Völker geschrieben
ist, und durfte deshalb den philosophischen Titel nur als
Untertitel anwenden. Ich nannte es:

«Das Gras wachsen hören»
Ein Lied der Weltfestlichkeit im Geist.

Wollen Sie nun die Güte haben und irgend jemand finden, der mir das Lied mit zwei Durchschlägen abschreibt. Ich will gern die Abschrift pro Seite bezahlen, wie ich es in Europa gewöhnt bin. Wenn es nur recht gut und sauber abgeschrieben werden kann. Ich möchte bitten, daß die Zeile Zwischenraum zwischen den Versen so eingehalten werden möchte wie im Manuskript, ebenso die Einteilung der Abschnitte.

Ich bin Ihnen recht dankbar, wenn die Arbeit bald und schnell gemacht werden kann. Ich habe ein so unsicheres Gefühl, so lange ich das Manuskript nicht mehr in Händen habe. Denn ich habe in der Reinschrift einiges verändert, so daß ich das Manuskript, wenn es verloren ginge, nicht mehr in gleicher Fassung besäße.

Hoffentlich ist Ihnen Ihre Erholungsreise recht gut bekommen. Ich freue mich, daß Sie wieder in Soerabaya sind, da habe ich das Gefühl, Sie kommen vielleicht doch mal wieder zu mir Einsamem herauf in die helle Luft von Tosari.

Nun gehen wir in's vierte Kriegsjahr. — Der Kaiser hat gut und mutig gesprochen. Es freut mich, daß die Stimmung zu Hause so ausdauernd und siegeszäh ist.

Herzlichen Gruß auch an Elschen!

Ihr Max Dauthenden

An Trudi Bullschläger

Tosari, Sonntag, 19. August 1917

Liebes Fräulein Bullschläger, also direkt am Gefängnis vorbeigeschlüpft! Es ist eigentlich schade. Sie haben damit den Kavaliereu G., L. und Dauthenden die Möglichkeit genommen, eine Heldentat zu tun und Sie zu befreien. Ich rate Ihnen, warten Sie das nächste Mal wieder auf gut schweizerisch mit der Hundesteuer, damit wir das Gefängnis stürmen dürfen.

Und als ich Ihren Brief zu Ende gelesen, rief ich ebenso, wie Sie es taten: «Zuchhe!» am Schluß. Bin sehr erfreut, daß der Geburtstag hier oben gefeiert wird. Das war wirklich eine schöne Überraschung. Ich werde alles recht schön be-

stellen. Ich erfahre aber erst heute abend, welche Zimmer frei werden. Ich saß eben im Kontor, und der Administrator zerbrach sich seinen Dickhädel, wie er es einrichten soll, einen Pavillon frei zu bekommen. Aber bis heute abend kann er bestimmt antworten. Dann telephoniere ich Ihnen. Für den Fall aber, daß Sie heute am Samstag vielleicht ausgeladen sind und ich Sie am Telephon nicht erreichen kann, schreibe ich diese Zeilen und telephoniere Montag früh um neun Uhr nochmals. Ich hörte auch, daß in dieser Woche der kleinen Lene-Lore Drießen Geburtstag ist. Möchten Sie meine besten Wünsche dort abgeben? Ich schicke zugleich mit diesem Brief an Ihre Adresse eine Postanweisung mit zehn Gulden. Würden Sie so freundlich sein, ein Bilderbuch oder eine Bonbonnière von mir für die liebe Kleine einzukaufen. Ich weiß nicht, vielleicht hat das Kind noch andere Wünsche. Dann, bitte, etwas anderes. Ich weiß den Tag des Geburtstags nicht, darum lege ich einen Gruß in Kartenform ans Geburtstagskind hier bei. Frau Drießen sagte im Brief: «in der nächsten Woche», gab mir aber leider keinen Tag an.

Schade, daß man keine Momentphotographie gemacht hat, wie Sie vor dem Richter saßen. Ich denke, so sah es aus! Und dieses rührende Bild tadelloser Ergebenheit in die richterliche Macht erzwang die Freisprechung. Nicht wahr?

Herzliche Grüße vom Berg ins Tal

Max Dauthenden

An Herrn Holz

Lofari, Sanatorium, 29. August 1917

Lieber Herr Holz,

ich komme schon wieder. Bitte, tun Sie mir einen Gefallen! Freitag hat Herr Rademacher Geburtstag. Ich möchte ihm etwas recht Geschmackvolles schenken. Vielleicht ein kleines goldenes Taschenfeuerzeug. Glauben Sie, daß es welche für fünfzig Gulden ungefähr gibt? Wollen Sie, bitte, für mich zum Juwelier gehen und sehen, was Sie finden. Es darf auch mehr kosten, wenn es nur hübsch ist. Ich möchte ihm zur Erinnerung an die Kriegszeit den deutschen Reichsadler klein (nicht zu prozig) darauf gravieren lassen. Das

kann der Juwelier wohl machen lassen. Vielleicht auch ein Monogramm, klein. Da Rademacher seinen Geburtstag in Tosari feiert, bitte ich, daß mir der Juwelier das Geschenk (versichert, d. h. eingeschrieben) per Postnachnahme an meine Adresse schickt. Ich muß es aber spätestens Donnerstag haben. Freitag wäre zu spät.

Sein Sie mir nicht böse, daß ich Sie plage. Aber ich vertraue Ihrem guten Geschmack und glaube, Sie finden das Richtige für mich.

Wann kommen Sie denn? Kommen Sie doch Freitag mit! Geht das nicht? Es ist so schön kühl und doch sonnig hier.

Ich habe auch an eine Krawatten-Nadel für Rademacher gedacht. Aber Nadeln darf man nicht schenken, das zersticht die Freundschaft, heißt es. Und da ich noch aus dem vorigen Jahrhundert bin, habe ich noch Aberglauben, denn meine Jugend wuchs nicht beim elektrischen Licht auf.

Also, bitte, suchen Sie was recht Kleines und Gediegenes und Brauchbares für unser Obrigkeit's-Geburtstagskind aus! Aber, bitte, bis Donnerstag muß es hier sein. Will der Juwelier mich vielleicht telefonisch etwas fragen, so möchte er in der Mittagszeit anklingseln, das heißt zwischen elf und zwölf Uhr morgens, da bin ich meistens sprechbar.

Vielen Dank im Voraus für Ihre Mühe! Herzlich grüßt
Ihr M. Dauthenden

An Marie Minderman

Tosari, 4. September 1917

Liebe Frau Mie,

es ist gar nicht schön von Ihnen, daß Sie mir nicht mehr schreiben. Es war doch so angenehm für mich, zuzuhören. Ich antworte doch immer gleich, wenn ich den Brief lese. Ich nicke bei jedem Ihrer Sätze mit dem Kopf. Und lache leise. Und danach setze ich mich an meinen Schreibtisch und arbeite fleißig.

Jetzt aber, wo Sie nicht mehr schreiben, zerbreche ich mir den Kopf mit Gedanken, und nun schreibe ich heute endlich. Da Sie mich stören, wenn Sie aufhören zu plaudern. —

Ich erlebe doch gar nichts als meine Arbeiten am Schreibtisch. Was soll ich davon erzählen? Das lesen Sie doch spä-

ter, wenn es gedruckt ist. Ich schreibe jetzt ein langes erzählendes Lied aus meiner Gefangenschaftszeit, es beginnt mit der letzten Küstenfahrt in Neu-Guinea. Den Helden des Liedes nenne ich «Rotkehlchen-Mann».

Mein fünfzigster Geburtstag war recht gemütlich, wie ich mir ihn wünschte. Es waren statt der fünfundzwanzig Herren, die mich nach Malang zu einer großen Feier eingeladen hatten, nur fünf Herren hier. Ich war nämlich recht karnickelmäßig ungezogen gewesen. Leber hatte alles in Malang großartig hergerichtet, ein Gartenfest mit Gamelang-Musik und ein Diner. Ich bin aber nicht gekommen. Ich hatte solchen Kummer in meiner Brust, weil der Krieg gar nicht aufhört, so daß ich gar keine Lust zu einem Fest verspürte. Ich blieb in Tosari, und Konsul Rademacher kam mit fünf Herren im Auto herauf, um mir von der deutschen Kolonie zu gratulieren. Ich bekam von den Deutschen auf Sumatra und Java einen großen Gong auf einem Holzgestell geschenkt. Das war sehr freundlich. Es kamen viele Telegramme, sogar aus Deutschland, nur das von meiner Frau aus Schweden, das kam nicht durch. Der letzte Brief von meiner Frau ist vom Januar datiert, und ich erhielt ihn im März. Seitdem habe ich keine Post mehr gehabt. — Ich war sehr erfreut über das Karnickel-Telegramm aus Borneo. Ich danke recht herzlich auch für das und für die Briefe vorher. Vor acht Tagen im August hat Konsul Rademacher auch seinen Geburtstag hier auf Tosari bei mir gefeiert. Er brachte sein Kind und die Gouvernante mit. Er wollte auch keine große Feier in Soerabaya machen, darum kam er herauf und war drei Tage hier.

Liebe Nie, nun wird es ein Jahr, daß unsere Freundschaft Geburtstag feiert. Ich muß jetzt oft an die Tage in Malang denken, wo Nie und Kaka und der Mofsendichter zusammen auf Ihrer Hotelveranda saßen und Geschichten erzählten. — Haben Sie nichts vom Doktor Fabertchen gehört? Ist es gut in Holland gelandet? Diesen Winter muß sein hitziges Herz frieren bei der Kohlennot und dem Kartoffelmangel. Der arme nervöse Herr hätte lieber im fetten Indien bleiben sollen.

Aber ich wollte doch lieber zu Hause frieren und hungern, als noch länger auf Java die leere Sonne anstarren.

Ich glaube, der Krieg dauert noch drei Jahre, Amerika hat es gesagt. Und es sieht auch so aus.

Die hübschen Photos von Borneo von Ihren Flußreisen und von Ihrer Veranda, alles habe ich lang und andächtig betrachtet. Ich danke Ihnen und freue mich, daß ich mir nun ein wenig Ihre Umgebung vorstellen kann. Ich möchte so gern auch mal einige «Kiekjes» von den wilden Eingeborenen haben. Haben die dort keine Tänze und Festlichkeiten?

Ich habe Ihnen doch erzählt, daß ich im Mai auf dem Smeroe war? Sechs Tage im Zelt unterwegs mit zwei- unddreißig Kulis. Es war anstrengend, aber herrlich.

Am liebsten würde ich immer im Zelt wohnen und im Gebirge herumziehen und gar keine Hotels bewohnen. Das ewige Essen in den Hotelspeisesälen, drei Jahre nun, das ist ermüdend. Ich bin nun sieben Monate auf Tosari und niemals unten gewesen, nicht einmal in Soerabaya. Gießlers kommen jetzt öfters nach Soerabaya und wohnen dann zu Besuch bei Konsul Rademacher. So erzählte mir die Gouvernante.

Hier ist es immer voll von Gästen. Viele Australier, Amerikaner und Engländer aus Singapore laufen auf dem großen Tennisplatz herum. Ich habe öfters Besuch von deutschen Kaufleuten und Familien. Aber oft bin ich auch wochenlang allein, und dann sitze ich so viel am Schreibtisch, daß ich keine Linte mehr riechen mag, wenn es Abend wird. Kennen Sie einen Rittmeister Winkler aus Malang? Neulich war er mit einer Schwadron hier auf Tosari. Sie machten Übungen oben im Gebirge. Ich sah ihn nur von weitem. Wieviel Mann hat eine Schwadron? So fragt der Mofsendichter. «Siebzig», sagte mir der Administrator von Tosari, «sind es dieses Mal.» Kann denn eine Schwadron einmal mehr und einmal weniger haben? Ich werde niemals behalten, wieviel Soldaten Battaillone und andere -one bilden. Wissen Sie noch, wie Sie mich unterrichtet haben? Aber mein Kopf behält nicht so gut wie dem Kaka sein Federkopf.

Rademacher kannte Rittmeister Winkler und lobte ihn sehr. Er machte mir auch einen prächtigen echten Offizierseindruck. Außerdem soll er sehr deutschfreundlich sein. Er sagte zu Rademacher: «Jetzt sollen die Deutschen nur ja keinen Frieden machen, nur aushalten, dann bekommen sie die Eng-

länder!» Darin hatte er sehr recht. Ich will auch gern aus-
halten, so schwer es ist, von Frau und Heimat getrennt
leben zu müssen, aber lieber soll es nur noch länger dauern,
wenn dadurch Deutschland siegt.

Seit zwei Monaten hatte ich kein Fieber mehr. Das kalte
Klima hier in Tosari, das wie ein ewiger nebeliger Herbst
ist, tut mir sehr gut. Aber manchmal ist es auch recht traurig
im Sanatorium. Neulich starb ein Kontrolleur drei Zimmer
von mir. Drei Tage erstickte er und schrie und kämpfte mit
dem Tode. Ich wurde fast krank vom Anhören dieses drei-
tägigen Todeskampfes. Er war noch jung, und seine Frau
ist erst zweiundzwanzig Jahre alt. Beide taten mir sehr leid.

Wie geht es Ihnen und Ihrem Gemahl in der Wildnis?
Wenn es nicht Krieg wäre auf dem Meer, dann hätte ich Sie
längst einmal besucht. Ich glaube, ich würde das Urwald-
leben lieber haben als das dumme Hotelleben. Aber ich kann
ja nicht von Java fortreisen, da immer neugierige englische
Kriegsschiffe den Moffen nachlaufen. —

Bin ich nun artig gewesen, daß ich heute diesen Brief
schrieb und meine Arbeit am Schreibtisch liegen ließ?

Dafür bekomme ich wenigsten drei Antwortbriefe? Nicht
wahr?

Grüßen Sie Herrn Hauptmann von mir und Frau Leut-
nant und den Freund Kaka. Und grüßen Sie das ganze hol-
ländische Kamp von einem gefangenen Moffen. «Lioba»
liegt immer auf meinem Schreibtisch. Dieses Frauenzimmer
spricht sehr schöne holländische Verse. — Ich mach eine tiefe
Verbeugung und, wie die Wiener sagen: «Küss' die Hand,
gnädige Frau!»

Herzlich Ihr

Max Dauthendey

An Georg Rademacher

Tosari, 29. November 1917

Lieber Herr Rademacher,

Ihr lieber Brief freute mich so sehr. Hätte ich nicht mit
einer Gesichtskrankheit zu kämpfen gehabt, hätte ich gleich
herzlich geantwortet.

Denken Sie, durch zuviel in der Sonne sitzen und kalten Zugwind bekam ich plötzlich ein rotes, angeschwollenes Gesicht, das brannte wie Brennesseln, und der Arzt hier mußte mir eine Schwefelpaste geben, die mußte ich dick auflegen. Ich sah wie ein weißmaskierter Papua auf dem Kriegspfad aus. Wenn mich Elschen so gesehen hätte, «mein Verhältnis», mein einziges hier im Osten, sie wäre geflohen. Ich sollte auch ein rotes Tuch überm Kopf tragen und im dämmerigen Zimmer sitzen, wie ein gebändigter Stier in einer spanischen Arena. Das rote Tuch ließ ich weg, aber das dämmerige Zimmer hütete ich drei Tage. Nun ist das Gesicht bis auf die Ohrläppchen geheilt, und ich wage mich auf die Veranda, aber in den Eß-Saal darf ich noch nicht gehen, von wegen der weiß geschminkten Ohren. Seltsame Dinge erlebt man als Deutscher hier! Der Kaiser kämpft in der Politik seit Jahren für Deutschland um das Recht auf «einen Platz an der Sonne», und nun bekommt er dem deutschen Dichter so schlecht, der Platz an der Sonne.

Gestern bekam ich als Krankenzimmer-Besuch endlich mal einen Brief von meiner Frau aus Schweden. Sie glaubt, daß wir uns zu Anfang des nächsten Jahres (1918) wiedersehen dürfen. Dann wird es vielleicht doch Friede am 19. Dezember, wie ich es träumte. Ich glaube aber, nur ein russischer Friede kommt bis zu diesem Termin zu Stande. Der jüngste Bruder meiner Frau, der Marine-Leutnant war, hat einen Brief an den schwedischen König geschrieben und um Militärbefreiung ersucht, weil er im Kriegsfall «keinen Menschen töten könne», er hege christliche Bedenken. Er wurde daraufhin auch losgelassen. Er zitiert Bibelstellen. Meine Frau schickte mir den schwedischen Zeitungsbericht über diesen Fall. Wenn alle so dächten, gäbe es natürlich nie mehr einen Massenmord auf der Welt. Aber wo bleibt dann die Männlichkeit, das Heldentum des Körpers, des Mutes, der edelsten Manneseigenschaften! Am einseitig Geistigen schwächt sich die Menschheit und die Mannheit ebenso, wie sie sich durch einseitige Körperverrohung schadet, meine ich. Beide Kräfte, die des Friedens und die des Krieges, werden sich, so lange es eine gesunde Welt geben wird, immer ablösen wie Tag und Nacht.

Ich grüße Sie herzlich. Bitte, geben Sie meinem lieben blonden Verhältnis einen lieben Kuß von mir.

Ihr Max Dauthenden

Mein «Lied vom Geist der Weltfestlichkeit» schicke ich Ihnen bald zu. Ich danke Ihnen für das Interesse, das Sie dafür haben, und dafür, daß Sie es mir sicher aufbewahren wollen.

Zofari, 30. November 1917

Lieber Herr Rademacher,

mein Brief an Sie war gestern eben mit der Post abgereist, da brachte man mir die vielen Bündel schweizer Buchstaben und auch amerikanische, ebenso Ihre Postkarte. Ich dachte, ich sollte erstickt werden von so viel Zeitungspapier. Ich danke Ihnen bestens. Am liebsten waren mir die drei Postkarten meiner Frau; nachdem ich tags vorher erst einen Brief von ihr bekommen hatte, war das fast zuviel des Guten. Sie erzählt mir auch, alle größeren deutschen Zeitungen hätten Artikel über mich zu meinem Geburtstag gebracht, und die Buchhandlungen hätten alle meine Bücher ausgelegt, das hätte ihr der Verlag geschrieben. Der Verlag schenkte mir tausend Mark als Glückwunsch, die sind aber verloren gegangen. Die Stadt Köln, die Dichterehrungen gibt, sandte mir auch tausend Mark als Geburtstagsehrengabe, und die sind auch verloren gegangen. Denn hier bei mir ist von den beiden Sendungen nichts angekommen. Auch ein Telegramm (Gratulation) aus Schweden, unterschrieben von allen meinen Verwandten dort, ist nicht durchgekommen. Das ging von Paris wieder nach Stockholm zurück. Das Geld aber ging nicht zurück und treibt sich irgendwo herum. Was soll ich nur tun, um die zweitausend Mark aufzufinden? Kann man bei der Java-Bank deswegen anfragen? Abgesandt ist es im Mai und Juni (oder Juli), das Geld.

Hier leert sich die Überfüllung Zofaris endlich. Leid tut es mir aber doch, daß Burghoffs heute abgereist sind, heute morgen. Sie erzählte so hübsch, und mit ihm spazierte ich manchmal und spielte ich einige Mal Schach – ehe ich den Gesichtssonnenstich bekam. Prenzlauers sind gestern abgereist.

Wenn ich in die «Neue Zürcher Zeitung» schaue, höre ich

immer Fräulein Bullschläger laut und deutlich atmen, um nicht zu sagen: «schwägen»; sie ist doch eine richtige schweizer Tochter. Bitte, grüßen Sie sie von mir. Ich las vorhin gerade, daß dort, wo der Rhein geboren ist, und dort, wo der Rhein mündet (Schweiz und Holland), dem alten Strom der Friede bewahrt worden ist. Möge Fräulein Bullschläger uns auch den Frieden weiterbewahren – den schweizerischen.

Mit freundlichst dankbaren Grüßen für Ihre Sendungen
Ihr Max Dauthenden

An W. Blochert

Lofari, 28. Dezember 1917

Lieber Herr Blochert,

das Bild kommt in den nächsten Tagen, sobald ich besser bin. Ich war nämlich vergiftet und am Sterben. Ich bekam plötzlich heftiges Erbrechen, schrecklichen Blutverlust und mußte den Arzt nachts um zehn Uhr rufen lassen. Ich war schon ganz entkräftet. Alles ging im Verlauf von drei, vier Stunden. Zwei Tage lag ich ohne Nahrung zu Bett. Gestern durfte ich auf der Veranda liegen. Heute etwas aufstehen. Bin aber noch recht matt. Ich teilte es eben Rademacher mit. Nun sage ich es Ihnen.

Sollte mir etwas geschehen, etwas Menschliches, dann ermächtige ich Sie hiermit, alle meine Tagebücher und alle meine Schriften, Briefe und Bücher an sich zu nehmen. Und wollen Sie diese nach Kriegsende durch den Verlag Albert Langen, München, an meine Frau zustellen lassen. An Rademacher geben Sie, bitte, eine Abschrift des Weltfestliedes.

Der Arzt kam jeden Tag. Er konnte nicht feststellen, woher die plötzlichen inneren Blutungen kamen. Dysenterie oder Magengeschwür ist es nicht gewesen. Das Erbrechen war fürchterlich. Ich kniete halb bewußtlos an der Erde. Ich schreibe dieses für alle Fälle an Sie. Man weiß ja nicht, wann solcher Zustand wiederkommen kann.

Das Schreckliche war gerade am Weihnachtsabend um sechs Uhr, als ich eben ein Bäumchen, das mir Herr und Frau B. aus Soerabaya heraufgeschickt hatten, angezündet

hatte. Vom Weihnachtsfest hatte ich nur Schmerzen und Qualen zu aller Einsamkeit.

Nun ein glückliches neues Jahr!

Wünschen Sie es von mir, bitte, allen Bekannten, denen ich meines Zustandes wegen nicht schreiben kann.

Herzlich

Ihr Dauthenden

An Martha und Otto Wirbak

Losari, 29. Dezember 1917

Liebe Familie Wirbak,

ich kann Ihnen nur einen kurzen Gruß schreiben. Ich war nämlich Weihnachten totkrank. Der Arzt weiß nicht, war es Garnelen-Vergiftung oder Magenblutung. Ich bekam gerade abends Ihr liebes Paket, das feiste Kissen, das ich sofort auf meinem Liegestuhl unter meinen Kopf legte, während ich den kleinen brennenden Baum betrachtete, mütterseelenallein auf meiner Veranda. Der Baum war, zugleich mit Ihrem Kissen, abends von B.s aus Soerabaya angekommen. Da, wie eben das Bäumlein um sieben Uhr abgebrannt war, wurde ich von Schwindel und Ubelsein gepackt, hatte heftiges Erbrechen und viel Blutverlust. Das dauerte bis zehn Uhr. Dann war ich ganz erschöpft. Ich lag so schwach, als der Doktor kam, der mir sofort Pulver gab und alles tat, was er konnte. Dann lag ich zwei Tage ohne Nahrung. Dann ging es zwei Tage besser. Und heute darf ich wieder ausgehen. Aber nur wenig. Der Arzt, der jeden Tag kam, sagte, er verstehe noch immer nicht, was dieser Anfall war. Nur sehe ich natürlich blaß und angegriffen aus. Ich glaube, es waren Garnelen, und dabei ist mir beim krampfhaften Erbrechen im Magen eine Ader geplatzt.

Das war kein Weihnachten. Nur eine Stunde war schön, am Anfang. — Ich hoffe, Sie hatten es in Soerabaya lustig und stimmungsvoll. Daß die Beilchen so früh geschickt wurden, daran war der Sonntag schuld. Da geht keine Paketpost ab, sagte Herr de Klein zu mir. Und er sagte, ich müßte es deshalb früher abgehen lassen, das Körbchen. Es tut mir leid, daß Sie mich deshalb so fürchterlich zankten, Otteken,

und davon bin ich sicher dann krank geworden, und nicht von den Garnelen.

Denken Sie, ich bekam ja auch eine Flasche Kognak mit drei Sternen, das Feinste auf der Welt! Auch dafür einen herzlichen Händedruck! Versucht habe ich ihn leider noch nicht, aber im Augenblick, wo ich schreibe, kommt Herr Wagner herübergestürzt (er wohnt nebenan) und ruft: «Ich löse Sie nun ab, Herr Dauthenden, ich bin auch krank.» Und schon fängt er an, ebenso wie ich am Weihnachtsabend, glaubt er. Ich ließ sofort Ihren Kognak öffnen und schickte ihm ein Glas durch den Jungen hinüber. Es ist morgens zehn Uhr. Der Regen hat tüchtig begonnen, und draußen ist es wie ein europäischer Wintertag, so nebelgrau und gemütlich düster.

Nun muß ich mich wieder auf meinen Stuhl legen. Aber in der Sylvesternacht lasse ich mich im Landoel zum Bromo tragen. Denn da ist das große Bromo-Fest morgens von fünf bis neun Uhr. Ganz Tosari wallfahrtet dann nachts zum Bromo und Tausende von Eingeborenen. Haben Sie nicht Lust, mitzukommen? Dann müssen Sie aber vorher Herrn de Klein telephonieren, sonst gibt es weder Kulis, noch Pferde, noch Landoel mehr.

Sollten Sie aber leider nicht kommen, so grüße ich Sie herzlich zum Jahreschluß und umarme Otteken und Marteken lebhaft zum neuen Jahr.

Herzlich

(Familie) Dauthenden

An W. Blochert

Tosari, 2. Januar 1918, morgens 7 Uhr

Lieber Herr Blochert,

gottlob, nun bin ich wieder Mensch. Gesicht und Magen sind geheilt. Ich verzweifelte schon beinah.

Es fällt mir heute ein, daß Sie sagten, es wären noch drei Gulden Uberschuß in Ihrer Hand. Nun möchte ich Sie bitten, mir einige Gegenstände von van Dorp heraufschicken zu lassen, die Mehrkosten per Postnachnahme Tosari:

1.) einen Abreißkalender, Novi Nederland 1918,

- 2.) zwei Briefbogen=Block, Quart, weiß oder blau, dünn, Übersee,
- 3.) zwei Schreibpapierblock, Quart, weiß, wenn möglich unliniert,
- 4.) sechs Bogen Fließpapier.

Wenn ich dieses alles in Händen habe, hat meine hungernde Schreibseele wieder für einige Zeit Ruhe.

Sie fragten, ob die japanischen Novellen japanisch sind? Nur die Titel und die acht Naturschönheiten sind japanisch. Die Geschichten sind vollständig dauthendensche Erfindung. Alles glücklich erlogen. So werde ich auch mal über Java loslügen, wenn ich wieder im Guckelesgraben im Guttenbergerwald bei Würzburg mit meiner Schwedenfrau in meinem kleinen Waldhaus sitze. Meine Frau hört mich zu gern so lügen. Und sie hat sogar die Freundlichkeit, sich diese Lügen diktieren zu lassen. Das ganze Biwasee-Buch habe ich ihr mal in München in drei Wochen vorgelogen und diktiert.

Was halten Sie von dem «Brede»-Gefasel? Es scheint mir doch ein wenig wahrscheinlich zu klingen. Meinen Sie nicht? Aber ich hüte mich vor jeder zu frühen Hoffnung und will lieber weiter zweifeln am baldigen Friedensfest.

Zum Bromofest ließ ich mich nachts um zwei Uhr am Montag Morgen im Landoel hintragen. Es war ganz wunderbar. Auch hierüber werde ich später hoffentlich mal recht viel lügen können.

Haben Sie ins «Gedankengut»-Buch hineingeguckt? Darin ist aber nichts gelogen. Es sind meine Lebensjahre von 1890 bis 1900.

Schreiben Sie bald viel und eingehend
Ihrem Sie herzlich grüßenden

Dauthenden

An Helene Drießen

Tosari, 8. Januar 1918

Liebe Frau Drießen,

entschuldigen Sie mich, daß ich Ihnen heute erst herzlichen Dank sagen kann für das schöne, liebe Bild von Lene-Lore, das mir Ihr freundlicher Weihnachtsmann gebracht hat.

Ebenso erwiderte ich im Geist schon öfters herzlich Ihren lieben Neujahrsgruß. Ich wünsche mit Ihnen, daß uns allen endliche Kriegserlösung werde.

Was mich betrifft, so leide ich an großer Lebensmüdigkeit. Es ist zu lang, diese vierjährige Trennung von Frau und Heimat! Und wenn ich wenigstens ein gewisses Kriegsende sehen könnte, würde ich mich gestärkt fühlen. Aber die Ungewißheit schwächt mich innerlich und äußerlich. Ich suche mich mit viel schriftlicher Arbeit zu betäuben. Aber die Abendstunden voll Leere reißen immer alles ein, was ich am Tage am Arbeitstisch an Willenskraft zusammengerafft habe. Ich kann mich, weil ich mich so humorlos fühle, schwer zum Brieffschreiben aufrütteln, weil ich Angst habe, mich dann in Klagen, die mir doch niemand nachfühlen kann, ergehen zu müssen.

Ich komme mir oft als der Einsamste auf Java vor. Alle Menschen haben hier ihren alten Bekanntenkreis oder Wirkungskreis, der ihnen Java heimisch macht. Nur ich gehöre nicht hierher. Ein deutscher Dichter gehört in deutsches Land, unter deutsche Bäume und deutsche Wolken, und nicht unter Palmen und ewiges Blau, nicht unter braune Javanen, sondern unter klare deutsche Menschen.

Ich habe auf dem Spaziergang am Morgen zum «Nymphenbad» ein Gedicht geschrieben. Ich schicke es Ihnen hier:

Morgen-Lied des Gefangenen

Das Farrenkraut wuchert saftig grün,
Die Bergkuppen ragen umwölkt und kühn.
Die Bergwasser klingen in Schlucht und Spalt,
Der Himmel leuchtet Jahrtausende alt.
Der Frühwind erfrischend mein Blut umweht,
Mein Auge schauend am Weg wartend steht.
Im Bergland geht Morgenseligkeit um, —
Nur mir bleibt mein Heimweh, drückend und stumm.

Es grüßt Sie, Lene-Lore, das Raubbeinchen, und seinen
Papa herzlich

Ihr Max Dauthenden

An Georg Rademacher

Lofari, 24. Januar 1918

Lieber Herr Rademacher,

seit gestern geht hier das Gerücht, daß die Lloyd-George-Rede (aus der vorgestrigen Zeitung) vielleicht in einem halben Jahr Frieden bringen könnte. Ich möchte es so gern glauben. Es sieht wirklich darnach aus, als ob das englische Volk kriegsfatt wäre. Die Holländer sagen das hier auch alle untereinander. Es wäre zu wünschen, daß man nicht noch Tausende von Menschen im Frühjahr hinhorden müßte für ein Ziel, das seinen Sinn verloren hat. Denn ein nützlicher Sieg entsteht aus diesem Krieg keinem Volke direkt. Es entsteht allen Völkern in direkter Kriegsfolge nur Sorge, Not und langjährige Entkräftung. — Es war aber doch sehr richtig, als ich im Jahr 1914, vorausahnend, daß der Krieg kein fröhlicher sein würde, meine kleine Gedichtsammlung «Des großen Krieges Not» nannte. Damals wunderten sich einige Leute darüber, daß ich Elend erwartete und keine Siegesfröhlichkeit. Siegesstolz können wir haben nach den vier Jahren Krieg, aber keine Siegesfroheheit.

Daß Sie Schuldirektor wurden, amüsierte mich zu hören. Sie machen auf dem Bild, das ich bekam, auch ein so gestrenges Gesicht, daß man bitten möchte: «Edelgestrenger Mynheer niet doen!» Es ist aber doch sehr schön, daß die lieben deutschen Kinder eine deutsche Lehrerin bekommen in Fräulein von Duisburg. Frau Burghoff hatte mir bereits von jener deutsch-amerikanischen Dame erzählt.

Wann kommen Sie einmal wieder herauf in die deutsche Frische von Lofari? Seit drei Tagen stürmt es so heftig, daß man glaubt, das Sanatorium fliegt ins Meer hinunter. Es ist wunderbar kalt und grau jetzt, und wenn die Lannen sich biegen und zischen, ist es wie Vorfrühlingssturm in Deutschland.

Lieber Herr Rademacher, grüßen Sie, bitte, alle guten Deutschen. Ihnen und Elschen herzlichen Gruß von

Ihrem Dauthenden

Lofari, 9. Februar 1918

Lieber Herr Rademacher,

besten Dank für die Zusendung der Zürcher Zeitung. Ich sende sie heute zurück. Wie geht es Ihnen?

Hier oben ist seit einem Monat ein ununterbrochen rasender Sturm. Heute Morgen um sieben Uhr war auch ein kleines Erdbeben. Ich glaube, der «Bromo» wollte sich bemerkbar machen und mir gratulieren, daß ich heute ein Jahr in Lofari bin. Deshalb erdbebte es. Die Hoteladministration schickte mir heute Morgen zur Feier des Tages einen großen, schönen Blumenkorb. Ich wünschte aber lieber, daß ich nächstes Jahr diese Feier nicht zum zweiten Mal erleben müßte, und daß wir alle lieber zu Hause frohes Wiedersehen mit Deutschland feiern dürfen.

Wie geht es der jungen deutschen Schule? Besucht Elschen sie jetzt schon? Ich glaube, daß es ihrem frohen Geist wohl schwer sein wird, mit anderen Kindern still zu sitzen. Ich kann mir von dem munteren Elschen gar nicht vorstellen, daß sie den Schuldrill mitmachen soll. Keine Zeit meines Lebens war so blödsinnig wie die Schulzeit. Ich denke immer, die jungen Griechen waren doch so gescheit und so natürlich klug und künstlerisch, und sie haben nie in mittelalterlichen Schulen stillsitzen müssen. Je freier der Mensch erzogen wird, desto kräftiger und lebensklüger wird er. Die Schule verdummt alle persönliche Anlage im Menschen und schafft Schablonenmenschen. Ich hoffe, daß unsere Enkel in ihren jüngsten und jungen Jahren nur Elternweisheit gelehrt bekommen und keine Schulüberflüssigkeit, die Herz und Geist lebensstumpf und lebensplump macht. Den Tod der Schule möchte ich doch noch so gern erleben.

Sein Sie mir darum nicht böse, lieber Herr Rademacher; ich vergaß ganz, daß Sie Schuldirektor geworden sind! Ich hoffe, Sie werden recht bald amtsmüde.

Herzlichen Gruß von

Ihrem Dauthenden

Lofari, 28. März 1918

Lieber Herr Rademacher,

wie schade, daß Sie nicht mit heraufgekommen sind. Herr Schubert brachte Else und Fräulein Bullschläger vorgestern

wohlbehalten hier an. Aber Fräulein Bullschläger scheint von einer innern Unruhe getrieben zu sein, es gefiel ihr hier nicht, und sie sehnte sich nach dem Wald von Ngaduwono, sagte sie gestern. Und heute morgen ging sie mit Else dorthin, um dort zu bleiben. Ich habe ihr zugeredet, doch hier zu bleiben. Es half aber nichts. Das tut mir sehr leid. Sie sagte auch, vielleicht kämen Leber und Frau v. Griesheim nach Ngaduwono, die sich dort aussprechen sollten. Außerdem meinte sie, sie wäre bei mir «aus der Mode» gekommen.

Sie können sich vorstellen, daß mich das recht überraschte. Ich war zu ihr so liebenswürdig wie immer. Und ich hatte mich auch auf Else herzlich gefreut. Ich hatte sofort für Fräulein Bullschläger einen Tisch arrangiert und Herrn und Frau Kellermann gebeten, mit uns zusammen zu essen, damit Fräulein Bullschläger etwas Damenverkehr hätte. Alles das hat sie aber gar nicht begriffen. Es scheint eine Unruhe in ihr zu sein, die sie überempfindlich macht.

Ich bedauere das um so mehr, da es nun hier den Anschein hat, als wäre ich zu kühn gewesen, und sie habe deshalb Tosari verlassen. Und da ich selbst inwendig in verzweifeltster Stimmung bin, weil ich seit einem halben Jahr nichts von meiner Frau hörte und das Heimweh mich ewig peinigt, so bin ich selbst so überempfindlich und regte mich sehr auf darüber, daß Fräulein Bullschläger uns hier verließ. Aber Kellermanns sagen auch, ich hätte nicht freundlicher und höflicher sein können, als ich zu ihr war.

Ich teile Ihnen das mit, um mich vor Ihnen zu verteidigen; denn es wäre mir äußerst peinlich, wenn Sie auch dächten, daß Menschen bei mir «aus der Mode» kommen könnten.

Kellermanns forderten mich gestern morgen auf, einen großen Spaziergang mit ihnen zu machen. Beim Frühstück forderte ich Fräulein Bullschläger auch auf, und riet ihr, Else zu Wirbaks in den Garten zu bringen, da der Weg zu weit für Else würde. Aber sie wollte nicht. Wir kamen erst um zwölf Uhr zurück. Und das schien Fräulein Bullschläger vielleicht als rücksichtslos empfunden zu haben. Ich bin recht verstimmt über das alles, und die andern auch. Denn Fräulein Bullschläger mußte doch fühlen, daß sie uns mit der plötzlichen Sehnsucht nach dem Ngaduwono-Wald beleidigte.

Wir nahmen zwar lachend Abschied von einander, aber doch finde ich es nicht schön, daß Fräulein Bullschläger uns alle so aufregte mit ihrer Abreise und sich nicht zum Bleiben überreden lassen wollte. Ich fühle mich jedenfalls vollständig unschuldig. Nur eines muß ich Ihnen gestehen, daß ich, seit Sie mich am vorigen Pfingstfest fragten, ob Beziehungen zwischen mir und Fräulein Bullschläger beständen – da Fräulein Bullschläger abends fortgelaufen war (und ich damals ebenso unschuldig war wie heute) –, daß ich mich also seitdem nicht mehr so harmlos lustig gegen Fräulein Bullschläger benehmen kann und mich vielleicht etwas zurückhaltender betrage. Aber doch bin ich mir nicht bewußt, daß ich es jetzt an Höflichkeit und Liebenswürdigkeit hätte fehlen lassen.

Else, mein kleines Verhältnis, habe ich nun auch zu Ostern nicht da behalten können. Wie schade, daß Sie nicht mitgekommen sind, dann wäre niemals eine solche Kette von Mißverständnissen aufgekommen. – Ach, was ist es schwer, mit nervösen Frauen auszukommen! Wenn sie überempfindlich sind, haben sie gar keine Geduld, Ruhe und Einsicht. Und ich bin doch selbst jetzt in Sorgen und Unruhe äußerlicher Art auch noch. Ich muß wieder eine Anleihe machen. Wissen Sie, lieber Herr Rademacher, niemand von Ihren Bekannten, der mir zu den üblichen Zinsen (bis zwei Jahre nach der Kriegszeit) fünftausend Gulden leihen könnte. Die lange Kriegsdauer zwingt mich zu nochmaliger Anleihe. Vielleicht können Sie meiner Unruhe bald Antwort geben. Ich bin sehr gequält.

Herzliche Ostergrüße!

Ihr Max Dauthenden

Lofari, 6. April 1918

Lieber Herr Rademacher,

es tut mir sehr leid, daß Sie immer noch an der Ohrenentzündung leiden. Ich habe neulich Herrn Schubert und auch Fräulein Bullschläger gebeten, Ihnen zu sagen, Sie möchten doch Makassar-Öl in Ihr krankes Ohr träufeln. Das hat mir in Garoet so gut geholfen. Frau Kapitän Grünberg gab es mir damals. Das ist ein rotes Öl, das ganz außergewöhnlich zart und fett ist. Es genügen drei

Tropfen oder fünf auf einem Teelöffel. Das muß dann leicht erwärmt werden über einem Streichholz oder an einer Kerze. (Aber nur eine Sekunde erwärmen, das Öl wird zu schnell heiß. Und es darf nicht heiß in's Ohr geträufelt werden. Sie müssen den Kopf dabei möglichst flach horizontal halten, wenn das Öl ins Ohr getropft wird (allein kann man es nicht, es muß Ihnen jemand helfen). Darnach müssen Sie den Kopf einige Minuten in horizontaler Lage lassen, damit das Öl Zeit hat, recht tief in das kranke Ohr einzudringen und sich dort zu verteilen. Wenn Sie darnach das Ohr etwas mit Watte verstopfen, damit das Öl nicht wieder herausfließt, dann werden Sie sehen, daß in wenig Tagen der Schmerz und die Entzündung gehoben sind. Am besten lassen Sie sich das Öl morgens nach dem Waschen und abends vor dem Schlafengehen in das Ohr tropfen. Ich habe es in Garoet und in Soerabaya angewendet, und immer hat es mir geholfen. Das Öl heilt alle Entzündung und nimmt den spannenden Schmerz fort, wenn das Ohr krank ist.

Ich bitte Sie dringend, wenden Sie das Öl an. Ich glaube, Sie werden es in jeder Apotheke bekommen. Es wird in kleinen, fingerlangen eckigen Flaschen verkauft. Bereitet ist es aus zerriebenen roten Blättern. Davon hat es auch die intensive, schön kirschrote Farbe.

Sollten Sie es aber in Soerabaya nirgends bekommen (Frau Grünberg ließ es damals aus Singapur nach Garoet schicken), so werde ich Ihnen meine kleine Flasche, die ich noch habe, mit Herrn W. hinuntersenden, sobald Sie mir darüber Nachricht geben lassen.

Ich lasse Fräulein Bullschläger auch vielmals danken für ihren freundlichen Brief, der mich recht freute. Beste Grüße. —

Ich wünsche Ihnen, daß es Ihnen recht bald besser gehen möge mit dem kranken Ohr. Ohrenleiden sind gar zu anstreifend und quälend.

Herzlichen Gruß, auch für Else,

Ihr Max Dauthenden

An Helene Drießen

Lofari, 25. April 1918

Liebe Frau Drießen,

vorhin schickte ich an Herrn Rademacher einen Prolog in Versen für das Wohltätigkeitsfest im Deutschen Verein. Herr Ebenstein, Präsident und sogenannter Flitterwöchler, bat mich, den Prolog abzufassen. Nun habe ich ihn abgefaßt. Diese Sorge bin ich glücklich los. Aber die Sorge, wer ihn vortragen soll, sitzt noch bei mir. Wollen Sie sich nicht dazu bitten lassen, diesem Prolog Ihre blühenden Lippen zu leihen? Ich finde, nur Sie passen dazu, im Namen des deutschen Patriotismus die Festbesucher anzufeuern, daß die Kassen für die Witwen und Waisen gefallener Soldaten sich bis an den Rand füllen.

Ich hoffe, Sie erschrecken nicht vor dieser Zumutung, denn Sie tragen doch ein festes, deutsches Haspe=Herz im Busen, ein unerschrockenes.

Also, bitte, lassen Sie sich nicht bitten. Sein Sie mir nicht böse, daß der Prolog etwas lang ausgefallen ist. Er hat sechzehn Verse zu vier Zeilen. Aber Ihr frischer Geist im frischen Herzen wird zum Besten des Vaterlandes auch das schwierige Auswendiglernen überwinden. Ich danke Ihnen im Voraus herzlich.

Besten Gruß Ihrem lieben Mann! Und für die Lene=Lore ein Dichterküßlein, ein bayrisch=deutsches.

Ihr Max Dauthenden

An Marie Mindermann

Lofari, 27. April 1918, Samstag,
Vorabend, 6 Uhr

Liebe Mie,

... Hier waren viele Konzerte von Violinspielern. Gestern Abend wieder ein großes Konzert von drei englischen Violinspielern. Diese Zerstreung, mit Tanz nachher, tut besonders Frau Büchlein sehr gut. Sie braucht immer etwas belebendes Gesellschaftsleben, um sich wohlzufühlen.

Ich bleibe meistens an Konzertabenden auf meiner Veranda bei meinem Buch und bei meiner Puß. Puß hat jetzt

Gesellschaft. Ein deutscher Herr hat eine kleine weiße Kage «Poeti». Aber Puß ist eifersüchtig und kann «Poeti» nicht vertragen.

Während ich diesen Brief schreibe, liegt Poeti unter meinem weiten Auto-Mantel und schläft auf meinem Schoß. Denn ich muß sie pflegen, da ihr richtiger deutscher Vater auf den «Smeroe» gewandelt ist und erst in drei Tagen wiederkommt. Die gelbverschleierte Lampe leuchtet mir auf den Brief, in der Zwölf-Zimmer-Galerie herrscht Vor-Abend-Leben wie zu den Zeiten, da Nie hier mitlebte. Draußen in die Rosenbüsche regnet es leise. Die Menschen plaudern, die Kinder schreien, die Katzen miauen, Syster Junker hat Abendgesellschaft von Hettie Peters. Dieses lange Zwölfzimmerhaus ist in der Vorabend-Stunde wie eine lange Dorfstraße, wo die Leute vor den Türen sitzen und schwätzen. Im Kampong drüben ist heute ein Beschneidungs-Fest, und den ganzen Nachmittag spielt lieblich und friedlich der Gamelang, der mit seinen traulichen Glockenlauten mein Heimweh und meine Sehnsucht angenehm beruhigt.

Hoffentlich schreibt mir der Borneo-Kaffer bald wieder einmal recht gemütlich. Denn die kleine freche Person kann doch hier in Indien mit niemand so gemütlich plaudern wie mit dem Karnickel.

Die kleine freche Person grüßt das Nie-Karnickel recht herzlich. Auch beste Grüße an Gofß. — Wie schade, daß Sie beide nicht in der Kühle und auf den Bergen bei mir sein können, wo es keine Moskiten gibt und dafür viele Lannen im Nebel voll Wassertropfen stehen, ganz wie in Hülfershörn.

Liebe Nie, nicht traurig sein.

Herzlich

Ihr Max Dauthenden

An Georg Rademacher

Sanatorium Tosari, 24. Juni 1918

Lieber Herr Rademacher,
vielen Dank für Ihren lieben Brief!

Am meisten freute mich daran, daß Sie bald wiederkommen. Wenn wir uns auch selten sehen, so habe ich doch ein

behaglicheres Gefühl, wenn ich Sie in der Nähe in Soerabaya weiß. Und ich fühle mit Ihnen, daß der künstlerisch lebhaftere Osten angenehmer ist als der stumme Westen Javas. Der siegreiche Anfang der österreichischen Offensive hat mich aufatmen gemacht. Vielleicht gibt es doch noch dieses Jahr wenigstens Frieden mit Italien und nächstes Jahr Frieden mit Frankreich und der übrigen Welt.

Frau Frahm hat sich zuerst schwer eingelebt hier oben. Sie ist immer sehr trübselig. Ich glaube, die Sumatra-Einsamkeit hat sie im Gemüt sehr angegriffen. Jetzt, scheint mir, gewöhnt sie sich allmählich an die Höhenluft. Aber schwermütig und blutleer wirkt sie doch immer noch. Es ist doch seltsam, wie wenig den meisten Europäerinnen das Kolonienleben bekommt.

Und mit dieser Beobachtung steht und fällt eigentlich das Urteil, ob Kolonien jemals auf lange Dauer lebenskräftig bleiben können. Wo die Frau sich nicht lebenskräftig entwickeln kann, kommt der Mann auch nicht lebenskräftig vorwärts. Eine Kolonie sollte nie Europäerinnen heranziehen, Kolonialleben sollte immer nur für junge Männer bestehen, die sich später zu Hause verheiraten, wenn sie hier ein Vermögen gemacht haben. Ich bin in den vier Jahren hier draußen noch keiner geborenen Europäerin begegnet, die nicht unzufrieden gewesen wäre und geklagt hätte. Das Muttertier einer Nation scheint sich schwerer verpflanzen zu lassen als das Vätertier (nach den Tropen, meine ich). Die Frau bildet aber auch, da sie mehr mit dem Gefühl lebt als mit dem Verstand, die nationale Eigentümlichkeit eines Volkes in sich stärker aus als der Mann, den mehr der Geist als das Gefühl leitet – der Allgeist.

Hier auf Tosari herrscht große Unordnung. Die neue Administration funktioniert noch gar nicht. Alle Welt beschwert sich. Und doch ist es so voll; wer Zimmer will, muß halbe Jahre lang vorausbestellen. Trotz allen Klagen bleibt aber Tosari doch der klimatisch angenehmste Platz Javas für mich. Nirgends atmet man so kühl und frei, Lannenluft, Bergluft und Meerluft zu gleicher Zeit. Mir ist immer, als lebte ich hier auf dem weltfernen kühlen Mond und schaute auf die unruhige überhitzte Erde hinunter.

Mein innigster Wunsch ist, nichts von Java mehr sehen zu

müssen und einmal nur von Tosari hinunter direkt zum Hafen Dedjong-Soerabaya fahren zu dürfen und das Schiff nach Europa zu besteigen. Der Himmel möge mir das bald erfüllen!

Aber es ist nicht wahr, daß ich Soerabaya besuche in der Zeit, wo Sie nicht da sind, d. h. daß ich mir die Zeit so ausgewählt hätte. Ich mußte sehr lachen, als ich das neulich in Ihrem Brief las. Ich werde von meinen in der Wäsche immer enger und enger werdenden Anzügen zum Schneider hinuntergetrieben. Aber nun bin ich auf den Gedanken gekommen, daß ich einen noch ganz weiten Anzug statt meiner zu Schelkuel hinunterschicke. Und ich selbst bleibe vorläufig noch im Mond, bis Sie wieder in Soerabaya sind.

Bitte, grüßen Sie alle Bekannten in Batavia!

Kommen Sie recht bald wieder zurück! Und wenn Sie irgend etwas Genaueres über den Austausch der Deutschen auf Java erfahren, wollen Sie mich hier oben im kühlen Mondgebirge nicht vergessen!

Herzlich

Ihr Max Dauthenden

An W. Blochert

Tosari, 6. Juli 1918

Lieber Herr Blochert,

zuerst vielen Dank für alles, was Sie mir heute mitteilten. Ich bin gerührt, daß Sie und Frau Richter und Rademacher sich so treu meines Weltfestliedes annehmen. Ich nehme das gerne an, da ich glaube, die Mühe wird von Erfolg belohnt werden.

Das Papier, das weiße, dicke, ist sehr schön. Der Umschlag ist ebenfalls sehr gut. Nur verstehe ich nicht, warum van Ingen auf seinem beigefügten Zettel von Dreifarbendruck spricht, da der Umschlag doch kaum in drei Farben leuchten wird; oder doch?

Ich möchte, daß auf dem Umschlag außen nichts anderes steht als in dicker kräftiger Golddruck-Schrift «Das Lied der Weltfestlichkeit». Sonst nichts. Mein Name und der Verlag sollen erst innen auf dem inneren Titelblatt ge-

druckt werden. Ich lege eine Einteilung der Titelangabe bei. Ich nenne das ganze Lied, bestehend aus zwei Teilen: «Das Lied der Weltfestlichkeit».

I. Das Lied vom inneren Auge,

II. Der Herdbau der Weltfestlichkeit.

1.) Van Ingen möchte mir einige Satzproben des Druckes senden zur Auswahl. Innen möglichst wenig Buchschmuck. Der Anfang jedes Liedabschnittes soll mit einem einfachen großen Buchstaben beginnen, nicht zu viel Verzierung am Buchstaben. Vielleicht hat van Ingen eine ganz neue, moderne Schriftart, deutlich und schön geschnitten, zeitgemäß. Dann möchte er diese zum Satz des Liedes anwenden.

2.) Es darf viel Satz auf jede Seite gedruckt werden, da mein Lied ein Lehrgedicht ist, kein lyrisches Lied.

3.) Ich denke dabei an den Drucksatz einer Bibel in Versen, aber in heutigem, zeitgemäßem Letternsatz. Dieses sind meine Drucker-Wünsche.

4.) Darum möchte ich Sie bitten, van Ingen zu fragen, ob für den Grundriß des «Herdes der Weltfestlichkeit» am besten ein Holzschnitt angefertigt werden soll. Oder ob das Grundrißbild in lithographiertem Steindruck gemacht werden soll. Der kleine Grundriß liegt im zweiten Teil bei, den ich Ihnen mitsende. Ich möchte ihn in gleicher Größe abgedruckt haben. Ich hätte gern den Grundriß in der gelbbraunen Farbe gedruckt gesehen, in welcher das Titelblatt der Theatervereinigung gedruckt ist, das Sie mir heute mitgeschickt haben. Aber wenn das zu sehr verteuert, dann den Grundrißdruck in gleicher Farbe wie der Druck des Buchumschlages.

Lieber Herr Blochert, ich kenne van Ingen nicht, aber besser ist es wohl, bis ins Kleinste alles vorher abzumachen, damit nachträglich keine Verteuerungen entstehen.

Wollen Sie auch, bitte, sagen, daß ich ein Exemplar dem General-Gouverneur senden will. Er soll also recht schönen Druck liefern, das heißt: sauber gedruckt. Und es ist in Deutschland Usus, daß man zehn Presse-, das heißt Freiemplare erhält zum Verschicken, die der Drucker über den abgemachten Betrag liefert. Also statt zweihundertfünfzig Exemplaren zweihundertsechzig Exemplare. Wenn van Ingen das tun will, wäre es mir sehr lieb.

Aber wenn es Ihnen peinlich sein sollte, deshalb zu fragen, so verzichte ich natürlich darauf.

Ich habe in diesen letzten Tagen keine anderen Gedanken gehabt als die Reinschrift des zweiten Teiles, den ich Ihnen heute mitsende. Gestern mittag wurde ich mit dem Herdbau-Liede fertig.

Ich glaubte bestimmt, Sie würden heute morgen vielleicht im Auto mit Herrn M., der von seiner Frau erwartet wurde, herauf nach Losari kommen. Ich machte mit Frau Frahm einen Spaziergang die Jakobsleiter hinunter, und als um zehn Uhr das erste Auto pfauchte, und als es den Autoweg heraufkletterte, sagte ich: «Da kommt Blochert!» Aber er kam nicht.

Hier herrscht schreckliche Dürre und Staub auf allen Wegen. Es hat seit Wochen nicht geregnet. Ich lebe recht still, und das tut mir gut. Außer Frau Frahm ist kein deutsches Element hier. Sch., der kommen sollte, ist aus unbekanntem Gründen nicht eingetroffen. Herr de Klein baut jetzt eifrig oben am Bromoweg, nicht beim Kirchhof, wo er zuerst begonnen hatte.

Wollen Sie nicht mal einen Sonntag oder Samstag herauf auteln? Vielleicht kommen Sie gar doch noch morgen am Sonntag? Das wäre sehr schön. Dann könnten Sie auch diesen Ihren Brief selbst in Empfang nehmen, denn heute geht er nicht mehr fort, es ist fünf Uhr abends jetzt.

Bitte, grüßen Sie vor allem Eddelbüttels dankbar von dem scheinbar Undankbaren. Aber ich schreibe morgen endlich. Das Dichten hat kein Brieffschreiben geduldet.

Den Doktor werde ich konsultieren, es kann nicht schaden. Ich danke Ihnen für Ihre liebenswürdige Sorge. Bitte grüßen Sie auch Staugard. Ich habe die Bilder dankend erhalten, es war alles richtig, wie er es anordnete. Ich schreibe Ihnen nächstens nochmals Dank für Ihre weltfestliche Sorge um mein Buch.

Herzlich

Ihr Max Dauthenden

Tosari, Sanatorium, 11. Juli 1918

Lieber Herr Blochert,

es wird mir schwer, die beiden Zeichnungen, die mit so viel Liebe gezeichnet sind, die mir aber zu zart, zu gewollt festlich, fromm und kirchlich feierlich erscheinen, abzulehnen. Ich meine besonders die mit den Kerzen.

Ich wünsche mir eine ernste Zeichnung mit natürlicher Festlichkeit, ohne Kerzen. Ein festlicher Blick, aus der Natur gegriffen.

Sie werden staunen, daß ich Ihnen ein Stück aus meinem Tischtuch ausschneide und beilege. Aber in diesem Sinn, wie das Tuchbild gefühlt ist, möchte ich Festlichkeit als Buchschmuck angewendet sehen.

Das Bild, auf weiße Leinwand gedruckt, hat nur schwarz und blau als Druckfarben, und weiß ist der Leinwandgrund.

Das Bild, das einfache, festliche, stellt den Himmel dar mit Reihen von weißen stilisierten Cirruswölklein. Es hängen, gegen das Licht des blauweißen Himmels gesehen, ein paar dunkle Blütendolden in der Luft nieder, und durch die Wolkenreihe, in der Ecke, fliegt der luftblaue Körper eines kleinen Vogels. Dieses ganze Bild ist natürliche Festlichkeit, vor der Natur empfunden und unter dem freien Himmel geschaut. Etwas ganz Alltägliches, etwas ewig Festliches in aller Einfachheit. Aber das ganz Große an diesem einfachen Naturbild ist die wunderbar einfache Stilisierung des Ganzen. Die Wolken sind kleine Parallelogramme geworden. Die Blüten wirken eckig und dadurch in der Erscheinung kräftig. Auch der Vogel fliegt wie eine aus Dreiecken und Parallelogrammen gebildete Figur stilvoll durch die stilvollen und doch so stimmungsvollen Cirruswölkchen.

Dieses nenne ich natürliche und doch stilisierte Festlichkeit, passend als Flächenbild, nur für die Fläche gearbeitet, so wie eine Tischdecke oder ein Buchdeckel immer eine Fläche darstellt. — Das Richtersche Kerzenbild ist kein Flächenbild.

Ich wünsche mir beinahe dieses einfache Naturbild, wenn das möglich wäre, als Buchdeckel, auf Vorder- und Rückseite das gleiche Bild, schwarz und blau auf weißes Papier gedruckt.

Ich frage mich, warum muß man, wenn das Innenpapier,

das weiße, des Buches so sehr dick ist, einen gelbgetönten Karton als Umschlag außen anwenden? Es ist viel einheitlicher, da das weiße Innenpapier so sehr dick ist, dieses auch für den Umschlag zu verwenden. Es ist eine ganz altmodische Ansicht, daß man bei gehefteten Büchern besonderes Umschlagpapier verwenden müsse. Aber natürlich nur dann das Innenpapier auch für außen verwenden, wenn es so sehr dick ist, was mir sehr gut gefällt.

Auch braucht auf dem Umschlag überhaupt gar kein Buchtitel vermerkt zu stehen, wenn ein Bild gedruckt wird. Das Buch kommt bei nur zweihundertfünfzig Exemplaren nicht ins Schaufenster. Denn es wird wohl in nummerierten Subskriptionsexemplaren verkauft werden. Dabei möchte ich noch bemerken, daß der Drucker auf einer der Anfangsseiten einen Vermerk drucken muß, der heißen muß:

Dieses Buch wurde vorläufig bei van Jngens Druckerei in Soerabaya in 250 Subskriptionsexemplaren gedruckt. Übersetzungsrecht vorbehalten. Verkaufsrecht nur in Niederländisch Indien.

Wir füllen dann die Nummern aus, und so kann kein Mehrverkauf oder Mehrdruck statthaben. Und der Verkauf ist kontrollierbar. Dieses ist allgemeiner Brauch, wenn nur so wenig Exemplare erscheinen.

Für Europa hat mein Verlag Albert Langen das Verkaufsrecht einer neuen Auflage. Bitte, wollen Sie nicht vergessen, das van Jngen zu sagen.

Wollen Sie dann mit ihm, bitte, noch abmachen, daß der Termin der Zahlung – ein halbes Jahr – gerechnet sein muß vom Tage, wo das Buch in den Handel kommt, und nicht vom Tage der Drucklegung. Denn das ist ein großer Unterschied.

Auch würde ich raten, abzumachen, daß das Buch möglichst rasch gedruckt wird. Jedenfalls darf der Druck nicht zurückgestellt werden, ebenfalls nicht die Buchbinderarbeit, was öfter vorkommt, wenn man keine schriftlichen Abmachungen trifft. Mein letztes Gedichtbuch, in Batavia gedruckt, nahm die Zeit vom Juni bis zum Januar in Anspruch. Also über ein halbes Jahr. Denn der Drucker schob andere Arbeiten vor und ließ mein Buch liegen. Ich glaube, es genügt, wenn ich zwei Korrekturen lese.

Bitte, machen Sie alles schriftlich mit van Ingen ab, damit Sie ein Papier in Händen haben, woran Sie sich halten können. Auch für den Fall, daß wir doch interniert werden sollten. —

Die Druckereien sind meistens recht freundlich und bereitwillig bei der Druckannahme eines Buches, aber bei der Ausführung entstehen dann immer Langsamkeiten oder gar Preiserhöhungen. Sollte der Papierpreis während der Druckzeit steigen, so darf van Ingen natürlich den abgemachten Druckpreis nicht plötzlich erhöhen. Darum ist feste schriftliche Abmachung vorher das Allerbeste.

Schade, daß Sie nicht mal heraufkommen können. Ich würde mich sehr freuen. Ich bin Ihnen herzlich dankbar für die große Mühe, die Sie für mich haben.

Es grüßt Sie mit Handdruck

Ihr Dauthenden

An Herrn Holz

Songoriti, 9. August 1918

Lieber Herr Holz,

die Chrysanthemen sind prachtvoll. Ich danke Ihnen herzlich. Leider bin ich noch recht krank.

Wenn Sie mich mal wieder besuchen, so kommen Sie, bitte, am Vormittag zwischen zehn und zwölf. Da bin ich am frischesten.

Ich danke Ihnen nochmals für die herrlichen Blumen.

Herzlich

M. Dauthenden

Grüße an K. Engelhardt und die deutschen Batoes!

Am 29. August 1918 ist Max Dauthenden in Malang auf Java gestorben.

Verzeichnis der Briefempfänger

B. Baß	146
W. Blochert	199, 201, 211, 213, 224, 227
Elisabeth Dauthenden	153, 154
Karl Dauthenden	13, 68
Richard Dehmel	126, 128-131, 132-134, 142, 152, 154, 168, 174
Helene Driefen	214, 221
James und Theodosia Durand	144
Hedwig Fischer	193
Annie Holm	155, 156, 157, 158, 164, 165, 170, 183
Korfiz Holm	151, 155, 156, 158, 161-164, 170-173, 183
H. Holz	204, 209
Jugendfreunde aus Würzburg	5-12, 14-38, 40-67 69-124, 127, 131, 136-141, 143
The Macmillan publishing Co.	149
Marie Minderman	196, 205, 221
Wilhelm Panzerbieter	175, 178, 186
Georg Rademacher	189-192, 197, 199, 202, 208, 210 216-219, 222
Unbekannte	39, 150
Jenny Billinger	180
Arnold Billinger	177, 180
Martha und Otto Wirbats	212
Trudi Bullschläger	203

Werke von Max Dauthenden

- Gesammelte Werke. In sechs Bänden mit etwa 5000 Seiten Text und dem Bilde des Dichters. Leinwand 45.— Mk., Halbfranz 100.— Mk.
Gedankengut aus meinen Wanderjahren. 2 Bände in einem Bande. 6. Aufl. Leinwand 6.50 Mk.
Der Geist meines Vaters. Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert. 6. Aufl. (3. S. vergriffen, enth. in „Aus meinem Leben“)
Aus meinem Leben. Die autobiographischen Schriften. Dünndruckausgabe in einem Bande. Leinwand 7.50 Mk.
Raubmenschen. Roman. 20. Aufl. Leinwand 3.60 Mk.
Gesammelte Novellen und Romane. Dünndruckausgabe in einem Bande. Leinwand 7.50 Mk.
Die acht Gesichter am Bivasee. Japanische Liebesgeschichten. 40. Aufl. Leinwand 5.— Mk.
Lingam. Asiatische Novellen. 13. Aufl. Leinwand 5.— Mk.
Geschichten aus den vier Winden. 8. Aufl. Leinwand 6.— Mk.
Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerlande. 10. Aufl. Leinwand 4.— Mk.
Erlebnisse auf Java. Aus Tagebüchern. 6. Aufl. Leinwand 3.— Mk.
Letzte Reise. Aus Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen. 6. Aufl. Leinwand 6.— Mk.
Mich ruft dein Bild. Briefe an seine Frau. 5. Aufl. Leinwand 7.— Mk.
Das Schönste von Max Dauthenden. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. 25. Aufl. Leinwand 2.50 Mk.
Der Garten ohne Jahreszeiten. Novellen. 18. Aufl. „Kleine Bibliothek Langen“, Bd. 2. Gebunden —.75 Mk.
Gesammelte Gedichte. Dünndruckausgabe in einem Bande. Leinwand 7.50 Mk.
Die geflügelte Erde. Ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere. 5. Aufl. Leinwand 7.50 Mk.
Ausgewählte Lieder aus neun Büchern. 10. Aufl. Leinwand 2.50 Mk.
Weltspek. Lieder der Vergänglichkeit. 2. Auflage. Gebunden 2.— Mk.
Die ewige Hochzeit — Der brennende Kalender. Gedichte. Gebunden 2.— Mk.
Bänkelsang vom Balzer auf der Balz. Gebunden 2.— Mk.
Des großen Krieges Not. Gedichte. 2. Aufl. Gebunden 2.— Mk.
Die Ammenballade — Neun Pariser Moritaten. Gedichte. Gebunden 2.— Mk.
Reliquien. Gedichte. Gebunden 2.— Mk.
Singsangbuch. Liebeslieder. Gebunden 2.— Mk.

ALBERT LANGEN / GEORG MÜLLER / MÜNCHEN

Druck von Hesse & Becker, Leipzig. Einband von E. A. Enders, Leipzig

64651102

Max Dauthendey

Mich ruft dein Bild

Briefe an seine Frau. Dokumente einer großen Liebe
5. Aufl. Geh. 5 Mk., in Leinen 7 Mk.

Letzte Reise

Aus Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen
6. Aufl. Geh. 4 Mk., in Leinen 6 Mk.

Aus meinem Leben

Die autobiographischen Schriften

Inhalt: Der Geist meines Vaters. Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert. Gedankengut aus meinen Wanderjahren.

Dünndruckausgabe in einem Bde. Geh. 5 Mk., in Leinen 7.50 Mk.

Gesammelte Novellen und Romane

Inhalt: Novellensammlungen: Lingam; Die acht Gesichter am Biwasee; Geschichten aus den vier Winden.
Romane: Josa Gerth; Raubmenschen

Dünndruckausgabe in einem Bde. Geh. 5 Mk., in Leinen 7.50 Mk.

Gesammelte Gedichte

Dünndruckausgabe in einem Bde. Geh. 5 Mk., in Leinen 7.50 Mk.

Gesammelte Werke

In sechs Leinenbänden mit etwa 5000 Seiten Text und dem Bilde des Dichters, auf feinstem Dünndruckpapier. 45 Mk.

Inhalt: Bd. 1: Autobiographisches. Der Geist meines Vaters. Gedankengut aus meinen Wanderjahren. Bd. 2: Aus fernen Ländern. Erlebnisse auf Java; Letzte Reise; Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerlande. Bd. 3: Novellen und Romane. Lingam; Die acht Gesichter am Biwasee; Geschichten aus den vier Winden; Josa Gerth; Raubmenschen. Bd. 4: Lyrik und kleinere Versdichtungen. Bd. 5: Die großen Versdichtungen. Bd. 6: Dramen.

Verlag Albert Langen / Georg Müller / München

Max Dauthendey

Ein Herz im Lärm der Welt

Briefe an Freunde

Es ist nicht Übertreibung, wenn man diesen Band eines der lebensvollsten Briefbücher nennt, die es in deutscher Sprache gibt. Die Stimme eines großen, heißen Menschenherzens, die hier Wohlklang wird, packt jedes andere Herz, dem sie erklingt. Max Dauthendey, von jung auf ein Umhergetriebener, fernedurstig schweifend nach den Wundern dieser Erde, hat es in seinem äußerlich von Armut oft bedrängten, innerlich so reichen Leben lernen müssen, daß das Wunderbare einem rechten Deutschen, wie er es gewesen ist, nur aus dem Heimatboden wachsen kann. Dieses buntfarbige Leben, dieser trotz allen Krümmungen stets zielbewußte Weg zum eigenen Ich, wird uns auf diesen Blättern klar und eindrucksvoll gezeigt wie kaum vorher in einem Werk von ihm. Den frühesten dieser Briefe schrieb er als Neunzehnjähriger, den letzten zwanzig Tage nur vor seinem Tod. Und doch: wie gleich bleibt er sich durch die ganze Zeit, wieviel Gestaltungskraft und Geist bewährt er in den schönen Jünglingsbriefen schon, wie jung im Herzen und wie wundervoll naiv erweist sich noch der durch das Heimweh und die Not des Lebens körperlich lang vor der Zeit zermürbte Mann auf seinem letzten Bett! Daß dieser große Dichter auch ein großes Kind gewesen ist und immer blieb, daß er den praktischen Anforderungen des gemeinen Alltags rührend naiv und beinahe hilflos gegenüberstand, mag einen manchmal lächeln machen, aber dieses Lächeln hält sich frei von Spott und kann nicht anders sein als liebevoll. Gerade dieser Einklang seines Menschlichen und seines Dichtertums hat ihn wohl jedem, der ihn kannte, herzlich lieb gemacht. Ganz aus der Nähe kennen lernen aber kann ihn heute jeder, der dies Buch mit seinen Briefen an die Freunde liest. Und daß ihn dann auch jeder Leser lieben und sich gern zu seinen Freunden zählen wird, daran ist wohl ein Zweifel kaum erlaubt. Wärme des Herzens, innige Begeisterungsfähigkeit, weit offene Sinne für die Welt, die Menschen und die Kunst zeichnen fast jeden dieser Briefe aus. Landschaften blühen leuchtend auf, bedeutende Persönlichkeiten wandeln in Fleisch und Blut vor unserm Blick, versunkne Zeiten werden nahe Gegenwart, wenn sie des Dichters Stift umreißt, am schönsten aber zeichnet er hier doch sein eigenes Bild, auch wo er gar nicht von sich spricht. Ein Buch echtster Menschlichkeit, das vielen Freude bringen und das dauern wird!

Verlag Albert Langen / Georg Müller / München